This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

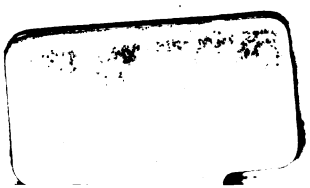
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

U 353 (



Briefe

von

Johann Heinrich Voß

nebst

erläuternden Beilagen

herausgegeben

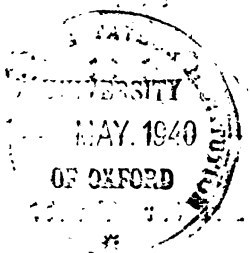
von

Abraham Voß.

Dritter Band.
Erste Abtheilung.

Aus der Biblicthek von Leo Türkheim.

Halberstadt,
bei Carl Brüggemann.
1832.


MAY. 1940
OF OXFORD

Inhalt.

Seite

I. Otterndorf und Eutin.

Otterndorf. (Fortsezung.) 1

Otterndorf, vom Herbst 1778 bis zum Sommer 1782. —

Eutin. 15

Eutin, von 1782. —

II. Briefe an die Gebrüder Boie und an Esmarch.

An Heinrich Christian Boie. 137

Göttingen, 23. December 1773. —

Göttingen, 17. Juli 1774. 139

Otterndorf, im Oktober 1775. 140

Flensburg, im Mai 1777. —

— 23. Juni 1777. 141

Wandsbeck, im April 1778. 142

— im Juli 1778. —

Otterndorf, 16. November 1778. 143

— 10. Januar 1779. 144

— 8. Oktober 1779. 145

— 28. Januar 1780. 146

— im März 1790. 147

Seite

Otternborf, im April 1780. 149
— 28. December 1780. 150
— im April 1781. 151
— im Mai 1781. . . . . —
— im Juni 1781. 152
— im Juni 1782. . . . . —
Eutin, im Auguſt 1783. 153
— im April 1784. 154
— im Juli 1784. 155
— im Oktober 1784. 156
— im Juli 1785. 157
Neumünſter, im Juni 1786. 158
Eutin, 23. Juli 1786. . . . . —
— im Oktober 1786. 161
— im December 1786. 162
— im März 1787. . . . . —
— im April 1787. 164
— im Juni 1787. 165
— im September 1787. 167
— im November 1787. 169
— im December 1787. 170
— im Juli 1788. 171
— 4. April 1790. 172
Jena, 24. December 1802. 173
— 16. September 1803. 175

An Rudolf Boie.

Otternborf, im Juli 1780. 177
Eutin, im Juni 1783. 178
— im Juli 1783. . . . . —
— im März 1785. 179
Meldorf, im Juni 1786. 180
Eutin, im Mai 1787. . . . . —

Seite
Eutin, im Januar 1788. 181
— im April 1788. . . . . —
— im Oktober 1788. 182
Erneſtine Voß an Rudolf Baie. —
Eutin, 13. November 1788. . . . . —
— im Auguſt 1794. 183
— — — — 184
— im September 1794. 186
Holtenau, 1. Oktober 1794. 187
Eutin, 16. Oktober 1794. 188
An Clemarch.
Wandsbeck, im März 1776. 189
Flensburg, 13. April 1776. 190
Wandsbeck, im November 1776. 191
Otterndorf, im Oktober 1779. 192
— im December 1780. 193
Eutin, im Juni 1785. 194
— im Oktober 1784. . . . . —
— im Mai 1796. 195
Jena, im Februar 1804. 197
III. Briefe an die Söhne.
An Heinrich und Wilhelm Voß.
Eutin, 28. April 1799. 201
— 5. Mai 1799. 203
— 19. Mai 1799. 204
— 26. Mai 1799. 205
Schwedt, im Auguſt 1799. 207
Eutin, 15. September 1799. 208
— 8. November 1799. 209
— 1. Februar 1800. 210
— 17. Auguſt 1800. 211
— 12. April 1801. . . . . —

Seite

Eutin, 6. Juni 1801. 213
— 18. Oktober 1801. 215
— 27. Januar 1802. . . . . —
— 11. April 1802. 216
— 13. Mai 1802. 219
Baden, 2. Julius 1816. 221

An Wilhelm Voß, bei seines Verdinands Scheiden.

Heidelberg, 19. December 1813. 223

An Hans Voß.

Jena, 14. Januar 1805. 225
— 4. Februar 1805. 226
Heidelberg, 11. Februar 1810. 227
— 24. Oktober 1822. . . . . —

An Abraham Voß.

Heidelberg, 8. Februar 1811. 229

Segenswünsche für die Enkel. 231

I.

Otterndorf und Eutin.

Briefe

von

Johann Heinrich Voß

nebst

erläuternden Beilagen

herausgegeben

von

Abraham Voß.

Dritter Band.
Erste Abtheilung.

Aus der Biblicthek von Leo Türkheim.

Halberstadt,
bei Carl Brüggemann.
1832.

UNIVERSITY
MAY. 1940
OF OXFORD

Inhalt.

Seite

I. Otterndorf und Eutin.

Otterndorf. (Fortsezung.) 1

Otterndorf, vom Herbst 1778 bis zum Sommer 1782. —

Eutin. 15

Eutin, von 1782. —

II. Briefe an die Gebrüder Boie und an Esmarch.

An Heinrich Christian Boie. 137

Göttingen, 23. December 1773. —

Göttingen, 17. Juli 1774. 139

Otterndorf, im Oktober 1775. 140

Flensburg, im Mai 1777. —

— 23. Juni 1777. 141

Wandsbeck, im April 1778. 142

— im Juli 1778. —

Otterndorf, 16. November 1778. 143

— 10. Januar 1779. 144

— 8. Oktober 1779. 145

— 28. Januar 1780. 146

— im März 1790. 147

Seite

Otternborf, im April 1780. 149
— 28. December 1780. 150
— im April 1781. 151
— im Mai 1781. . . . . —
— im Juni 1781. 152
— im Juni 1782. . . . . —
Eutin, im Auguſt 1783. 153
— im April 1784. 154
— im Juli 1784. 155
— im Oktober 1784. 156
— im Juli 1785. 157
Neumünſter, im Juni 1786. 158
Eutin, 23. Juli 1786. . . . . —
— im Oktober 1786. 161
— im December 1786. 162
— im März 1787. . . . . —
— im April 1787. 164
— im Juni 1787. 165
— im September 1787. 167
— im November 1787. 169
— im December 1787. 170
— im Juli 1788. 171
— 4. April 1790. 172
Jena, 24. December 1802. 173
— 16. September 1803. 175

An Rudolf Voie.

Otternborf, im Juli 1780. 177
Eutin, im Juni 1783. 178
— im Juli 1783. . . . . —
— im März 1785. 179
Meldorf, im Juni 1786. 180
Eutin, im Mai 1787. . . . . —

Seite
Eutin, im Januar 1788. 181
— — im April 1788. . . . . —
— — im Oktober 1788. 182
Erneſtine Voß an Rudolf Baie.
Eutin, 13. November 1788. . . . . —
— im Auguſt 1794. 183
— — — — 184
— — im September 1794. 186
Holtenau, 1. Oktober 1794. 187
Eutin, 16. Oktober 1794. 188
An Esmarch.
Wandsbeck, im März 1776. 189
Flensburg, 13. April 1776. 190
Wandsbeck, im November 1776. 191
Otterndorf, im Oktober 1779. 192
— im Dezember 1780. 193
Eutin, im Juni 1783. 194
— im Oktober 1784. . . . . —
— im Mai 1796. 195
Jena, im Februar 1804. 197

III. Briefe an die Söhne.

An Heinrich und Wilhelm Voß.
Eutin, 28. April 1799. 201
— 5. Mai 1799. 203
— 19. Mai 1799. 204
— 26. Mai 1799. 205
Schwedt, im Auguſt 1799. 207
Eutin, 15. September 1799. 208
— 8. November 1799. 209
— 1. Februar 1800. 210
— 17. Auguſt 1800. 211
— 12. April 1801. . . . . —

Seite

Eutin, 6. Juni 1801. 213
— — 18. Oktober 1801. 215
— — 27. Januar 1802. . . . . —
— — 11. April 1802. 216
— — 13. Mai 1802. 219
Baden, 2. Julius 1816. 221
An Wilhelm Voß, bei seines Verdinands Scheiden.
Heidelberg, 19. December 1818. 223
An Hans Voß.
Jena, 14. Januar 1805. 225
— 4. Februar 1805. 226
Heidelberg, 11. Februar 1810. 227
— — 24. Oktober 1822. . . . . —
An Abraham Voß.
Heidelberg, 8. Februar 1811. 229
Segenswünsche für die Enkel. 231

I.

Otterndorf und Eutin.

Otterndorf.

(Fortsetzung.)

Otterndorf, vom Herbst 1778 bis zum Sommer 1782.

Aus Mecklenburg hatten wir bis Pfingsten stündlich gute Nachrichten erhalten. Für die Mutter war vorläufig gesorgt; indessen erkannten wir es bald für das Zweckmäßigste, sie nicht dort zu lassen, und da sie selber nicht abgeneigt war, zu uns zu ziehen, schrieb ihr Voß im December:

„Ich vereinige meine Bitten mit den Bitten Ihrer Tochter, daß Sie uns die Freude nicht versagen, Ihre alten Tage bei uns zuzubringen. Wissen Sie noch, daß dies immer unser Gespräch des Abends hinter dem Ofen war, wenn der liebe Gott uns einen traurigen Tag geschickt hatte, daß ich dann als ein

kleiner Junge Projecte machte, Prediger, Kanngießer oder Buchbinder zu werden, und daß Sie dann bei mir ziehn, und meine Kinder warten sollten? Jezt habe ich Gottlob mein Brot, und wohne hier sehr angenehm und vergnügt. Wie könnte ich's denn vor Gott verantworten, wenn ich meine alte Mutter, die mich gesäugt und zur Gottesfurcht angehalten hat, in der traurigen Einsamkeit und im Mangel sizen ließe? Kommen Sie, liebe Mutter, Sie sollen's hier gut haben, völlige Freiheit zu thun und zu lassen, was Sie wollen, und vergnügte Gesichter. Ernestine wird Sie auf den Händen tragen, und Friz wird Ihnen entgegenlachen. Schreiben Sie mir ja recht bald, ob Sie unsre Bitte erfüllen wollen. Sie würden uns sehr betrüben, wenn Sie's nicht thäten. Grüßen Sie unsre Freunde und Nachbarn von Ihrem einzigen Sohn."

Die Mutter war mit allem zufrieden, und unsere Bedenklichkeit, daß sie sich nicht aus der Nähe der kränkelnden Tochter entfernen dürfe, wurde durch die Versicherung widerlegt, daß diese Kränklichkeit nur eine vorübergehende sei. Gegen Ende Septembers kam sie bei uns an, heiter und rüstig. Voß ward gleich sehr niedergeschlagen, als sie ihm den Zustand seiner Schwester schilderte, welcher auf eine unheilbare Auszehrung schließen ließ. Dem widersprach die Mutter mit Bestimmtheit, und fügte hinzu, die Kranke selbst sei voll Hofnung, und habe darauf gedrungen,

daß die Mutter den Winter nicht in Mecklenburg bleiben ſolle. Der erſte Brief, den wir einige Wochen darauf von Brückner empfingen, enthielt die Nachricht ihres Todes. Das war ein ſchrecklicher Abend. Der Mutter Schmerz machte ſich in lautem Schreien und Wehklagen Luft; bei Voß war es ſanfter und milder, doch war er faſt untröſtlich, und hatte dabei noch die Sorge um mich, die jeden Tag ihre Niederkunft erwartete. So viel er vermochte, ſuchte er die Mutter davon abzulenken, daß ſie ſich keine Vorwürfe machte, die Tochter verlaſſen zu haben, ſo ſchwer es ihm auch wurde, ſich ſelber in dieſem Punkte zu beruhigen.

Heinrichs Ankunft in der Welt, nach einer ſchweren Entbindung, brachte wieder Mut und Leben ins Haus, und die Übernahme der Wirtſchaft in dieſer Zeit zerſtreute und beſchäftigte die Mutter ſehr. Ich erholte mich langſam, und meine Heiterkeit wollte nicht wiederkehren, weil ich überall Mißtöne bemerkte, die Voß mir zu verhehlen wünſchte. Da gab es denn für mich ganz ungewohnte Übungen in Geduld und Selbſtbeherrſchung. Allmählig ſezte ſich unſer Verhältnis zu einander ſehr leidlich, beſonders ſeitdem es Voß gelang, ſeiner Mutter begreiflich zu machen, daß ſie ſelbſt die meiſte Schuld trage bei dem, was ihr unbehaglich ſei, und ſie zum ruhigen Nachdenken zu bringen, daß es nicht in unſrer Gewalt ſtehe, ihr die Art Wirthſchaftung zu verſchaffen, nach der ſie ſich oft ſehnte.

Im Frühlinge miethete wir einen nicht kleinen Garten vor dem Thore, in welchem die Mutter die gewohnte Beschäftigung fand, Gemüse zu bauen, die zu ihrem Wohlsein nothwendig war. Dieser Garten hatte ein Lusthaus, wo wir, nachdem ich die Kinder zur Ruhe gebracht, oft unser Abendbrot verzehrten, und heiter nach des Tages Last waren. Das Gärtchen am Hause war unsre Freude, wenn Voß aus der Schule kam. Hier tranken wir unsern Kaffe, ich den Kleinen auf dem Schooß, und Fritz beschäftigt, dem Vater manches Buch herunterzutragen. Was darin wuchs, pflanzten wir alles selbst, kein Winkelchen wurde leer gelassen, von allem mußte hier eine Probe sein. Gar große Freude machte Voß ein Ländchen mit Gurken, deren Ranken er an Erbsenreisig leitete, wie später in Eutin und Heidelberg seinen Efeu. Ein Gärtner schenkte uns unter andern auch die hochrothe Kroll-Lilie, die wir noch nicht kannten, und die Voß überall, wo wir Anlagen machten, so gern an seinen Lieblingsplätzen sah.

Im Frühlinge 1780 frischten wir uns durch eine Reise nach Hamburg auf; Kinder und Magd wurden mitgenommen. Es fehlte nicht viel, so hätten wir auf der Rückkehr unser Grab in der Elbe gefunden. Der Kapitän Müller in Stade schickte uns die Schaluppe des englischen Kronschiffes nach Hamburg, um uns eine weniger langweilige Fahrt zu verschaffen. Abends meldete er seine Ankunft, und bestimmte für

den folgenden Morgen die Stunde der Abfahrt. Wir waren nicht bekannt mit der alles wagenden Natur dieser Kronschlf-Matrosen, und den Neckereien, die zwischen ihnen und dem Schiffsvolk im Hafen Statt fanden. Es ging ein scharfer Wind, und noch mehr erschraken wir, als wir die hohen Wellen sahen. Wir befragten den Steuermann, ob die Fahrt bedenklich sei; lebhafte Stimmen aus den benachbarten Schiffen riefen ihm zu da Dinge, die wir nicht verstanden, und dem ihm unartig erwiedert würden. Gegen uns sprach er kräftig die Worte aus: „Wenn wir es wagen wollten, ihnen wäre es recht;“ eine bestimmtere Antwort wollte er in Gegenwart der Andern nicht geben. Kälter bemerkte Forcht bei den Leuten, und wir stiegen ohne Angst ein. So lange wir uns innerhalb des Hafens befanden, ging es bei dem meist günstigen Winde leidlich; als wir aber die hohe See erreichten, war der Anblick schrecklich. Wir drangen in den Steuermann, wieder umzukehren; das verweigerte er standhaft als unmöglich. Das waren zwei angstvolle Stunden. Bei jeder überschlagenden Welle füllte sich die Schaluppe mit Wasser, so daß die Hälfte beständig ausgeschöpft werden mußte. Das rauhe Gesicht des Vorsteuermanns ward immer sanfter, indem er seine kleine Kinder nannte, und sie ermahnte, alle Kraft anzuwenden; mit Gottes Hülfe könne es noch gut gehen. Wir sahen nun ungeheure Größe [illegible]

ziehen; denen bot der Steuermann die Spitze, und es war uns, als müßten wir einen schäumenden Berg hinan. War die Welle glücklich gebrochen, so rief der Alte: „Gottlob, Kinder! strengt euch an!“ Uns ließ die Angst weder denken noch reden, wir konnten uns kaum sitzend erhalten. Die armen ganz durchnäßten Kinder schrieen! — Endlich gelang es der Anstrengung, die Schwinge einen kleinen Fluß bei Stade zu erreichen, wo wir allmählig ruhigeres Wasser sahen, und ruhige Gesichter um uns. Am Ufer beim Krahn fanden wir viele Menschen versammelt, die unsre Noth und unsern gewissen Untergang aus der Ferne mit angesehn. Das war eine Freude, als wir ans Land stiegen, und von Allen mit Gottlob und Dank begrüßt wurden. Alles half die Sachen ins Wirthshaus bringen, wo gleich in der großen Küche ein helles Feuer gemacht ward, um die Kleider zu trocknen. — Man äußerte, er habe selbst in der Gewißheit des Untergangs die Freude empfunden, daß wir beisammen wären, aber an seine Mutter habe er mit Grauen gedacht. — Nach einigen Stunden bestiegen wir erfrischt einen großen Familienwagen, und fuhren nun unter dem Schatten hoher, in aller Fülle blühender Kirschbäume. Wir befanden uns in dem sogenannten alten Lande, welches ganz Hamburg und eine weite Strecke umher mit den schönsten Kirschen versorgt. Das war ein Wechsel! aber wir waren auch so ge-

ihn des Contrastes wegen lustig, obgleich die 6 Bände wieder schreckten. Claudius, den er zur Theilnahme aufforderte, lehnte sie ab, weil ein solches Unternehmen ihm zu kleinlich schien. Voß unterzog sich daher allein einer Arbeit, die keine Anstrengung verlangte, und ihn für die böse Zeit, die uns bevorstand, das Gefühl des Unvermögens weniger scharf empfinden ließ.

Im Frühlinge 1784, wo Wilhelm geboren wurde, waren wir alle noch gesund. Wir machten eine Fahrt nach Dithmarschen, welches ich seit meiner Kindheit nicht wiedergesehn, und wo Voß sich immer so heimisch fühlte. Der nasse Sommer, der selbst die kernfesten Hadeler nicht vor Marschfieber schützte, zeigte auch bei uns seine Folgen, und das in einem Zeitpunkt, wo die Hausfrau es erreicht hatte, sich ein etwas behaglicheres Leben zu schaffen, und Muße für Handarbeit zu gewinnen. Im September bekam ich zuerst das Fieber, und zwar das doppelte; kurz nach mir nahm Voß meinen guten Tag in Besitz. Die Mutter und Fritz fieberten einen Tag um den andern, der arme Heinrich jeden Tag. Auch der Säugling, den ich nicht entwöhnen sollte, ward von der Krankheit ergriffen. Als sich Voß allmählig wieder erholte, richteten wir im Hause ein Zimmer für die Schule ein, und es ward ihm leichter ums Herz, als er wieder unter seinen Schülern sein, und sie zur Selbstthätigkeit leiten konnte. Freunde und Nachbarn sorgten gar liebreich

daß er einmal die Landkarte ausbreitete, und überall in Holstein die Orte aussuchte, wo man wol einen Rector bedürfen könnte. Bei Eutin blieb er freudig stehn, und meinte, das wäre ein erwünschter Ort: in der Nähe von Hamburg, Lübeck und Kiel! und ein so gesegnetes kleines Land, von einem wohlwollenden Fürsten regiert! Dann machte er sich aber gleich die bedeutende Einwendung, daß der junge Rector, welcher im Besiz dieser Stelle war, ihm wol schwerlich Plaz machen würde.

Nach der Schule pflegte Voß mir gerne etwas vorzulesen, wenn sich die Einrichtung treffen ließ, daß Mutter oder Magd die Kinder so lange zu sich nahmen. Besonders ist mir noch in Erinnerung, daß wir in solchen Stunden zum erstenmal Nathan den Weisen lasen, den er gleich aus Hamburg verschrieb, und nicht warten konnte, bis er gebunden war. Eine geraume Zeit war Nathan der Inhalt aller unsrer Gespräche, und sein erstes Gefühl war, er müsse sich selbst gegen Lessing darüber aussprechen; doch siegte die Besorgniß, unbescheiden zu erscheinen. Wenige Jahre in der Folgezeit können eine Ausnahme machen, daß er mir nicht den Nathan von neuem vorgelesen, und mit denselben Gefühlen wie das erstemal.

In der Zeit, wo Voß bei der Herausgabe der Odyssee so viele Schwierigkeiten fand, kam ihm vom Buchhändler Cramer in Bremen der Antrag, die Tausend und eine Nacht zu übersezen. Dieses stimmte

ihn des Contrastes wegen lustig, obgleich die 6 Bände wieder schreckten. Claudius, den er zur Theilnahme auffoderte, lehnte sie ab, weil ein solches Unternehmen ihm zu kleinlich schien. Voß unterzog sich daher allein einer Arbeit, die keine Anstrengung verlangte, und ihn für die böse Zeit, die uns bevorstand, das Gefühl des Unvermögens weniger scharf empfinden ließ.

Im Frühlinge 1781, wo Wilhelm geboren wurde, waren wir alle noch gesund. Wir machten eine Fahrt nach Dithmarschen, welches ich seit meiner Kindheit nicht wiedergesehn, und wo Voß sich immer so heimisch fühlte. Der nasse Sommer, der selbst die kernfesten Hadeler nicht vor Marschfieber schützte, zeigte auch bei uns seine Folgen, und das in einem Zeitpunkt, wo die Hausfrau es erreicht hatte, sich ein etwas behaglicheres Leben zu schaffen, und Muße für Handarbeit zu gewinnen. Im September bekam ich zuerst das Fieber, und zwar das doppelte; kurz nach mir nahm Voß meinen guten Tag in Besitz. Die Mutter und Fritz fieberten einen Tag um den andern, der arme Heinrich jeden Tag. Auch der Säugling, den ich nicht entwöhnen sollte, ward von der Krankheit ergriffen. Als sich Voß allmählig wieder erholte, richteten wir im Hause ein Zimmer für die Schule ein, und es ward ihm leichter ums Herz, als er wieder unter seinen Schülern sein, und sie zur Selbstthätigkeit leiten konnte. Freunde und Nachbarn sorgten gar liebreich

und theilnehmend für uns übergeht, wo wir Hülfe und Erleichterung bedurften. Schmeelkens Frau nahm Fritz, den sie wie ein eigenes Kind liebte, in Pflege und Aufsicht, eine andre Freundin Heinrich.

Grade in dieser Jammerzeit kam der erste Brief von Stolberg mit der Nachricht, die Stelle in Eutin sei offen. Das war wie ein Lichtstrahl in dunkler Nacht! Die ersten umständlichen Berichte über die ganze Lage trafen uns im Zustande der Genesung, und da manches abschreckte, blieben wir zweifelhaft, bis bald nachher neue Nachfälle eintraten. Jetzt entschied freilich der gesunde Ort gegen alles, was uns bedenklich erscheinen konnte. Plane für die Zukunft ersezten in der Zeit der Genesung, was der Winter verdorben hatte. In dieser Zeit meldete auch Stolberg seine nahe Heirath, und es ward uns eine erfreuliche Aussicht, mit ihm vereint an einem Orte zu leben. Gar schöne Tage waren es, als Voß in dieser heiteren Stimmung das Hochzeitsgedicht an Stolberg machte. Die Stelle in Eutin schon um Ostern anzutreten, erlaubten die Umstände nicht. Erst in wärmerer Jahreszeit, nachdem auch ich mehrere Wochen vom Fieber frei war, durften wir die Reise wagen. Von Stolberg erhielten wir die Nachricht, daß der Hof bis zum Herbst nach Oldenburg gehe, den er als Oberschenk (ein Amt, das ihm zu Liebe erfunden, und nach seinem Abgange nicht wieder besezt ward) begleiten müsse. Auf seine Bitte hatte uns der Hofsprache-

ker Kind gastfreundlich sein Haus angeboten, bis wir zu eigener Bequemlichkeit gelangen könnten.

Die Hadeler ließen uns ungern ziehen, tadelten aber nicht, daß wir gingen, und waren uns überall behülflich mit Rath und That. Bis Hamburg nahm uns und unsre Sachen ein Schif auf, und noch den lezten Abend hatte ich zu packen, wo denn alles vom Garten aus in einem Kahn nach der Elbe gebracht ward. Den folgenden Morgen um sieben Uhr sollten wir bei der Schleuse zur Abfahrt bereit sein. Recht ruhig dachten wir nach einem mühseligen Tage noch den Abend und die Nacht bei unserm Schmeelke zuzubringen. Da pochte es um neun Uhr an die Fensterladen; der Wind hatte sich plözlich gedreht, und der Schiffer wollte die mondhelle Nacht benuzen. Wir mußten uns ohne Neigung schon fügen, aber es entstand eine große Verwirrung. Bekannte und Nachbarn eilten zum Beistand herbei. Mehrere brachten Erfrischungen für die Reise, und Schmeelkens Frauen lieferten vom noch gedeckten Tisch, was sich nur in den dazu bestimmten großen Korb packen ließ. Der Abschied ward uns durch dies rauschende Getümmel etwas erleichtert, da wir nur den gegenwärtigen Augenblick im Sinne hatten. Die armen Kinder wurden aus dem Schlaf in den Wagen gehoben. Schmeelke begleitete uns bis zum Hafen. Alle Schüler waren um den Wagen versammelt, und als wir an der Schleuse still hielten, fanden sie sich noch

einmal ein, und halfen wen alles ins Schif bringen, und im Schiffe eine möglichst bequeme Einrichtung machen. — Der Abschied von Schmeelke ward uns unendlich schwer, in dem Gefühl, einen so treuen Freund in der neuen Heimat schwerlich wieder zu finden. Der Organist Böse begleitete uns bis Hamburg, und nahm mit Voß die Kajüte des Schiffers ein. Ich für meinen Antheil freute mich im unteren Schifsraum neben den Kindern vorerst daran, daß diese sich bald beruhigen ließen, und daß ich mich den Rest der Nacht still ausweinen konnte.

Die heitere Luft und die ersten Strahlen der Sonne erfrischten uns alle. Der Wind war sehr günstig, und wehte nur so viel als wir eben nöthig hatten, um vor Abend Hamburg zu erreichen. Der Tag verging ziemlich gemütlich, bald oben, bald unten im Schifsraum, und Abends bei guter Zeit landeten wir am Baumhause, wo die Söhne und Töchter der Mutter Alberts uns schon in Empfang nahmen.

Eine solche Elbfahrt ist bei günstigem Wetter gar unterhaltend. Es wimmelt von großen und kleinen Schiffen, die Lebensbedürfnisse nach Hamburg bringen. Wenn zwei sich nahe kommen, begrüßt man sich mit Hurrahrufen und Hutschwenken. Die fernen Ufer zu beiden Seiten geben immer neue Abwechselung; je näher Hamburg, je schöner; denn schon mehrere Stunden vor Altona fangen die Hamburger Lustbesitzungen an, die zum Theil großen Umfang haben.

Bei der lieben Mutter war alles aufs freundlichſte und bequemſte für uns bereitet. Das that wohl! ſo wie der erquickende Schlaf, den wir alle bedurften. Acht Tage waren nur für Hamburg beſtimmt; es mußte alſo gleich bedächtig überlegt werden, was darin alles zu beſorgen ſei. Unter anderen zierlichen Sachen ſollte auch ein Prunkkleid gekauft werden für uns beide, weil es in eine Reſidenz ging. Voß überließ alles unſerer Weisheit; nur eins lag ihm am Herzen: ein großer Klapptiſch, an dem wir uns gemächlich wieder ausbreiten konnten. Was wir im letzten Jahr vom Almanach erübrigt hatten, reichte ungefähr für dieſe Einkäufe. Unſre Schulden hatten wir getilgt mit dem, was aus dem Hausverkauf in Mecklenburg einging. Mehrere Tage verſtrichen mit dem Einkaufen, und ich fühlte beim Herumſteigen in der großen Stadt ſehr, daß meine Kräfte erſchöpft waren.

Stolberg mit ſeiner jungen Frau, die gleich durch ihre natürliche Unſchuld unſer Herz gewann, trafen wir bei ſeiner Durchreiſe nach Oldenburg noch in Hamburg. Eine Halsentzündung hatte ihn zurückgehalten. Bei denen brachten wir im Gaſthof die meiſten Ruheſtunden zu, da ſie noch lebhafter als er es empfand, daß ſie an uns theilnehmende Freunde gefunden, wie ſie es bedurfte. Zu unſrer großen Freude traf auch der Bruder Boie aus Meldorf ein, wo er ſo eben ſeine Landvogt-Stelle angetreten.

Am ſogenannten Lämmerabend, einem großen

Feste für die Hamburger, an dem sich jeder Hausvater, der Raum dafür zu schaffen weiß, ein Lamm für seine Kinder kauft, waren wir in zahlreicher Gesellschaft auf Klopstocks Garten vor dem Dammthor, wo dieser Markt gehalten wird. Schon ehe wir ausfuhren, fühlte ich an der Schwere im Körper das wiederkehrende Fieber, doch traute ich mir noch Kraft genug zu, es zu unterdrücken. Hensler aus Altona, der sich unter den Gästen befand, war väterlich besorgt, mich gleich nach Tisch mit nach Hamburg zu nehmen. Abends fand Voß mich schon in so heftiger Fieberhitze, daß ich ihn nicht erkannte. Nun mußte freilich unser Aufenthalt in Hamburg noch verlängert werden, und die trübe Aussicht für die nächste Zukunft machte uns recht niedergeschlagen. Die folgenden Fieber gingen leichter vorüber, und wir entschlossen uns, mit einem leeren Frachtwagen, dessen grasser Mann für mich und Fritz ein bequemes Lager darbot, abzureisen. Am Nachmittage des 21. Julius kamen wir in Eutin an.

Eutin.

Eutin, von 1782 an.

Der freundliche Empfang, den wir im Lindschen Hause fanden, machte uns gleich wohlgemut. Er, ein ausgezeichnet braver Mann, faßte bald eine Art Familiengefühl für mich, weil sein Bruder der Nachfolger meines Onkels auf einer Dorfpfarre nahe bei Eutin geworden war; auch fand er sich sehr geehrt, daß der Graf Stolberg ihm selbst so dringend angelegen hatte, den neuen Rector als seinen Freund mit Rath und That zu unterstützen. Die Frau war ganz liebenswürdig und verständig, und beide sind gegen uns immer so treu und theilnehmend geblieben, wie sie sich am ersten Tage zeigten.

Unsre Wohnung war so schlecht, daß mir jetzt noch grauset, wenn ich an den ersten Eintritt denke: kleine niedrige Zimmer, nicht die mindeste häusliche Bequemlichkeit, selbst das allernothdürftigste fehlte. In seiner Arbeitsstube gelähmte Weg auf einer höchst erbärmlichen Treppe, bei deren zweitem Absatz er immer den Kopf biegen mußte, um keinen Stoß zu bekommen. Recht traurig machte uns die Beschaffenheit des Ganzen. Der nicht sehr bedeutende Ankauf, und

Hamburg hatte nur zur Hälfte Platz; in dem gegenüberliegenden Kuhstall, den der Superintendent Wolff uns eingeräumt hatte, standen unsre abgeladenen Kisten. Dieser Stall, von Voß wol unser Staatszimmer genannt, nahm in der Folge alles auf, was im Hause kein Unterkommen fand, und dort brachte ich mit den Kindern immer die Stunden zu, in denen mich die Sonne im Hause nicht aushalten ließ. Beim Superintendenten, der uns gar herzlich aufnahm, erfuhr Voß die genaueren Schulverhältnisse und den Standpunkt des Rectors zum Consistorium, der freilich nicht so frei war, als der Hadeler es gewesen. Mit großer Freundlichkeit ward uns alles angeboten, was wir zu unsrer Bequemlichkeit nutzen konnten, vorzüglich der freie Gebrauch des großen Gartens für uns und unsre Kinder. Voß faßte gleich Vertrauen zu diesem Manne, und daß er es in hohem Grade verdiente, hat er uns in mancherlei Fällen bis an sein Ende bewiesen.

Während sich bei mir die Vorboten des Fiebers wieder einstellten, machte Voß Besuche, und suchte mich den Abend zu erheitern durch Erzählung von mancherlei, was ihm selbst erfreut hatte. Namentlich hatte er in dem Cantor Weise, der in dem Rufe der Untüchtigkeit stand, einen Mann gefunden, von dem er hoffen durfte, ihm durch Aufmunterung und freundliches Benehmen mehr Zutrauen zu sich selber einzuflößen.

Am folgenden Tage veranſtaltete Herr Kind eine Luſtfahrt nach dem ſchönen Sielbeck, die uns unbeſchreibliche Freude machte, nach ſo langer Entbehrung von Wald, Hügeln und Landſeen. — Die fieberfreien Tage wurden nun ſo ſchnell als möglich genutzt, um uns einzurichten, wobei ſich hinlänglich hülfreiche Hände fanden. Unſern Einzug hielten wir acht Tage nach unſrer Ankunft. In dem engen Raum mußte jedem genau ſein Wirkungskreis angewieſen werden. Doch war es nicht möglich, Voß ein ſicheres Ruheplätzchen zu verſchaffen; ſelbſt die Luſt fehlte ihm, ſeine Bücher um ſich zu ordnen.

Unſer Hauptleiden war unſer Fritz. Schon in Hamburg fand Hensler den Zuſtand eines ſchleichenden Fiebers bedenklich; doch machte er Hofnung, daß eine ſorgfältigere Behandlung in geſunder Luft es noch heben könne. Der Leibarzt Heinze war mit dem Hof in Oldenburg; der, den wir wählen mußten, flößte kein Zutrauen ein. Uns verging der Mut vollends. Den ganzen Tag hörten wir die Klagetöne des armen Kindes, vorzüglich wenn Anſtalten zum Eſſen gemacht wurden, wogegen es eine unwiderſtehliche Abneigung ſpürte.

Unter ſolchem Jammer mußte Voß ſeine Schule beginnen, um ſo beſchwerlicher, da er bei den jungen Leuten nirgends einen feſten Grund fand. Hatte er die niederdrückenden Stunden geendet, ſo konnte er ſich im Hauſe nicht einmal darüber ausſprechen; wir

konnten keinen gemeinschaftlichen Spaziergang machen. Abends, wenn meine Ruhestunde kam, war ich erschöpft, und fühlte, daß Klagen von meiner Seite ihn nur noch mehr beugen würden. Unser Verkehr mit der Kindschen Familie ward auch grade in dieser Zeit abgeschnitten, der Blattern wegen, die Heinrich und Wilhelm noch nicht gehabt hatten.

Im Oktober kehrte der Hof zurück. Der alte Herinze erklärte bei seiner offenen Art gleich, zur Rettung des Kindes habe er keine Hofnung, aber zur Erleichterung könne er uns noch nüzlich sein. Die wenigen Tage, die unser Friz noch lebte, war uns seine Sorgfalt und Nähe tröstend. Auch Stolberg zeigte sich herzlich theilnehmend. Wir selbst fühlten uns trostlos, wie wir uns nie gefühlt hatten, und sahen unserm Heinrich immer mit der Empfindung an, daß er seinem Bruder bald folgen werde. Stolberg kam grade in dem Augenblicke, als Friz nach einem Tage voll schweren Kampfes sanft eingeschlafen war.

Das war unsre erste harte Prüfung! Wir strebten beide still und ruhig zu tragen; nicht Worte, nur Thränen erleichterten uns. Unser Friz war ein holdseliges Kind, das sich täglich schöner entwickelte. Selbst die hellen Augenblicke in seinen Leidenstagen ließen davon Kinderücke zurück, die wir als tröstend im Gespräch festzuhalten suchten. — Der Superintendent Wolff und seine Frau waren um uns, als man die lezten Reste unsers holden Knaben wegtrug; die Trost-

worte, die ſie uns theilnehmend an's Herz legten, wurden als herzlich gemeint empfunden; aber ſie brachten nicht die Ruhe in's Herz, nach der wir uns ſehnten.

Als wir allein waren, fühlten wir zuerſt das Bedürfnis, die Kinder um uns zu haben und uns auszuweinen. Voß gelang die Faſſung wunderbar. Er ſprach mit einer Begeiſterung über Vergänglichkeit, Leben, Tod und Unſterblichkeit, wie ich ihn nie habe reden hören, und wir legten uns geſtärkt und getröſtet nieder, in der feſten Überzeugung, daß unſer Fritz nur ein geliehenes Gut war, das, wo es jetzt hingepflanzt ſei, beſſer gedeihen könne, als unter unſerm Schutze. Dieſes herrliche Streben, ſeine und meine Thränen zu trocknen, war der Keim zu dem Liede: Troſt am Grabe, das im Februar niedergeſchrieben, und erſt ganz genoſſen ward, als die einzig ſchöne Melodie von Schulz ankam.

Die nächſten Tage Schule zu halten, war Voß unmöglich, da er noch keinen ſeiner Schüler liebgewonnen; aber im engen Raume auszuharren, war noch ſchwerer. Wir entſchloſſen uns, Claudius Schwager, einen Landpfarrer in der Nähe von Eutin, zu beſuchen, den Voß in Wandsbeck kennen gelernt hatte. Hier konnten wir alles, was uns lieb war, mitnehmen, und in der herzlichen Umgebung ward uns leichter.

Unſer Verhältnis mit Stolbergs mußte ſich erſt

feſtſetzen, ehe es ein gegenſeitig behagliches werden konnte. Die Grenzlinien zwiſchen Adel und Räthen waren in Eutin ſcharf gezogen, noch ſchärfer faſt zwiſchen dieſen und den Unbetitelten, zu denen der Rector gehörte. Die zweite Claſſe nahte ſich dem Adel ſtets mit Ehrfurchtszeichen; die lezte Claſſe zog ſchon in der Ferne den Hut ab, wenn ſich etwas zum Hofe gehöriges blicken ließ. Von allem dieſen hatten wir ein Vorgefühl, aber ganz deutlich ward es uns erſt, als der Hof zurückkehrte. Man hatte dort vom neuen Rector geredet als von einem liebenswürdigen Manne, der mit vielen häuslichen Leiden zu kämpfen habe. Bei ſeinem erſten Beſuch, den Voß dem Fürſten und der Fürſtin machte, ward es ihm ſo gut, daß er beiden ſehr gefiel, durch ſein offenes Weſen, und weil er unterhaltendes erzählen konnte. Mir erfuhren dieſes, dieſes durch Agnes, die täglich bei Hofe ſein mußte. Alles was ſich mit Büchern beſchäftigte, hieß gelehrt, ward auch wol beſpöttelt, und Agnes hatte manche Neckereien ſchon deswegen zu dulden, daß ſie einen Büchermann, ja einen Poeten geheirathet hatte.

Als wir über dieſe Verhältniſſe zur deutlichen Einſicht gelangten, ſezten wir für uns feſt, ſelten Beſuche machen, ſondern lieber annehmen zu wollen. Auch Stolbergs mußten dieſes natürlich finden, da ich anhaltend kränkelte, die Kinder ungern allein ließ, und Voß für einen Stubenſizer bekannt war, der ohne ſeine Frau nicht ausging. Bei uns ließen ſich beide

oft zum Abendeſſen anſagen, und wären ſie einmal eines ruhigen Abends gewiß, ſo folgten wir auch gerne den Einladungen, die Agnes jedesmal mit der ihr ſo ganz eigenen Art zu machen verſtand. Sie zeigte uns eine Offenheit, ſelbſt über innere Verhältniſſe, die uns unauflöslich an ſie feſſelte.

Stolberg ſelbſt beſuchte uns regelmäßig jeden Abend in der Dämmerung. In dieſem Winter ſchrieb er die Jamben, die auch Voß gewaltige Freude machten. Bey eigenen Arbeiten, die er noch feuche von der Dinte mittheilte, war er nach Wunſch ſehr empfänglich für Tadel, und konnte auch des Freundes Rath ohne Empfindlichkeit ſtreichen und hinzufügen. Eben ſo fügſam war Voß, wo ihn Stolberg überzeugte, daß ſein Tadel ungerecht ſei. Stolberg war damals äußerſt lebhaft und unwiderſtehlich liebenswürdig, wie er es auch in der Folgezeit immer blieb, wenn das Beſſere in ihm die Oberhand behielt. Eines Abends kam er lachend zu uns mit einem Blatt Papier in der Hand, und erzählte, wie er des Nachbarn Stubenofen geöffnet, und ſeinen Irrthum erſt bemerkt habe, als er ſich hingeſetzt, um ſeine Vorleſung anzufangen. Die äußeren Verhältniſſe des Freundes berührten ihn nur oberflächlich, wo er ſie aber als Herzensſache auffaßte, wirkte er gerne mit, Erleichterung zu ſchaffen.

Der Präſident Lovzow ging ſchon vor Ankunft des Hofes theilnehmend in unſre Lage ein. Von Pla-

nen, Entin wieder zu verlassen, wollte er nichts hören, und sein Wohlwollen belebte unsre Hoffnung, daß sich alles besser gestalten würde. Der Minister Holwer rieth Voß, seine Wünsche in einer Bittschrift an den Fürsten ihm zu übergeben, und versprach kräftige Mitwirkung. So entstand der Bericht über das Entinische Recevrat *), welchen Voß in einem sehr aufgeregten Zustande niederschrieb.

Ehe wir eine bessere Unterbringung erhalten konnten, wurde uns der unbewohnte Raum im Rathhause angewiesen, mit welchem wir noch vor Weihnachten unsern engen Kerker vertauschten. Wir stachen, dagegen die großen 14 Fuß hohen Zimmer ab! Heinrich war außer sich vor Jubel und voll Verwunderung über den kleinen Schwank, der ihm im großen Raume wie ein Spielzeug erschien. Hier konnte Voß seine Bücher wieder um sich sehen, und sich behaglich einrichten; auch in der Schule ward es ihm allmählig gemüthlicher, und selbst das Getümmel um uns ertrugen wir mit ziemlicher Gleichgültigkeit.

Das Rathhaus stand von allen Seiten frei am Markte. Vor der Hausthür sammelten sich Abends die Nachtwächter, und verplauderten Nachts die langweiligen Stunden. Wenn Rathsversammlung war, hatten wir manches Gezänk und manches Gepolter an-

*) Siehe die erste Beilage, und über die näheren Umstände des Erfolgs Bd. 2. S. 82.

zuhören. Über den Bürgergehorsam oben im Hause führte ein wildherziger Gerichtsdiener die Aufsicht, der seinen Pflegbefohlenen stärkende Getränke brachte, auch wol Gesellschaft verstattete, und manchmal den Schlüssel abzuziehen vergaß. Da gab es denn keinen geringen Schreck, als wir in einer mondhellen Nacht aus dem Schlafe gepankt wurden. Ein Arrestant hatte sich nach den Stadtpanken geschlichen, die in einem benachbarten Kämmerchen aufgehoben wurden. An dem Gerichtsdiener erhielten wir einen sehr gefälligen Freund, da Voß „aus Weltklugheit" von seinem Versehn keine Anzeige machte.

Das Aufleben des ersten Frühlings in Eutin genossen wir in seiner ganzen Fülle. Hinter dem Hause fanden wir einen großen Garten, dessen Bestellung nach Mecklenburger Weise der Mutter überlassen blieb. Unsre Ungeduld, ihn zu benutzen, war unbeschreiblich, aber der Herr Senator, der ihn in Pacht hatte, wollte den Schlüssel nicht hergeben, ehe er für gelieferten Dünger die Zahlung empfangen. Dies gab Veranlassung zu dem Billet *), welches vielen Beifall fand, besonders bei Hofe, und noch am nämlichen Tage ward uns der Schlüssel eingehändigt. Ein Rasenplatz mit Bäumen gewährte den Kindern Spielraum, und bot Voß eine willkommene Zuflucht, wenn er sich im

*) S. Sämtl. Gedichte. Vierter Bd. S. 121.

Freien an eigener Arbeit zu erholen wünschte. Über eine Wiese hinter dem Garten führete ein Fußweg nach dem kleinen See, unserm Lieblingsplatz, so lange wir in Eutin waren. Hier am sonnigen Abhange, unter Schnee und abgefallenem Laube, den ersten Güldenklee und andere Frühlingsblumen zu suchen, war jährlich eins unsrer schönsten Familienfeste *). Hier wurden ganz in der Stille auch Veilchen angepflanzt, und sie hatten Gedeihn.

Ostern 1783 machten wir die erste Reise nach Flensburg, von der wir verjüngt zurückkehrten. Jessen war sehr heiter und völlig ausgesöhnt mit seinem Schwager; meine Mutter ungemein glücklich, alle ihre Kinder und Enkel um sich versammelt, und Voß überall so geachtet und geliebt zu sehn.

Sehr frohe Stunden verlebten wir unter andern in der Feddersenschen Familie, wo mein Bruder Rudolf Hauslehrer war. An die älteste Tochter Anna, ein schönes und talentvolles Mädchen, machte Voß das niedliche Gedicht: der Abschied **), als sie ihm eine Brieftasche schenkte, die sie, „umschimmert von der purpurnen Frühe" gefertigt hatte; denn die ernsten Tagesstunden dauften damals zu solchen Erho-

*) S. Die Märzfeier. Sämtl. Ged. Vierter Bd. S. 43.

**) S. Lyr. Gedichte. Ausg. von 1802. Erster Bd. S. 131.

lungsarbeiten noch nicht verwendet werden. Auch das Lied: Frühlingsliebe*) wurde in Flensburg gedichtet.

Jede freie Stunde wurde benuzt, die alten bekannten Plätze zu besuchen, und Voß gesellte sich dann zu den Fußgängern, die bei ihrer Ankunft die Bewirthung schon in Bereitschaft fanden. Unser Lieblingswald war sehr verändert, der Freundschaftsbaum, wie ihn mein Vater bei seiner Einweihung durch eingeschnittene Namen nannte, nicht mehr vorhanden. Dies waren zwei schöne, aus einer Wurzel gewachsene Buchenstämme, in deren Umgebung die jungen Leute, die ihn ehrten und liebten, Rasensize gemacht hatten. An der Stelle der alten Försterhütte stand jezt ein schönes Haus, in welchem die Gäste nicht, wie wir oft gethan, sich selbst ihren Kaffe bereiteten.

Mehrere Eltern wollten Voß ihre Kinder anvertrauen, aber Kostgänger zu übernehmen, der Gedanke schreckte uns. Indessen gab er dem Doctor Stange, der ihn schon in meines Vaters Krankheit liebgewonnen, das Wort, seinen Sohn in einer guten Familie unterzubringen, dieser dagegen versprach, bei der Reise mit seinem Sohn uns die Mutter bequem nach Eutin zu schaffen, damit sie während des Wochenbetts bei uns sein könne. Dies erleichterte uns den Abschied.

Auf einem Ausfluge nach Lübeck lernte ich zuerst

*) Sämtl. Ged. Dritt. Bd. S. 110.

Gerstenbergs kennen; aber in der Familie war kaum mehr ein Schatten von dem Leben zu finden, wie es in den Briefen an mich geschildert wird. Seine häuslichen Umstände waren zerrüttet; die Frau lag an der Auszehrung danieder, die Kinder verwilderten ohne Aufsicht von Vater und Mutter. Sie suchten jetzt ein nun wohlfeileren Ort zum Aufenthalt, und zogen ein Jahr später nach Eutin. — Overbeck, mit dem Voß das lezte Jahr in Göttingen gerne verkehrt, die uns auch in Wandsbeck besucht hatte, fanden wir für uns unzugänglich und verschlossen. In der Folge ward sein Verhältnis zu uns ins Anderen wieder hergestellt. Er kam so oft zu uns, als seine vielen Geschäfte es ihm erlaubten, und war dann der heitere, liebenswürdige, theilnehmende Freund, der er uns bis an sein Ende blieb. Eine wahrhaft liebevolle Aufnahme fanden wir noch bei ihm auf seinem Gartenhause, als wir Eutin verließen, und mit dem Gefühl bei ihm einkehrten, keine Heimat zu haben. Diese Tage der Ruhe sind uns stets unvergeßlich geblieben.

Schon im Laufe des Winters erhielt Stolberg das Versprechen zu einer Landvogtstelle in der Nähe von Oldenburg. Seine Einnahme in Eutin stand mit dem erfoderlichen Aufwande nicht im Verhältnis, und Agnes, auf dem Lande geboren und erzogen, konnte dem Hofleben keinen Geschmack abgewinnen. Da wurden gleich Pläne gemacht, Voß nachzuziehen,

wenn der alte Rector in Oldenburg ihm etwa Platz machte. Unser gemeinschaftlicher Wunsch, den auch der Minister theilte, war, daß der Herzog für Voß Stolbergs Haus kaufen sollte. Aber der Ausführung stellten sich Schwierigkeiten entgegen, da das Haus einer großen Ausbesserung bedurfte, und der Fürst den Ankaufspreis von 2000 Thalern nicht überschreiten wollte. Beschleunigt wurde die Sache durch die Elegie an den Grafen Holmer *), die Voß dem Minister übergab, und noch ehe er Gewißheit hatte, im Almanach abdrucken ließ. Die Elegie an Agnes ward in sehr frohen Tagen gedichtet, als Stolbergs ein Jahr darauf von Eutin nach Carlsbad gingen **).

Im Frühlinge wurden mit Stolbergs noch manche Partheien veranstaltet. Eine nach Sielbeck liegt mir in frischer Erinnerung, wo Agnes die Wirthin machte, und wir auf dem Rasen, Wald und See vor Augen, und von hohen Buchen umschattet, unser kalte Küche verzehrten. Nach Tisch ward ein Boot bestellt, um auf der Ukelei zu fahren. Als Stolberg ans Land stieg, schrieb er den dritten Vers von dem schönen Liede: Es giebt der Plätzchen überall! nieder, dessen Anfang er uns schon früh Mor-

*) Vergl. Sämtl. Gedichte. Dritter Band S. 30.

**) S. Bestätigung d. Stolbergschen Umrisse, S. 160.

gens gedacht hatte. Solch ein Lied ſollte nicht vergeſſen werden, ſo wenig wie der Rundgeſang bei der Geburt eines Knaben. Dieſen dichtete Stolberg wenige Wochen vor der Geburt ſeines Ernſt, und hielt es heimlich vor Agnes. Er kam damit in die Thür gepaltet, als ich gerade im Fieber lag. Er las mit lauter Stimme vor, und freute ſich unſers Jubels dabei.

Kurz vor meiner Entbindung kam meine Mutter an. Von der Reiſe ermüdet, ließ ſie ſich leicht bereden, zu Bette zu gehn, und ich verſprach ein gleiches. Aber bald zeigte ſich, daß mir etwas anderes bevorſtand, und die Hebamme ward gerufen. Alles machte ſich leicht und ſchnell, Voß mußte allein mit uns aushalten, und ſelbſt den kleinen Schweler eingewickelt beſchützen. Er war ganz blaß von gemiſchten Empfindungen, denn er hatte die ganze Zeit ſehr ängſtlich um mich geſorgt, und konnte kaum die Morgenſtunde abwarten, wo er den Kleinen zu meiner Mutter hinauftrug. Das gab von neuem Ausbrüche der Freude! Das Geräuſch im Hauſe hinderte meine ſchnelle Geneſung, beſonders da in den erſten Tagen ein glänzender Senatorſchmaus vorfiel, der mit einem lauten Ball endete.

Noch vor Winter beſuchte uns Esmarch zum erſtenmal ſeit unſrer Vereinigung. Er war ſehr heiter, da er nach acht nicht leichten Jahren endlich in unſrer Nähe, eine Anſtellung als Zollverwalter in Holtenau bei Kiel erhalten hatte, durch welche ſeine Sehn-

ſucht nach einem einſamen ruhigen Winkel in Erſtlingung ging.

Um Weihnachten reiſte Voß zu Stolbergs nach Tremsbüttel, einem Gute des Grafen Chriſtian Stolberg, wo ſie den Winter zubrachten. In ſeiner Abweſenheit ſchrieb er mir folgende Briefe:

Segeberg, 23. December 1783.

„Hier ſize ich, meine liebe Erneſtine, die Pfeife im Munde, und eine Taſſe Thee vor mir. Das Geſicht glüht mir von der Kälte, und die Finger ſind noch eben ſo ſtarr, als geſtern, da wir vom Spaziergange zurückkamen, und uns mit Kaffe erquickten. Ich habe den ganzen Weg her nicht viel anderes gedacht, als dich und unſre Kinder, wie ihr mit Großmutter nachſaht, was ihr nun wol machtet, was ihr nun wol von mir plaudertet, und mir Gutes wünſchtet. In Haſſelhorſ erquickte ich meinen Fuhrmann mit Branteswein, wozu er Byr! ſagte. Dafür verſchafte er mir noch ein halb Bund Stroh, mir die Füße zu wärmen. Wenn du dieſen Brief lieſeſt, bin ich ſchon bei Graf Chriſtian in Tremsbüttel. Jezt biſt du bei den Kindern. Wie lebhaft ich euch vor mir ſehe! Heinrich und Wilhelm auf dem Stuhle ſtehend, und Hans mit dem Löffel im Munde. Küſſe die ſüßen Dinger, und erzähle ihnen viel von ihrem Vater. Sei auch nicht traurig, meine liebe, und bleib mir recht geſund,

daß ich meine Luſt an dir ſehe, wenn ich wieder komme. Du biſt doch mein Liebſtes auf der Welt! Denke auch an mich, wenn du ſchlafen gehſt, und wenn du aufwachſt, ſtrecke die Hand nach mir aus. Was das morgen Abend für eine Freude ſein wird, wenn das heilige Chriſtgeſchenk in aller ſeiner Pracht und Erleuchtung vor den Jungen erſcheint. Laß ſie dir auch einen Kuß für ihren Vater geben, der in Gedanken bei euch ſein wird. Und Weihnacht Mittag trinke hübſch meine Geſundheit in dem übrig gebliebenen Biſchof. Er hat mir heute ſehr wohl gethan, und ich danke dir, liebes Mädchen. Die Mamſell Töchter des Wirts ſizen um mich, und machen Schmuck, der vermutlich übermorgen in der Kirche prunken ſoll. Der Herr Wirt tuſcht manchmal, daß ſie den Herrn Rector nicht ſtören; und ich ſage dann: „Laſſen Sie nur, es ſtört mich nicht.“ Das wird den Buben auch gefallen, daß ſie nun ungeſcholten beim Thee plaudern können. Mache doch, daß ſie mich darum doch lieb behalten. Ich fühle es heute mit allen Kräften meiner Seele, wie lieb ich euch habe, dich Mutter, und die ſüßen Kindelein! Dank dir, lieber Gott, daß du mich ſo geſegnet haſt! Nun gute Nacht, mein edles ſüßes Weibchen. Denke wachend und ſchlafend deines Mannes, der ohne dich keine Freude ganz genießen kann, und bleib fröhlichen Geiſtes. Wir ſind, nahe und fern, in der Hand unſres großen Vaters. Ich ſchließe dich mit

wallender Inbrunſt an mein Herz. Grüße Großmutter, und gieb den Kindern, gleich wenn du dies geleſen haſt, nach der Reihe einen Kuß. Es thut nichts, wenn der Kleine auch den Kopf zurückzieht. Er ſoll mich wohl lieb gewinnen, wenn er größer wird. Noch einmal, leb wohl, du beſte!"

Cremsbüttel, 24. December 1783.

„Ich bin hier glücklich angekommen, meine beſte Erneſtine. Es war ſehr kalt, aber ich ward bald wieder warm, als mich Agnes mit Thee bewirtete. Es war ein gewaltiges Erſtaunen und Lobpreiſen, da ſie mich ſahen. Stolberg (Friz nämlich), der bei mir auf und niedergeht, daß das Licht flattert, grüßt, und dankt dir, daß du mich losgelaſſen und ſogar fortgetrieben haſt. Da kömmt Agnes, und grüßt auch: „Schreiben Sie, ſagt ſie, es wäre entſezlich gut, daß ſie Sie fortgeſchickt hätte." Agnes blüht wie eine Roſe. Ich muß ſchließen; lebe recht wohl, mein beſtes Mädchen. — Glück zum Weihnachtsabend! Nun iſt gleich die Stunde, da die Jungen juchhein."

Cremsbüttel, 25. December 1783.

„Als ich meinen Brief von geſtern Abend vollendet hatte, kriegte ich heimlichen Befehl, Agnes durch Klavierſpielen noch oben zu halten. Um 6 Uhr ward ge-

klingelt, und die ganze Gesellschaft, die sich unterdeß zusammengefunden hatte, ging hinunter zu der Gräfin Luise, in deren Zimmer ein hellerleuchteter Tisch mit heiligen Christsachen stand. „Sucht herum, Kinder, was euch der heilige Christ beschеert hat.“ Jeder suchte seinen Namen und frohlockte. Mir hatte er eine Tragödie von Euripides in einer schönen englischen Ausgabe gebracht, und so jedem nach seinem Bedürfnisse. Ich dachte dabei an das Jauchzen meiner lieben Kleinen in Eutin, und an die Freude ihrer süßen Mutter. Schreib mir doch recht umständlich, wie sie sich dabei gehabt haben. Der kleinste hat wol gewaltig gekuckt, als er die blanken Bäume sah; aber die Jungen, die es schon verstehn, noch mehr. Und dabei die Gesichter der wackern Ernestine!

Morgen hoffe ich einen Brief von dir zu bekommen. Du schreibst doch alle Posttage? Küsse mir die Jungen. Ich umarme dich mit der Liebe, die du kennst.“

Tremsbüttel, 29. December 1783.

„Ich komme eben von unsers Stolbergs Stube, wo ich den Morgen verplaudert habe, weil alle übrigen Seelen des Hauses heute Briefe schreiben. Nach gerade möchte ich wieder abreisen; denn im Vertraun, mir wird die Zeit schon lang, und ich denke immer, daß du allein bist. Wenn ich gut wegkommen kann,

ſo reiſe ich Mittewochen. Aber erwarte mich nicht zu ſicher, damit du nicht traurig werdeſt, wenn ich ausbleibe. Ich nehme oft den kleinen Stolberg auf den Arm, und denke an meine Kinder. Nein, Leute, ich kann nicht länger von euch wegbleiben; es iſt doch nirgends ſo gut als bei meiner Erneſtine." →.

Am erſten Mai 1782 bezogen wir unſer lang' erſehntes Haus. Der Tag war wunderſchön. Schüler und gute Freunde halfen thätig, daß wir ſchon den nämlichen Abend in der neuen Wohnung ſchlafen konnten. Das bequeme Wohnen entſtand allmählig, und machte deſto größere Freude. Vor Voſſens Arbeitszimmer ſtand ein hoher Birnbaum, der eben zwiſchen dem jungen Laube ſeine Blüten entfaltete. Als er am folgenden Morgen erwacht, begrüßte ihn die Nachtigall Geſang im Birnbaum. Dieſen Eindruck hat er nie vergeſſen. Wir hofften, ſie ſolle ein Neſt im Garten bauen, aber vergeblich; doch blieb ſie nahe genug, um uns Morgens und Abends zu erfreuen.

Im größeren Hauſe brauchten wir mehr Hausrath. Für ſein Bedürfnis wünſchte Voß die Einrichtung zu behalten, wie Stolberg ſie gemacht hatte. Stolberg wollte alles ſchenken, aber die verſtändigen Hausfrauen ſorgten dafür, daß Recht und Billigkeit für beide Theile nicht verletzt ward. Aus dieſer Einrichtung iſt noch ein kleines Pult, an wel-

chem Voß bis an sein Ende geschrieben. Außerdem kauften wir nur das Nothwendigste, und genossen im Voraus die Freude, allmählig manchen leeren Platz zu füllen.

Der Garten nahm gleich unsre ganze Liebe und Thätigkeit in Anspruch. Seine Lage am See war wunderherrlich, und alle Bäume blühten in voller Pracht. Verwildert war er im hohen Grade, aber um nichts im Wuchse zu stören, mußte die schon mit Agnes besprochene Hauptanlage bis zum Herbste verschoben werden.

Nachdem die wöhnliche Einrichtung zu unsrer Zufriedenheit vollendet war, fing unser eigentliches gemüthliches Leben in Eutin erst an. Wenn Voß Mittags aus der Schule kam, nutzte er die ersten Stunden für den Almanach, wenn nicht Wichtigeres zu überlegen war. Das Finanzwesen, welches wir bisher gemeinschaftlich besorgt hatten, wünschte er mir jetzt allein zu übergeben, und behielt sich nur eine nothdürftige Übersicht vor. Die Einnahme stellte sich allmählig der Otterndorfer gleich; aber die Ausgaben waren bedeutend größer und vermehrten sich noch bei den häufigen Durchreisenden und Fremden aus Hamburg, Lübeck und Kiel, die stets gastfreie Aufnahme und Obdach bei uns fanden. Da erhielt denn freilich das gewohnte einfache Leben im Hause oft auf Wochen eine andere Gestalt. Zur festen Regel bei Bewirtung unsrer Gäste machten wir, daß nie mehr

als drei Schüsseln auf den Tisch kamen; nur bei recht lieben, oder hohen Gästen ward ein Kuchen hinzugefügt. Dieser Sitte sind wir treu geblieben, selbst zu der Zeit, als der Luxus um uns überall zunahm. — Recht schwere Stunden hat mir das Alleinbesorgen oft gemacht in der nicht kleinen Reihe von Jahren, wo das Gleichgewicht zu halten eine Aufgabe war, die meine Kräfte überstieg.

Auch unser geselliger Standpunkt unter den Eutinern gelangte nun zur Festigkeit. Die damalige Weise zu verkehren, wo man um vier Uhr zusammenkam, und den größten Theil der Zeit am Spieltische zubrachte, konnte Voß, der in Thätigkeit seine Erholung suchte, unmöglich gefallen; mir eben so wenig, da mich Neigung sowohl als Nothwendigkeit trieb, meine Zeit gewissenhaft zu Rathe zu halten, und durch Handarbeit manche Ausgabe entbehrlich zu machen. Erschöpft kam er aus solchem Zirkeln nach Hause, und sagte sich bald, bis auf wenige unvermeidliche Ausnahmen, gänzlich davon los. — Allmählig beschränkten wir unsern Umgang auf wenige Familien, den Superintendenten Kind und den Cantor, mit denen wir uns zusammenfanden, nachdem wir uns eine Stunde vorher gegenseitig angekündigt hatten. Ich ging mit den Kindern hin, wenn ich Voß in seiner gewohnten Hausordnung fest wußte; und er kam gegen acht Uhr noch zu einem heiteren, einfachen Abendessen. War Gesellschaft bei

uns, ſo nahm keiner Anſtoß daran; wenn Voß ſich ſpäter zu uns geſellte. In der Folge ſchloſſen auch Helwags ſich an dieſen engeren Kreis.

Im Laufe des Sommers richteten ſich Stolbergs häuslich in Eutin ein. Sie hatte ſich ſo weit erholt, daß ſie ausging, und mit Anſtrengung für Kinder und Hausweſen ſorgen konnte. Beide waren in hohem Grade verſtimmt gegen einander, was ſich in lauten Klagen wie in verſteckten Andeutungen kund gab. Er kam häufig zu uns, wenn er ſeinen Nachmittags-Spaziergang beendigt hatte, und konnte dann ſehr liebenswürdig ſein, und theilnehmend an dem, womit ſich Voß grade beſchäftigte. Dieſer regte im Geſpräch mit ihm manches wieder auf, was zum Theil vollendet war, zum Theil noch keimend in ihm lag. Zu letzterem gehörte die Minona, an welche er im Winter die letzte Hand legte.

Gegen Herbſt traf Schulz bei uns ein, und blieb mehrere Wochen. Dieſer Beſuch belebte uns durch und durch, und gab uns das frohe Gefühl, daß Schulz an uns fand was wir an ihm. Er erholte und erheiterte ſich nach der ſchweren Prüfung, die er beſtanden (S. den Brief an Schulz vom 24. Juni 1784), und wir genoſſen mit ihm in den Ruheſtunden alle Schönheiten der Umgebung. Wenn Voß in der Schule war, blieb er gerne bei mir, und ſpielte mit den Kindern, von denen er oft ſtill weinend wegging. Geſpielt und geſungen ward auch

viel in dieſer Zeit. Schulz ſeine eigenen größeren Sachen vortragen zu hören, war ein Genuß den Voß lange entbehrt hatte. Cramer, der Schulz nach Kiel abholen wollte, brachte eine nicht angenehme Störung in dieſen ruhigen Verein. Auch Stolbergs trafen noch mit Schulz zuſammen. Da ward das Haus gefüllt, und die Hausfrau hatte ſich zu tummeln. Agnes fanden wir niedergeſchlagen: ihr ſehnlicher Wunſch nach ſtiller ländlicher Ruhe ſollte erſt nach einem Jahre befriedigt werden. Ihn drängte immer die Sehnſucht zu reiſen, und da Geſchäfte ſeines Amts von den ihm Untergebenen verſehen wurden, konnte er leicht abweſend ſein. Mittags mußte Agnes bei Hofe ſein. Waren wir allein, ſo machte ſie ſich durch Thränen Luft; kam er heim, ſo ſuchte ſie ſich zu erheitern. An Schulz hatten beide eine große Freude, und dieſes wirkte mit, daß in Kopenhagen, bei Beſetzung der Kapellmeiſterſtelle, die Aufmerkſamkeit auf ihn ſich vermehrte.

Eine kleine Spannung zwiſchen Voß und Stolberg fand ſchon Statt, als ſie ſich noch täglich ſahen, und zwar über die Ilias. Bei eigenen Arbeiten fügte Voß ſich gerne in Stolbergs Anſicht, obgleich er ſie bei ſich ſelbſt nicht anerkennen wollte, daß der erſte Erguß, wie ihn das Genie gebe, der beſſere ſei; aber auf Überſetzungen wollte er ſie nicht ausgedehnt wiſſen. Stolberg fühlte ſelbſt, daß er zu raſch gearbeitet, das Lob der Seinigen, wenn vor

dem Frühstück eine Reihe von Versen fertig geworden, hatte ihm wohlgethan; er wünschte eine zweite Auflage verbessert zu liefern. Voßens Vorschlag, ein Exemplar zu durchschießen, und mit freudigem Mut das Werk anzugreifen, fand Eingang; Schwierigkeiten wollten sie im Gespräch beseitigen. Die Sache nahm einen fröhlichen Anfang, aber bald stockte es, und das Ende war, die zweite Auflage nach der ersten abzudrucken *). — Außerdem war es Stolberg nicht recht, daß Voß nicht alles mit Jubel aufnahm, was in der Stolbergschen Familie gefiel.

*) „Ich rieth ihm, nichts Wesentliches in das Gedruckte hinein zu ändern; dann mische sich alter und neuer Ton; reines Papier, reine Begeisterung. Er bat mich, ihm zu helfen bei feineren Bestimmungen des Gedankens und der Tonart, aber zumeist im Vers, den er nur treffe nach Gefühl, nicht machen könne mit Bewußtsein. Merken Sie, sagt' ich, zuerst den Abschnitt, der im dritten Fuß männlich und weiblich ist, im vierten durchaus männlich. Dies zu fassen, war schwer! Als wir den dritten und vierten Fuß, männlich und weiblich, etwas zurecht gestellt, setzten wir uns, Gesell und Lehrling, an die Werkstatte, wo aus dem Groben geformt und gehämmert ward, und gezaspelt und gefeilt, wie in der Esse des Hefästos. Weg war der Traum, daß genug sei Schwung des Genies ohne Kunstfleiß, daß kühner Wurf ein Göttergebild hinklatsche. So arbeiteten wir am Anfang der Ilias, etwa hundert Verse hindurch; die sieben ersten

Stillings Jugend fand lauten Beifall, auch Voß lobte sie mit Wärme, aber nicht die Fortsezungen; das ward ihm als Kälte gegen die Religion ausgelegt. Ein Gleiches galt von Hippels Lebensläufen. Noch lebhaft ist mir in Erinnerung, wie Voß sich auf Spaziergängen über beide Werke aussprach. Heilige Empfindungen in sich zu verschließen, schien ihm unwürdig, und Verlezung der Freundschaft, bei Arbeiten, wo der Freund des Freundes Meinung begehrte, den Tadel zurückzuhalten, wenn er nicht loben konnte. Den nächsten Winter schrieben die Gebrüder Stolberg mehrere Schauspiele; später folgte die Insel und Numa, die jezt niemand mehr kennt. Voß, um sein Urtheil gefragt, gab es freimütig, und warnte vor dem Druck. Das missfiel; wenn Voß bat, kein Urtheil von ihm zu verlangen, ward mit Freundlichkeit wieder eingelenkt. Voßens Briefe an Stolberg würden ihn in einem sehr achtungswerthen Lichte zeigen; aus Stolbergs Briefen erhellt, daß er, ungeachtet einiger Aufwallungen des Zorns, seinen Werth als Freund erkannt hat.

Im Frühjahre 1785 fing der Hausbau an, wo der ganze vordere Giebel herunter gerissen ward, und bei Nacht im Vorderhause Wache gehalten wer-

---

hatt' ich nach einigen Jahren noch ungefähr im Gedächtnis, da ich selbst an die Übersezung der Ilias gerieth." Bestätigung d. St. II. S. 157.

ben mußte. Bei der Gelegenheit machten wir sehr unerfreuliche Erfahrungen an unsern Kostgängern, die wir zur Erleichterung des Haushalts zu uns genommen hatten. Den einen mußte Voß seinem Vater zurückbringen, und in der Schule gab es verdrießliche Untersuchungen, welche die eben aufgelebte Heiterkeit ziemlich wieder zerstörten. Wir beschlossen, uns der Kostgänger sobald als möglich zu entledigen, und uns lieber auf alle Weise zu beschränken, als die häusliche Ruhe in Gefahr zu bringen. Außerdem hatte es in dem sehr strengen Winter an häuslichem Leiden nicht gefehlt. Vom Fieber hatte ich mich wol erholt, aber das Wochenbett im Februar ließ nachtheilige und lange Folgen nach sich. Und doch mußte ich des vergeßerten Haushaltes wegen, sobald es irgend auszuführen war, die Leitung überall wieder übernehmen. Da war es mir oft nicht leicht, den erforderlichen Muth und die Kraft festzuhalten, um Voß das, was er zu wagen hatte, nicht noch schwerer zu machen.

Während des Sommers starb plötzlich der Herzog. Er stieg in voller Gesundheit zu Pferde, um einen Spazierritt zu machen, als der Schlag ihn rührte, und er todt ins Schloß gebracht wurde. Stolberg erhielt den Auftrag, die Trauerbotschaft vom Tode des Herzogs nach Petersburg zu übernehmen. Wie groß war unser Schrecken, als er von dorther meldete, er habe auf eigene Gefahr dem Herrn von Nicolay versprochen, uns seinen einzigen Sohn mitzubringen, den

TAYLOR INSTITUTION UNIVERSITY OF OXFORD

er bis zur Akademie in einer Familie zu wissen wünschte, wo er in Gemeinschaft mit Gleichalterigen die nöthigen Kenntnisse erlangen, und einfach sittlich erzogen würde. Ins Unvermeidliche mußten wir uns schon fügen. Paul Nicolay war ein Jahr älter als Heinrich, aber kaum so groß als dieser, von blasser Farbe, und mürrisch gestimmt von der langen Reise, auf der sich niemand mit ihm beschäftigen konnte. Er verstand kein Wort deutsch, nur französisch und russisch; ich dagegen, die in der ersten Zeit doch am meisten für ihn zu sorgen hatte, kein französisch. Da ward denn Agnes unsre Dolmetscherin, die nothwendigsten französischen Worte suchte ich mir möglichst einzuprägen, so wie er sich die deutschen, und in wenigen Tagen konnten wir uns schon verständlich machen. Seine Heiterkeit lebte unter den Kindern, die er sehr liebte, schnell auf, denn bis jetzt hatte er nur unter Erwachsenen verkehrt, die Abende meistens unter den Augen einer alten Wärterin, von der er gewöhnt war, sehr frühe ins Bett zu gehen. Er war so unbeholfen, daß er sich allein weder aus- noch ankleiden konnte. Vorzüglich gefiel es ihm, daß von ihm, als dem ältesten, die jüngeren sich lenken ließen. Gar zu gerne nahm er die Zeit wahr, wenn der Säugling zur Ruhe gelegt ward; dann hieß er die Magd fortgehen, und sang ein russisches Lied an der Wiege. Zur Lustigkeit stimmte ihn die neue Welt um sich: keine Bediente! nur zwei Schüsseln auf dem Tisch!

die Mutter ſelbſt in die Küche gehend, um Eſſen zu bereiten; der Vater ſich immer freundlich mit ihm beſchäftigend und gern bereit, ihm alles zu erklären. Männlich war er ſehr, und mußte allmählig an jede Veränderung gewöhnt werden. Seine vollſtändige Männertracht ward ihm am erſten beſchwerlich, und mit großer Freude nahm er den Vorſchlag an, wie ſeine Brüder gekleidet zu werden. Damit er das Ruſſiſche nicht ganz verlerne, ward beſtimmt, daß er jeden Sonntag beim ruſſiſchen Miniſter, mit dem Voß in freundlichen Verhältniſſen ſtand, eſſen ſolle. Da ward er vom Bedienten abgeholt, und freute ſich nicht wenig, wenn Voß ihn mitunter begleitete. Großen Jubel gab es ihm dann, ſich von ſeinen Brüdern in ſeinem rothſammetnen mit Atlas gefütterten Staatskleide begaffen zu laſſen, aber der erſte Wunſch beim zu Hauſe kommen war immer, wie ſeinen Vetter zu gehen. Durch Anhänglichkeit und Folgſamkeit hat ſich dieſer Knabe ſtets ausgezeichnet, ſo lange er bei uns war, und uns das angenehme Gefühl gegeben, daß nicht nur unſre häusliche Lage durch ihn erleichtert, ſondern ihm ſelbſt eine Wohlthat für ſein Leben zu Theil wurde, die Eltern und Sohn mit erkannten. Einen rührenden Brief ſchrieb er uns aus Erlangen, wohin ſein Vater ihn zum Studiren ſchickte, um ſich an dem kleinen Hofe daſelbſt für ſeine künftige diplomatiſche Laufbahn einzuüben. Ein Philolog, an welchen Voß ihn dort empfohlen, was nicht wenig von

wundern, bei einem jungen Russen so gründliche Kenntnisse im Lateinischen und Griechischen zu finden.

Unser Leben ging nun seinen ebenen Gang fort, und wir fühlten uns am glücklichsten, wenn es still und ruhig um uns war, sobald Voß seine Schulstunden beendigt. Mein nicht leichter Beruf war dann, die Kinder zu beschäftigen, und Voß vor lautem Getäusch zu schützen. Die erste Stunde nach der Schule war ich im Sommer gewöhnlich bei ihm; im Winter blieb er in der Wohnstube, die, weil sie gründliche Wärme gab, dem armen ganz Durchfrorenen das Blut wieder in so behaglichen Umlauf brachte, daß er sich in die Arbeit vertiefte, und die Stunde überschritt, wo wir ihn alle gern hatten. Wenn er sich endlich mit der Mutter am Spinnrade allein fand, so kam er wol in die Magdstube herüber, mit uns zankend, daß wir ihm die Stunde nicht angezeigt. Dann trugen ihm die Größeren seine Bücher hinauf, und ich folgte, um nachzusehen, ob die Wärme noch zu verbessern sei. Im Sommer war es immer ein Festtag für Alle, wenn er nach sechs Uhr herunterkam, und uns zum Spazieren aufforderte, wozu er freilich selten gelangte. Meistens ging er vor dem Abendessen im Garten, den wir allmählig nach unserem Sinne eingerichtet hatten.

Voßens Reizbarkeit nahm zu, wie allmählig seine Gesundheit weniger fest wurde, und oft hatte er Wochen, wo keine Arbeit ihn anzog. Wie drückend

fühlte er dann die sechs Stunden, die er täglich zu geben hatte, und wie schwer wurde es ihm doch, wenn er sie manchmal abkürzen mußte. In solchen Zeiten berührte ihn alles im Hause, was sonst leicht, oft unbemerkt an ihm vorüberging, stets unsanft, und brachte mir bei aller Vorsicht schwere Stunden. Oft schien ich ihm mitheilnehmend, wenn ich ihm dies und jenes leicht vorzustellen suchte; oft leichtsinnig, wenn die Ausgaben größer waren, als er es wünschte; oft war mein Betragen in Leitung der Kinder nicht das rechte. Dann konnte er heftig werden, so daß ihm harte Worte entfuhren. In solchen Augenblicken wirkten von meiner Seite Gegenworte schädlich, noch schädlicher Thränen oder ein gänzliches Stillschweigen. Das Tröstlichste für mich war, daß ich in Stunden ruhiger Überlegung, die diesen nothwendig folgen mußten, seine gute Meinung von mir leicht wieder herstellen, und aus der gemachten Erfahrung mir feste Regeln für die Zukunft bilden konnte. Rührend war mir stets die Art, wie er in seinem ganzen Betragen zeigte, wo er fühlte, mir Unrecht gethan zu haben. Je länger wir mit einander lebten, desto seltener wurden solche Mißtöne, ein Beweis, daß wir beide gestrebt hatten, Grundfehler an uns zu verbessern, und daß wir nicht vergebens gestrebt haben.

In der Stimmung, wo öfters Unwohlsein den ruhigen Gang seiner Thätigkeit hemmte und seine Reizbarkeit vermehrte, mögen Jahre hingegangen sein,

ohne auffallende Störungen von Außen. Im Sommer erheiterten die Reisen nach Dithmarschen zu Voß auch als Unterbrechung des einförmigen Lebens. Mein Bruder hatte in Louise Meyer eine Frau nach unſerm Herzen gewählt. Sie war verſtändig in allen Lebensverhältniſſen, und hatte ſein Herz ſo ganz, daß er unverwirrt ſich ihrer Leitung überlaſſend, ſich heiterer und glücklicher fühlte, indem er manches nicht mehr für Bedürfniß erkannte, was ihm früher unentbehrlich ſchien. Und dieſe glückliche Ehe dauerte kaum ein Jahr — ſie ſtarb im erſten Wochenbette. Unbeſchreiblich hart traf uns ihr Scheiden aus der Welt. Wie viele ſchöne Hoffnungen und Pläne waren auch für uns auf einmal durchſchnitten! — Voß's Geſundheit litt einen ſtarken Stoß; er mußte Pyrmonter trinken, was ihm aber wenig half, da er ſich nicht ſchonen konnte und ein Brunnengaſt. Bei mir fand er nicht die Aufheiterung, die ihn hätte heben können, denn ich war ſelber unwohl, und dadurch noch mehr niedergedrückt.

Gegen Winter 1786 erkrankte unſer dritter Sohn Hans an ſkrophelartigen Drüſen, die durch zehrende Fieber zwei Jahre lebensgefährlich wurden. Sein Zuſtand erfoderte die ganze Aufmerkſamkeit der Mutter, und der Vater fühlte lebhaft, daß er ſeine angeſtrengte Thätigkeit feſthalten müſſe, um nicht durch Verzagtheit das große Leiden noch größer zu machen. In dieſer Zeit unternahm er die Überſetzung der Ilias, zu

deren Überarbeitung er Stolberg lange vergebens aufgefordert hatte.

Als der erste Gesang fertig war, ward ihm dieser, von mir ins Reine geschrieben, übersandt. Stolberg nahm die Sache nicht, wie Voß zu wünschen Ursach hatte, da beide sich oft über ihre Liebe zum Homer ausgesprochen. Doch besann er sich allmählig, und sein erster Unwille bekam eine bessere Gestalt, obgleich er nie begehrt hat, mehr von der Vossischen Ilias zu sehen *).

Häufig unterbrach er diese Arbeit, um dem kranken Kinde durch kleine Freuden seinen Zustand zu erleichtern. Dann trug er es wol auf dem Arm und sang ihm vor, oder er sezte sich ans Lager und gab den Brüdern Anleitung, aus Wachs und Pappe al-

*) Vergl. Bd. 2. S. 281 — 285 und Bestät. der Stolb. Umtr. S. 168 u. f. Hier heißt es S. 176: „Troz allem Unwetter wuchs die Ilias fröhlich fort. „Angefangen ward sie gegen den September 1786 „und am 16. Mai 1787 geendigt. Wer einmal tapfer „sich angestrengt, zu finden, worauf es ankommt, der „arbeitet sicherer und leichter, als der flatternde Lieb„haber, der ohne Kunstfertigkeit huscht und pfuscht. „Auf dem abgelegenen Stübchen konnte mit lebendiger „Stimme gedeutscht werden; und, ob Leben gewonnen „sei, entschied in der Feierstunde die unbestechliche Haus„richterin. Für uns hätt' ich auf Robinsons Insel mit „Begeisterung das Werk vollendet, und dann freilich ge„wünscht, daß es ein Schif nach Deutschland brächte."

leicht Sachen zu fertigen und Geschichten zu erzählen. Das höchste war immer, wenn er mit einem Büchlein in der Hand erschien, und farbige Dinte begehrte. Das war der holländische Dichter Kanz, der zu jedem Gedicht einen sauberen Holzschnitt geliefert, von denen dann immer einer mit Farben bedeutungsvoll geziert ward. Am meisten Glück machte der grüne Esel, der schon aus Gellerts Fabeln bekannt war. Ging er fort, so war mein Theil ein herzlicher Kuß und ein tröstendes Wort, daß alles sich noch zum Guten wenden könne. Einigemal ging er in die Schule, mit dem Gefühle, den Knaben nicht lebend wiederzusehn; bald trieb ihn die Unruhe nach Hause; fand er ihn besser, so kehrte er an seinen Beruf zurück.

In dieser langen trüben Zeit herrschte bei ihm beständig das Bestreben vor, nie aus seinem freundlichen sanften Ton mit mir zu fallen, wenn er die gewohnte Theilnahme bei mir entbehrte, und ich lernte allmählig, die wenige Zeit, die ich um ihn sein konnte, eine heitere Außenseite erringen. Die Theestunde nach der Schule suchte ich mich immer frei von Störung zu erhalten. Unsre Spaziergänge wurden immer seltener, aber dienten uns um so mehr zur Erholung. Abends nach dem Essen fühlten wir uns beide erschöpft, und selten hatte er Mut, mir vorzulesen, was er den Tag gearbeitet.

Sehr schwer mußten Voß in solcher Stimmung die Schulstunden fallen, und tiefer als je fühlte er

nes Bedürfnis eines theilnehmenden Freundes. Wolf Voß war mit seiner Lage beim Conferenzrath Karstens in Kopenhagen zwar zufrieden, aber ohne Aussicht zu einer festen Versorgung. Voß wünschte, er möchte die Stelle aufgeben, und so lange zu uns ziehen, bis seine Zukunft eine günstigere Wendung nähme. Bei seiner ausgezeichneten Liebe zu uns, seiner Genügsamkeit und dem Bedürfnis, sich mit Gleichgesinnte anzuschließen, ging der Knabe gerne auf diesen Plan ein. Auch der Gedanke, einen Theil der Schulstunden zu übernehmen, reizte ihn nicht weniger, als Voß sich durch diese Hoffnung erleichtert fühlte. Und wie viel Gutes versprach nicht ein solcher Verein für unsre Kinder! Die Aussicht, einen geliebten Bruder um mich zu haben, mit dem ich von Kindheit an aufs innigste verbunden gewesen, belebte mich von neuem, und gerne malte ich mir aus, wie wir unser kindliches Leben wieder beginnen würden, wo ja bloß die Gegenstände unserer Beschäftigung eine andere Gestalt angenommen hätten. Plane, die mit dieser Herzensangelegenheit in Verbindung standen, brachten wieder die alte Heiterkeit hervor, bei der es leichter wird, unter einem schweren Druck zu leben.

Grade in dieser Zeit erreichte der Cantor Wolfe seinen sehnlichsten Wunsch, eine Landpfarre in der Nähe von Eutin zu bekommen. Die erledigte Stelle war einem Oldenburger Candidaten zugedacht, welchem

nun wegen seines unsittlichen Lebenswandels vom Predigt-Amte ausgeschlossen hatte. Da Voß sich mit Nachdruck gegen ihn erklärte, und im äußersten Falle seine Stelle niederzulegen drohte: gab man endlich nach, und gestattete ihm, seinen Schwager in Vorschlag zu bringen. Unsre Hoffnung bei dieser Sache war ziemlich schwankend, desto größer aber die Freude, als der Minister Holmer den glücklichen Ausgang meldete. Kleine Änderungen in Betreff des neuen Lehrers, der nun Conrector genannt ward, wurden ebenfalls genehmigt, und im Herbste 1788 trat Voß sein Amt mit Freudigkeit an.

Eine heitere Aussicht eröffnete sich nun auch zu unserm Freunde Weiße, der sich auf seiner Pfarre in Malent sehr glücklich fühlte. Für Voß und Boie war es dahin ein angenehmer Spaziergang, und ich folgte manchmal zu Wagen mit den Andern nach. Wir bekümmerten in dieser neuen Wirtschaft das Recht, überall mit Rath und That zu wirken, und ohne unsre Billigung ward in Haus und Garten nichts wichtiges ausgeführt. Voß ward Obergärtner, ich, die etwas mehr von der Landwirtschaft verstand, als die neue Frau Pfarrerin, konnte manches zweckmäßige wenigstens angeben. Die Einnahme der Pfarrei bestand zum Theil in dem Ertrag des Feldes und der nicht unbedeutenden Gärten. Da trafen wir denn die Einrichtung, daß alles, was wir in der Wirtschaft benutzten, und für den gewöhnlichen Marktpreis zu

liefert ward, wogegen ich die städtischen Bedürfnisse regelmäßig zu besorgen hatte. Der Pfarrer legte nun auch alle Schüchternheit gegen Voß ab, in welchem er bisher immer ein Oberhaupt zu entdecken fürchtete, das sein Übergewicht fühlen ließe, sobald sich eine Gelegenheit dazu fände.

Der Zustand in den Leiden unsers Sohnes erreichte grade seinen höchsten Punkt, als Voie noch nicht lange bei uns war. Wie treu stand der Bruder uns da zur Seite! Auch Agnes schied in dieser Zeit aus unsrer Mitte. Wie wenig ahndeten wir es, als sie uns, etwa acht Wochen vor ihrem Ende, zum leztenmal besuchte. Sie fühlte sich schwächer, wie wir sie sonst gesehen, und mußte sich Abends schon früher zu Bette legen; doch war sie dann wie gewöhnlich mutwillig, wir Alle durften ein- und ausgehen, sie machte den Küchenzettel, und einer von den Knaben, den sie, damit kein Streit entstände, selbst wählte, mußte vor ihrem Bette essen. Ungewöhnlich bewegt war sie am Abschiedsmorgen, wo wir, als die Pferde schon angespannt waren, noch mit ihr in den Garten gehn, und uns neben sie auf die Agnesbank sezen mußten. Diese Bank ward uns nun noch mehr ein Heiligthum, und blieb es bis zu unserm Abzug aus Eutin. — Mit Agnes gingen uns viele Hofnungen und Plane fürs Leben zu Grabe.

Stolberg schloß sich nach ihrem Scheiden noch inniger an uns. Als er uns zum erstenmal wieder

besuchte, hatte sich der wilde Sturm des Schmerzes in sanftere ruhige Trauer aufgelöst. Daß er in Oldenburg nicht bleiben würde, war vorauszusehen, da ihm die Einsamkeit und die Amtsbeschäftigungen schon früher nicht zusagten; doch wirkte Voß kräftig mit, daß er, was sein erster Plan war, ein völlig unthätiges Leben bei seinem Bruder nicht wählte. Er erhielt eine Gesandschaftsstelle in Berlin, wohin er sich, von seiner Schwester, der Gräfin Katharina, und den Kindern begleitet, im Frühling 1789 begab. Sein Posten brachte ihn in vielfache Berührung mit der Außenwelt, eigene Neigung noch mehr. Bei dem Gesandten von Toskana lernte er dessen Schwägerin, die reiche Comtesse Sofia Reder, kennen; mit dieser vermählte er sich, kaum ein Jahr nach Agnes Tode. Sie war bereit ihm jedes Opfer zu bringen, um seine sehr zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen. Da die Aussicht zu einem Gesandschaftsposten in Neapel sich zerschlug, wirkte sie mit, daß er nach einem Jahre die Stelle in Berlin aufgab, und im Sommer 1791, mit seiner Gemahlin, dem ältesten Sohne und Nicolovius, seine Reise nach Italien antrat. —

Kurz vorher starb, nach langen Leiden, der Präsident Lowzow in Eutin. Daß Stolberg einmal diese Stelle bekäme, war schon einer von Agnes Lieblingswünschen gewesen, wobei wir uns ein seliges Zusammenleben bis ans Ende träumten. Der Herzog zeigte sich auch geneigt, sie ihm zu geben, mit der Bewil-

ligung eines zweijährigen Urlaubs, um die beschlossene Reise auszuführen.

Voß arbeitete damals mit Eifer und Liebe an der ersten Ausgabe von Virgils Georgica, woran Stolberg freundlichen Antheil nahm. Da gab es denn noch lebhafte Gespräche, und manches wurde aufgeschrieben, worüber Stolberg und Nicolovius an Ort und Stelle Erkundigung einzuziehen versprachen. Wie treu und gewissenhaft Nicolovius Wort gehalten, hat er unter andern durch die Zeichnung italienischer und sicilischer Pflüge bewiesen, welche später in dem Kommentare abgedruckt wurden. Aber die angestrengte Arbeit an demselben wirkte nachtheilig auf Voßens Gesundheit. Schwindel und Reizbarkeit vermehrten sich im hohen Grade. Dazu kam noch die Sorge für den Almanach, und zwar in der besten Jahreszeit. Hensler wollte Zerstreuung durch eine Reise; allein mochte Voß sie nicht unternehmen, und ich konnte den kranken Knaben nicht verlassen. So war denn vieles schwer zu tragen, obgleich sich stets helle Punkte fanden, die alles leidlich machten.

Im Herbste 1790 erhielt Voß eine Zulage von 200 Thalern, mit der Bewilligung, sich einen Gehülfen zu halten, der ihm die Nachmittagsstunden abnähme. Er fand ihn in Friedrich Karl Wolff, einem Sohne des vorigen Superintendenten, seinem Lieblingsschüler, der ihm stets kindliche Anhänglichkeit bewiesen. Dieser gesellte sich nun mit Wohlgefallen

Abend zu uns, es ward nach alter Weise wieder vorgelesen, wenn es keine Zeitungen gab, und Plane wurden gemacht, die Thätigkeit und Aufheiterung zum Zweck hatten.

Im ersten Frühlinge der neu errungenen Freiheit kam eine Reise nach Hamburg zur Ausführung, nach der Voß sich lange gesehnt hatte, eine Auffrischung, die sehr wohlthätig auf ihn wirkte. Für sein neues Werk suchte er einen Verleger, aber es fand sich keiner, der auch nur einigermaßen annehmliche Bedingungen gemacht hätte. Dies bestimmte ihn, den Selbstverlag noch einmal zu versuchen, und der Erfolg war nicht ungünstig, obgleich sich manche unerwartete Schwierigkeiten darboten. Den Buchdrucker Struve in Eutin lockte die Aussicht, durch ein schön gedrucktes Werk seiner Officin einen Schwung zu geben. Voß, der sich ehedem einige Kenntnisse in diesem Fach erworben, untersuchte nun mit ihm gemeinschaftlich alles, was erforderlich sei, um ihren Zweck zu erreichen. Da fanden sich nun überall Lücken auszufüllen, es mußten neue Lettern angeschafft, Vorschüsse gemacht werden. Etwas konnten wir beisteuern, und ein Geschenk bewilligte der Herzog, welcher sich gerne von diesem Plane unterhalten ließ. Voß half anfangs Stundenlang in der Druckerei, bis endlich alles in guten Gang kam, und der Druck ganz leidlich ausfiel. Am meisten Mühe machte die Schwärze, die der Meister nicht recht zu bereiten verstand. Bei den Correkturen

legten Lehrer und Schüler eifrig Hand an, und als alles vollendet war, bekam auch ich meinen Antheil, nämlich Pakete zu machen, ein Geschäft, worin ich mir früher in meines Schwagers Buchhandlung einige Fertigkeit erworben hatte. Da fehlte es denn nicht an Gelegenheit, uns gegenseitig zu loben, was allerdings mit zur Glückseligkeit im Leben gehört.

Auch in ökonomischer Hinsicht machte uns dieses Werk die Freude, daß wir etwas leichter in die Zukunft blicken konnten. Das Geldsammeln war uns nur eine Angelegenheit, insofern es die Erziehung der Kinder erleichterte: daher sperrten wir uns gegen alle Ausgaben, obwohl sich manchmal die Neigung regte, entbehrliches anzuschaffen. Nach Abzug aller Unkosten hatten wir 900 Thaler Überschuß, und einige Aussicht zu fernerer Einnahme. Mit dem Gelde machte Voß mir ein Geschenk, und war sehr mit mir einstimmig, daß ich die Zinsen davon meiner Mutter bestimmte. Diese besuchte uns bald nach des Conrektors Anstellung zum letztenmale. Sie war ungemein heiter, nun auch ihren jüngsten Sohn, mit seinen Geschwistern vereint, in einer so behaglichen Lage zu sehen, und uns machte es unbeschreiblich glücklich, daß sie ihre Liebe zu Voß bei jeder Gelegenheit an den Tag legte. Sie starb einige Jahre später, als mein Bruder Rudolf, bei ihrem ältesten Sohne in Meldorf, wo sie ruhig heiter mit Kindern und Enkeln im 82sten Jahre sanft, und ohne den Tod zu ahnden, an einem

Schlagfluß endete — sie, die stets eine ausgezeichnete Liebe Aller, die sie kannten, genoß, bis so unendlich vielen Leidenden ihren Zustand erleichtert, so vielen Sterbenden nach schwerem Todeskampfe die Augen geschlossen hatte!

Ein wiederholter Ruf als Direktor des Gymnasiums zu Breslau, der in dieser Zeit an Voß gelangte, gab Anlaß zur Gehaltserhöhung in Eutin. Und wenn er auch jetzt noch bedeutend mehr im Jahre brauchte, als sein Amt ihm einbrachte, so schien ihm dieses zum natürlichen Laufe der Dinge zu gehören, und er fühlte zu sehr das Gute seiner Lage, als daß er sie so leicht gegen eine andere hätte vertauschen mögen. Wenn er heiter bei seiner gewohnten Thätigkeit war, pflegte er wol scherzend zu sagen, der Herzog müsse ihm eigentlich einen Ehrengehalt geben, weil er so viele Durchreisende bewirte, die Eutin in guten Ruf brächten. In trüben Stunden dagegen drückte ihn die Vorstellung, er könne seine Kinder noch unerzogen und unversorgt hinterlassen.

Es war eine gar angenehme Lebensperiode, als im Winter 1792 die erste Ausgabe der Ilias bei Hammerich gedruckt ward. Als Voß sein Manuscript in die Hand nahm, glaubte er, er würde mit sich zufrieden sein, aber dem war nicht so. Er machte eine neue Handschrift, denn Verbesserungen hineinzukrizeln, dazu entschloß er sich selten; ihm schien immer nicht sauber, was nicht sauber aussehe. In solchen Zeiten

ward selbst das Schwere uns allen leichter. Auch die kleinen häuslichen Feste lebten wieder auf, an denen er so viel Freude hatte.

Eine wohlthätige Unterbrechung seiner großen Thätigkeit gaben die Ausflüge nach unserm lieben Malent, zumal wenn in einem Tage hin und zurück zu Fuß gewallfahrtet wurde. Wie heiter war er dann, wenn wir in der Dämmerung nach Hause gingen, wenn ein Stern nach dem anderen hervortrat, und wir heimgekehrt beim Thee uns wieder auffrischten. Unwillig machte ihn unterwegs wol eine Quelle, die einen Sumpf hervorbrachte; doch trug er jedesmal mit den Knaben Steine zu einer Nothbrücke herbei, damit wir trockenes Fußes hinüber konnten. Der Herzog hatte sich dieses von seinem Hofmarschall, unserm Hausfreunde, erzählen lassen. Als wir uns das nächstemal wieder zum Brückenbau rüsten wollten, war dem Übel durch Erhöhung der Tiefe und Ableitung der Quelle gründlich abgeholfen, und der Herzog nahm den Dank dafür freundlich auf.

Stolbergs Rückkehr aus Italien rückte allmählig näher, und wir hatten Gründe genug zu dem Vorgefühl, daß sie zum mindesten eine Unterbrechung der stillen häuslichen Ruhe sein würde, deren wir uns erfreuten. Stolberg war sehr unwohl, und gewöhnte sich schwer an die wenigen Geschäfte, die er keinem anderen übertragen konnte. In den Gesprächen mit ihm mußten so manche Punkte vermieden werden, da

die Dinge in der politischen Welt eine ganz andere Wendung nahmen, als Stolberg wünschte, und er Voß gerne auf den Standpunkt stellte, als billige er alles was geschah. Dieses gab eine beständige Spannung, zumal da über die heiligsten Gefühle die Worte abgewogen werden mußten. Wie manchen Ausbruch des Zorns hat Voß mit großer Selbstverläugnung angehört, da dieses „Sich Luft machen" dem Freunde wohlthat! Wie froh fand ich ihn dagegen manchmal, wenn er nach einem Besuche Stolbergs mir sagen konnte: „Heute haben wir ein wohlthuendes Gespräch über rein menschliche Dinge gehabt, die uns beide erfreuen." — Die häufigen Einladungen zum Mittag- und Abendessen lehnten wir beide in der Regel ab; etwas öfter ging Voß hin, und am liebsten uneingeladen. Der Grund war, daß Stolberg es sehr liebte, sich Abends an unsern Tisch zu sezen, sich an dem fröhlichen Empfang freuend, wenn Voß ihn unerwartet bei uns fand. Wie unendlich liebenswürdig war er bei solchen Besuchen, wo er nur heiter und theilnehmend an Thätigkeit und Häuslichkeit erschien, und wo nie ein Wort gemisdeutet ward! *)

*) „Als Stolberg gegen den Frühling 1793 zurückkehrte, kannten wir unsern alten Freund nicht mehr. Eine für Eutin prunkende Einrichtung, überfluß von Bedienten des Hauses und des Stalls, von Kutschpferden und von Reitpferden, Verschwendung in Küch'

Stolberg hatte mehrmals von einem Besuche der Fürstin Gallizin gesprochen, als einer Gnade, wovor er sich fürchte, die er aber nicht ablehnen könne. Wir waren sehr gespannt auf diesen Besuch, der endlich, wie es hieß, unerwartet erfolgte. Die Fürstin kam in einem großen, mit Segeltuch überspannten Karren, dessen Hauptsiz zu einem Lager für die Fürstin eingerichtet war; die andern Size füllten ihre sechszehnjährige Tochter, eine jüngere Nichte, ihr Freund, der polnische Herr Oberberg, ein Lehrer der Rechte, und ein Fechtmeister, der auch in anderen Leibesübungen

---

und Keller, an der Tafel vornehme Steifheit und Mislaune. Wie ungleich den traulichen Agnesschmäusen, da noch ein Pfannkuchen mit Lauch was bedeutete! Da noch neben Scherzen ein Schwank sich ausnahm! — Auch in unserem Hause ward die manchmal sich hervorwagende Fröhlichkeit immer schüchterner. Stolbergs Erzählungen aus Italien hatten Lücken, wie von geheimer Censur. Gespräche über längst Abgesprochenes wurden durch Anstöße eingeengt; ruhige Erörterung, freundliche Lösung des Mißverständnisses, wahrheitdurstige Ausgleichung mit gegenseitigem Wohlwollen, fand sich seltener ein. Mein Freund war ein auffahrender Gebieter, und achtete es klein, die erprobte Redlichkeit zu kränken, zu beleidigen, wohlmeinende Vorstellungen von zeitlichem und ewigem Heil in bösartige zu entstellen und zu verketzern." Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier S. 17.

unterrichtete, und die Neigung der Kinder zu gewinnen wußte. Die Fürstin, eine Frau im Anfang der Dreyßiger, war von sehr angenehmer Gestalt, heiter, freundlich und einfach in jeder Beziehung; die Tochter, ein frisches, blühendes Mädchen, an jeder Unterhaltung theilnehmend, aber nirgends vorlaut, so sehr man ihren Reichthum an Kenntnissen bemerken konnte, unter den Kindern völlig Kind, und selbst gewandt im Hauswesen, wie in allen weiblichen Handarbeiten; die Nichte, ein scheues Wesen, hatte ihre Stunden so besezt, daß man sie selten unter den Kindern zu sehen bekam. Alle erschienen meistens in Zeug gekleidet, das sich waschen ließ, und stets schon früh Morgens, wie sie den Tag blieben.

In das Stolbergsche Haus brachte die Fürstin einen ganz anderen Ton. Die vielen Bedienten an der Tafel waren ihr lästig, wie die vielen Schüsseln: beides ward vermindert, und die Kinder ließen es sich gerne gefallen, daß sie sich mehr selber bedienen mußten. Abends wurde kalte Küche aus der Hand gegessen, die Handarbeiten wurden nicht weggelegt, Gespräch und Vorlesen nicht unterbrochen, so daß wir manchen Abend dort zubrachten, mit dem Gefühle willkommen zu sein. Mit der Fürstin unterhielt Voß sich gerne, er mußte ihr vorlesen, und lebhaft ist mir noch im Gedächtniß geblieben, mit welcher Freude Psalmen aus einer plattdeutschen Bibelübersezung angehört und besprochen wurden. Nicht weniger gefiel

ihm Overberg, der sich als verständiger Katholik über verschiedene Meinungen aussprach. In Stolberg erwachte wieder die alte Heiterkeit, und man vergaß allmählig in seiner Gegenwart die Worte ängstlich abzuwägen.

„Noch viel", sagt Voß am a. O. S. 23, „war übrig vom ächten Stolberg; die klugen Einimpfer ließen dem edlen Stamm noch einige Zugreiser ungekappt. Stolberg bewog mich einst, den Spruch des Tragikers Agathon mitzutheilen:

Drei Lehren faß' ein Herrscher wohl ins Herz,
Die eine: daß er über Menschen herscht;
Die andre: daß er nach Gesetzen herscht;
Die dritte: daß er nicht auf immer herscht.

Man ward gerührt, man verlangte den Spruch wiederholt, man lernte auswendig. Der edle Grieche! war Ein Gefühl, und keine Andeutung von Heidenthum. Eines Abends aß bei uns die Stolbergische Versammlung, mit Büsch aus Hamburg, Ebert aus Braunschweig, und dem Kapellmeister Reichard. Nach Tische erzwang Reichard meine Einwilligung, ein zum Komponiren empfangenes Lied vorzulesen, den Gesang der Deutschen. Mit Nachdruck las er:

Vernunft, durch Willkühr erst befehdet,
Doch kühn und kühner, singt und redet
Von Menschenrecht, von Bürgerbund,
Von aller Satzung Zweck und Grund.

Nachdrücklicher:

Nicht mehr verfolgt wird Lehr' und Meinung,
Nicht gilt für Gottesdienst ein Brauch;
Nur Lieb' ist aller Kirchen Einung,
Der Tempel und Moskern auch.

Und:

Nur Tugend, nicht Geburt, giebt Würde;
Vertheilt nach Kraft ist Amt und Bürde.

Dem Beifall von Ebert und Büsch folgte ein allgemeiner und besonderer Dank von Stolberg, der Fürstin und Overberg.

Allmählig blickte durch die Offenheit der Fürstin etwas Hinterhältiges hervor. Sie hatte mir lange eine vertrauliche Unterredung, ein tête à tête, angelegen, wozu es doch nie kommen sollte, obgleich sie alle Morgen an meinem Seeufer in die Badewanne stieg. Endlich bestellte sie sich ein Frühstück mit uns allein in meinem Gartierstübchen. Kaum hatte sie bei dem Kaffe eine Art von Gespräch begonnen, so stimmte der ganze Schwarm der Stolberge und der Münsterer in den anstoßenden Saal. Dazu das Schauntragen der Cäremonien: alle Freitage nach Lübeck in die Messe, vier Meilen weit; kein Fleisch am Freitag; nach der Mahlzeit ein hochfeierliches Bekreuzen der Stirn und Brust; welches die Tochter, eine muntere Seiltänzerin, mit elfenartigen Gebärden, als wollte sie etwas am Putz ordnen, in der Hast abthat. Den Herrn

Overberg traf meine Frau am Bette der kranken Gräfin Sofie, wie er sie und die Kinder mit Legenden unterhielt. Das war nichts weiter, hieß es, als wenn meine Frau (was sie einst vor der Fürstin thun mußte) unseren jüngsten Söhnen in der Dämmerung aus der Odyssee erzählte in niedersächsischem Kinderton. Ich machte die Gräfin Katharina aufmerksam auf die Fürstin. Sie thun ihr Unrecht, antwortete die Gute; Sie glauben nicht, wie die Fürstin Sie ehrt und liebt! Dann vertraute sie mir, sie habe im Vorbeigehn an der Laube gehört, wie Fritz im einsamen Gespräch mit der Fürstin voll Zorn sich von Voß zu trennen gelobt habe, und wie mild die Fürstin ihn besänftigt. Woher der Zorn, wozu die Besänftigung, ahnte sie nicht.“

Bald nach dem Abzuge der Fürstin Gallizin im Herbst, kamen Stolbergs Reisegefährten, die Herren von Drost aus Münster, und blieben bis zum Frühlinge. Der ältere hatte eine liebenswürdige junge Frau, eine geborne Meerfeld aus Wien, die sich gerne an uns anschloß. Ihr zu Liebe zogen wir uns nicht ganz von den Stolbergschen Abendzirkeln zurück, obgleich wir das Gefühl, daß unsre Gegenwart störend sei, nicht immer unterdrücken konnten. Der jüngere Bruder, der bekannte Weihbischof, hatte, wie die Erzählung lautete, einen geweihten Stein mitgebracht für einen Altar, um die Katholiken in Eutin an der Wohlthat, Messe zu hören, Theil nehmen zu lassen.

Für diese kleine Gemeinde ward ein Zimmer gemiethet und feierlich eingepleiht.

In dieser ganzen Zeit war Stolberg auffallend verstimmt, so wenig es auch in seinem Hause an zerstreuenden Besuchen fehlte. Nachmittags wenn Voß seinen raschen Fußtritt auf der Treppe vernahm, legte er wol mit einem Seufzer die Arbeit bei Seite, und bat mich, ihn nicht ohne Noth zu verlassen. Nur wenige Abende sind mir aus diesem Winter im Gedächtnis geblieben, wo sich der alte liebe Stolberg heiter an unsern Tisch setzte, oder allmählig heiterer ward. Gewiß hat Voß in der Zeit, wo es viel zu tragen gab, stets mehr Mitleid als Zorn gegen Stolberg gefühlt, denn in seinem Herzen lag immer die sehnsüchtige Hoffnung, das alte Verhältnis könne noch wiederkehren. Der Gedanke, Stolberg werde katholisch werden, kam ihm wol mitunter, aber es war kein stehender, da ihm die äußeren Verhältnisse nicht zu entsprechen schienen. Viel näher lag die Überzeugung, Stolberg stehe in nahem Verein mit der Brüder-Gemeinde. Wenn sie von einer Reise zurückkehrten, sprach die Gräfin Sofie immer mit Entzücken von den Versammlungs-Häusern dieser Gemeinden, die sie besucht, und theilte überall kleine Geschenke aus, die sie dort eingekauft hatte.

Seinen Söhnen gab Stolberg jetzt einen Hauslehrer, in dessen Wahl er nicht immer glücklich war. Der erste ward nach vier Wochen entlassen, als ihm

vorsichtig in seinen Äußerungen über Religion und Freiheit. Da sein Nachfolger wenig vermochte, nahm mein Bruder auf Stolbergs Bitte dessen Söhne in seine Klasse, und Voß fügte sich gerne darein, in der Eltern Abwesenheit, den Hofmeister zu lenken, und sich der Kinder anzunehmen. Wann es doch Agnes Kinder, und unserm Hause von Herzen zugethan!

Im Winter 1794 wurde Voß durch angestrengte Arbeit bei den mythologischen Briefen so kraft- und mutlos, daß wir uns alle niedergedrückt fühlten. Als der Druck begann, erlaubte er sich, was er sonst nie gethan, noch Abends nach Tische zu arbeiten, weil, wie er meinte, die Anstrengung ihn wieder lebhaft mache. Keine freundliche Warnung wirkte. Allmählig ward es ihm selbst deutlich, daß er sich losreißen müsse, und es gelang, ihn zum Entschlusse zu bringen, nach Halberstadt und Weimar zu gehn. Er achtete Gleim sehr, hatte aber nicht die Meinung von ihm, daß er in ihm einen so theilnehmenden Freund und einen Mann von so festem Charakter finden würde. Daher schwankte sein Entschluß immer wieder, und ward erst fest, als ich, freilich mit seiner Bewilligung, seine Ankunft bei Gleim und Wieland angekündigt hatte. Schwerer ward sein Entschluß noch dadurch, daß der arme Bruder den ganzen Winter im höchsten Zustand der Schwäche war, und durchaus weder dem Arzte noch uns gestehn wollte, was eigentlich sein Leiden sei. Auch drückte

es ihn sehr, daß ich den ganzen Winter unwohl war, und die jüngsten Söhne kränkelten.

Wie die Reise auf ihn gewirkt, das sprechen seine Briefe von der Halberstädter Reise am deutlichsten aus. Die Schule konnte er ohne Unruhe verlassen, weil er an Wolff einen treuen Gehülfen hatte, und der Entschluß seinen Sohn Heinrich mitzunehmen, befreite ihn von den kleinen Nebenumständen einer Reise, für Packen und Rechnen zu sorgen, die ihn so leicht verstimmen konnten. Für Heinrich hielten wir die Reise auch körperlich wünschenswerth, denn er war zart gebaut, und immer schwer von stiller Thätigkeit zu entfernen. Von Natur sehr aufmerksam und verständig, galt es ihm als Ehrensache, im Sinne der Mutter für den Vater zu sorgen, und was er zu leisten gelobte, hielt er so gewissenhaft, als man es von einem Vierzehnjährigen nur erwarten kann. Er hatte sich auch auf der Reise des Beifalls seines Vaters zu erfreun, und war überall, wo sie weilten, geliebt.

Vorzüglich aufgeregt ward Voß bei Gleim, seine Luise nicht in einzelnen Bruchstücken zu lassen. Er sprach oft mit Wehmut davon, daß ihm durchaus die Aufmunterung von außen fehle, sein Lieblingswerk so auszubilden, wie er sich sehnte, es zu thun.

Während meiner Einsamkeit, der ersten auf längere Zeit, seit wir vereint waren, fühlte ich mich heiter und leicht in der Hofnung, daß diese Reise

Voß an Leib und Seele wohlthun würde. Der Bruder theilte diese Hofnung lebhaft mit mir, und sorgte für die Beschäftigung der Kinder, als wären es die seinigen.

Stolberg und seine Familie, unsre nächsten Nachbarn, wollten mich gerne oft dort haben, um mir die Einsamkeit zu erheitern, so daß ich nur mit Mühe meine gewohnte Lebensweise sicherte. Er war damals sehr düster durch die Weltbegebenheiten, und im hohen Grade zerstreut durch Besuche. Seine Westhunnen waren eben abgedruckt, als ich eines Abends ein Stündchen dort gewesen. Ich hatte ihn nur im Vorbeigehn gegrüßt. Als ich die Treppe hinunter ging, stürmte er mir nach, und gab mir die eben abgedruckte Ode, um sie Voß zu senden. Ich sah den Titel an, und fragte mit lächelndem Tone: „Die Westhunnen? Was sind das für Dinger?“ Mit glühendem Gesicht sprudelte er mir die Antwort entgegen, wobei seine Stimme stotterte: „Die Hunnen, das wissen Sie doch, sind ein wildes Volk! Nun die Westhunnen!“ Ich faßte ihm die Hand, und sagte: „Ich meinte, Sie sollten mir eine ruhige Erklärung geben; jezt schweigen Sie nur, ich weiß schon.“ Den folgenden Tag erhielt ich einen recht stürmischen Brief von ihm, einen ganzen Bogen stark, welcher mir Voß von politischer und religiöser Seite in einem Lichte darstellte, worin ich wenige Züge des wahren Voß erkannte. Der Schluß war eine rechte

lichte Darſtellung meiner Perſon, die mich ſehr verwundete, weil die Anwendung darin beſtand, daß eine Frau wie ich, die ſo von ihrem Manne geliebt würde, alle ihre Kraft darauf wenden müſſe, ihn anders zu lenken. Nun kamen noch eine Menge Lobſprüche, die mir doch das Gefühl gaben, daß auch der wahre Voß ihm im Herzen lebe. Zu einem ruhigen Geſpräche, das wußte ich ſchon aus vielfältiger Erfahrung, war mit ihm nicht zu gelangen. Alſo bemuzte ich eine ſpäte Abendſtunde, ihm zu ſagen, oder vielmehr zu wiederholen, was ich ihm ſchon oft erklärt und als Bitte vorgetragen hatte, ſich kein falſches Bild hinzuſtellen, und dieſes zu verläſtern oder zu verdammen. Er ſolle das feſthalten, was Voß ſelbſt ihm oft geſagt: „Sie ſind eigentlich glücklicher als ich zu nennen, weil Sie nur auf einer Seite Gräuel ſehen, und ich auf vielen.“ Auch ſolle er nicht vergeſſen, daß Voß nie ein Geſpräch, das zu ſtürmiſchen Aufwallungen Anlaß geben könne, mit ihm ſuche, vielmehr dieſem immer ausweiche. Das innere Verhältnis zwiſchen Mann und Frau ſolle er auf keine Weiſe zu ſtören ſuchen. Darin hätte er nur dann ein Recht zur eigenen Beruhigung mit einwirken zu wollen, wenn er mir einen nennen könnte, der bei ſeiner inneren Überzeugung im Glauben an das Heiligſte und Höchſte, wonach jeder gute Menſch ſein erſtes Streben richtet, mehr Ruhe hätte als Voß; eine Ruhe, die ſich in jedem Lebensverhältniß

wirkſam zeige. — Hieher gehört das Gedicht an Stolberg, die Andersdenkenden: *)

Wohlan! wir bleiben einig,
Und gönnen uns die Ruh!
Ich ſage, dieſes mein' ich;
Und jenes meineſt du.

Noch weiß ich, als ſähe ich es vor mir, welchen Eindruck dieſes Lied auf Stolberg machte, als er es ſelbſt vorlas, wie alle Lieder vom Winter 1795. Die Thränen rollten ihm herab, und er ſchloß Voß wie einen Bruder in ſeine Arme. Aber ſolche Eindrücke, in unſrer ſtillen Wohnung wol manchmal auch zu Entſchlüſſen übergehend, waren ſchnell wieder verwiſcht. Ein einziges, oft entflogenes Wort konnte Voß gleich wieder in einen Aner, Iſten und Aten umſchaffen, und ſo ſtanden ihm alle Übel vor Augen, die ein Solcher in ſeinem öffentlichen Beruf und in ſeiner eigenen Umgebung nothwendig ſtiften mußte. Indeß hatte ich diesmal die gute Wirkung von meiner ſchriftlichen Erklärung, daß er, während meiner Einſamkeit, ſehr heiter im Geſpräch mit mir war, und mit Theilnahme hörte, was ich ihm aus Voßens Briefen mittheilen konnte. Auch brachte er mir einmal einen Brief von ſeinem Vetter in Wernigerode, worin unter

*) S. Lyriſche Gedichte. Ausgabe v. 1802. Dritter Bd. S. 57.

andern auch die Stelle vorkam: „Ihr seid glücklich zu preisen, daß ihr einen solchen Mann unter euch habt.“ —

Die Freude bei Voßens Rückkehr und seine eigene Heiterkeit bei frisch begonnener Thätigkeit schildert sein Brief an Gleim vom 26. Juni 1794. Auch Stolberg war sehr heiter und theilnehmend. Voß hatte Stolberg einen sehr ernsten Brief von Gleim über die Westhummen mitgebracht. Dessen ward so wenig erwähnt, wie Voß eine Meinung über diese Ode abgefodert. Der Anblick des Bruders störte freilich oft unsre Heiterkeit, aber wir ahndeten keine Gefahr, bis endlich Heusslers Ausspruch uns eine traurige Aussicht eröfnete. Doch blieb uns noch die Hofnung, daß Heilung seines Übels in einer so ausgezeichneten Anstalt als das Friedrichs-Hospital zu Kopenhagen möglich sei, wohin er sich in Kiel einschifte.

Voß strengte nunmehr alle seine Kraft an, sich und uns zu heben. Gleims lebhafter Wunsch, die Luise als ein Ganzes herauszugeben, weckte seinen eigenen Wunsch von neuem. Dazu wirkte kräftig mit, daß der kranke Bruder in der Ferne durch nichts anschaulicher überzeugt werden könne, wie wir über seinen Zustand nicht in Grübeln versunken wären. Die gründliche Heiterkeit, die Voß von der Reise mitbrachte, hatte seinen Körper sehr gestärkt, so daß er mehrere Stunden in seiner Klause selbst wieder

übernahm, und Wolff die zweite Klasse übergeben konnte, einige Stunden der zweiten Klasse meinem Stolbergs Hauslehrer anvertraut. Die Ruhestunden der Frühe und nach der Schule waren der Lücke gewidmet. Es war ein stilles Hausfest für uns. Alle — für mich ein ewig unvergeßliches! —, als er das erste Aufgeschriebene der neuen Umarbeitung mittheilte. Es war stets etwas einzig rührendes und hebendes in seiner Heiterkeit, wenn er etwas ausbreitete, woran er selbst so lebhafte Freude hatte. Nicht leicht konnte ihn dann eine Unterbrechung verstimmen, denen er so häufig ausgesezt war. Wie oft hatte ich im Leben die Freude, wenn ich eine Störung von ihm abgewendet, daß er mich seinen Schuzengel nannte! Konnte ich sie nicht abwehren; so war immer sein erstes, mich aufzufodern, mit ihm im Garten oder auf seinem Zimmer auf und nieder zu gehen, „damit er wieder sich selbst finde."

So leicht Voß bei seiner großen Reizbarkeit verstimmt, oft übellaunig werden konnte, wenn ihn im Boden etwas unangenehm berührte, wobei er das Gefühl hatte, es ließe sich abwenden, so muthig und unverzagt war er stets bei allen häuslichen Leiden, die uns Gottes Hand bestimmte. Ich weiß keine Ausnahme, wo er dann nicht immer durch Wort und That den Mut der Seinen zu heben suchte, und dieß mit großer Ausdauer und Anstrengung seiner Geistes- und Körperkräfte.

Die Leiden des Bruders drückten uns schwer, doch hielten wir noch immer die Hofnung fest, daß er genesen könne, so lange auch die Ärzte in Kopenhagen eine Operation für möglich hielten. Voßens Seele hatte sich durch die herzliche Theilnahme, die er bei Gleim gefunden, wieder zu den Hofnungen seiner heitersten Stunden erhoben, daß er noch fähig sei, etwas zu leisten. Gleims Theilnahme an ihm ging auf die kleinsten Lebensverhältnisse über. Der hatte also auch bestimmt das Wort von ihm gehört: „daß er sich glücklich schätzen würde, wenn er durch eine mäßige Pension, die ihm die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse sicherte, sich in Stand gesezt sähe, seine Schulstelle aufzugeben, um seine Kräfte auf einen höheren Zweck zu wenden, und manches Begonnene zu vollenden, was ihm am Herzen lag.“ Hierüber sprachen wir oft, wenn er erschöpft aus der Schule kam; oft so erschöpft, daß er erst einige Minuten allein in sein Zimmer ging, und sich durch Thränen Luft machte. Bemerkte ich dies, und wollte, was mir so nahe lag, in seinen Ton mit einstimmen, so konnte ihn dies sehr unwillig machen. Es war immer ein schneller Übergang, der ihn wieder in seinen gemüthlichen Ton brachte, wo er die eigene Schwäche selber schalt. Sein Gefühl war häufig: seinen Platz als Schullehrer könne leicht ein anderer, mit mehr Dank für die Leistungen, die man nach der gewöhnlichen Regel von einem Rector begehre, füllen. Was er

aber nach seiner eigenen Überzeugung helfen könne, wenn er die Freiheit habe, Herr seiner Zeit zu sein, dazu möchten eben nicht viele fähig sein. „Wenn ein solches Wort jemand hörte", sagte er dann wol, „der würde mich vielleicht stolz nennen, und dies zu sein, bin ich mir nicht bewußt." Ein solches Gefühl war auch nie herrschend bei ihm; dies beweist, daß er nie müde ward, davon zu reden, wie wir überall selbst sollemen müßten, daß der Lebensplan, den Gott für uns bestimmte, auch der beste für uns sei. Wie oft haben wir auf diese Weise unsern Lebenslauf rückwärts gemacht! So bald er sich nur einigermaßen beifig fühlte, war ihm sein Beruf sehr lieb, denn er hatte das Bewußtsein, geliebt zu sein und sich nützlich zu machen. —

Hier mag stehen, was Gleim am 24. Juli 1794 schreibt, nachdem er die mythologischen Briefe und den Homer erhalten hatte. „Verstehn wird der alte Hüttner freilich nicht alles, was in diesen Briefen steht, wird's aber doch alles lesen. Hineingesehn hab' ich in der verflossenen Nacht, und bin erstaunt über Ihre Gelehrsamkeit, lieber grundgelehrter Grieche. O, daß ich ein Schüler von Ihnen noch wäre, wie wollt' ich lernen von Ihnen! Nein aber, ich wollte lieber nichts lernen, als Sie zum Lehrer haben. Sie sollten von Rechts wegen nur schreiben. Ich bin in großer Versuchung, diesen Augenblick bin ich es noch, Ihren Landesfürsten um eine Gnade zu bitten, um

diese: daß er Ihnen eine Pension geben, und vom Lehramte Sie befreien möchte. Könnte er diese Bitte mir abschlagen? Er wäre der gute Fürst, für den ich ihn halte, nicht. Sein Sie aber, lieber Voß, unbesorgt, daß ich die Versuchung wie ein Mann nicht bestehn werde. Ruin! an Ihrem Landesfürsten schreib' ich nicht, an den meinen schreib' ich, wenn der Krieg beendigt ist, das ist meiner Vaterlandsliebe gemäß." —

Von Voß sind vom 17. Julius bis zum 8. Oktober keine Briefe an Gleim. Aus Gleims Briefen erhellt, daß er von uns erfahren, unsre Leiden mit dem Mitleider getheilt, und sich lebhaft gefreut hat über die Arbeit an der Luise. Im November ward ihm eine Abschrift von ihr gesandt.

Am Ende des Septembers machten wir eine Reise zu Claudius, nach Holtenau bei Kiel, um uns zu zerstreuen. Dies war der Ort, wo wir, wenn es irgend möglich war, gerne jeden Herbst hin wallfahrteten; denn nirgend fanden wir herzlichere Theilnahme als bei diesem treuen Freund, der von Kindheit an mit der Boieschen Familie und gleich in Göttingen mit Voß innig verbunden war. Hier erfuhren wir durch Hensler, daß unsers Bruders Übel unheilbar sei, und ihm und uns ein langes Leiden bevorstehe. Er war bei seiner Zurückkunft aus Kopenhagen sehr schwach, aber doch heiter und gefaßt, da

die Hofnung, daß es besser werden könnte, ihm nicht benommen war. Allmählig fühlte er sich etwas gestärkt, und fand Trost darin, noch etwas arbeiten zu können. Voß bot alles auf, ihm seine Lage auf jede Weise zu erleichtern. Bald ward es dem armen Bruder zu schwer, in seiner eigenen Klasse Stunden zu geben. Da übernahm Wolff dieselbe, und Bois unterrichtete nun, so viel seine Kräfte zuließen, in der ersten Klasse. Aber der Mut des Leidenden wurde immer schwächer; sobald er sich selbst überlassen war, gab er sich der wehmütigsten Stimmung hin; uns hingegen gelang es stets, ihn aufzuheitern.

Wir mußten jezt unsre ganze Lebensweise anders wenden, als es uns gemütlich war, um nach Kräften seinen Mut aufrecht zu erhalten. Voßens feste innere Heiterkeit leuchtete voran. Er nahm freudig so viel öffentliche Stunden auf sich, als er tragen konnte, und legte alle seine Lieblingsarbeiten der Morgenstunden bei Seite, die er sonst so nothwendig brauchte, um sich für die Berufsarbeiten zu stärken. Durch die bei Gleim gewonnene Heiterkeit war ihm jezt wieder Poesie Stärkungsarbeit geworden. Nachdem er die erste Ausgabe der Luise vollendet, und den zweiten Theil seiner Gedichte zum Druck gefertigt hatte, machte er jeden Tag ein Gedicht, oft zwei, und fühlte sich reichlich belohnt durch die Freude des Kranken, wenn er am Abend etwas vorzulesen

hatte *), und durch die gründliche Heiterkeit, die dadurch im Hause verbreitet wurde.

Bis Ende Januar konnte Voie noch mit grosser Anstrengung seiner Kräfte ausgehen, wenn das Wetter leidlich war. Außerdem war ich bei ihm, so viel es mein Hauswesen erlaubte; Nachmittags von zwei bis acht Uhr bestimmt. Dann ward Voßens Abendessen zum Bruder gebracht, und er selbst folgte nach. Ich blieb, bis das fertige Lied vorgelesen war, und ging dann zu den Kindern. An meinem Geburtstage, dem 31. Januar, machte der Bruder seinen letzten Besuch in unserm Hause. Er war innig bewegt, als Voß das Lied vorlas, welches er mir den Morgen gebracht hatte **). Nachdem Voß geendigt, drückte er mich mit vielen Thränen an sich, denn gewiß fühlte er, was wir bestimmt wußten, dass

*) „Mein Schwager und Amtsgenoß Boie", heißt es in den Anmerkungen zum Herbstgang (Lyr. Ged. 1802. Dritt. Bd. S. 297), „der mir Rath, Freude und Trost war, verblühete langsam an einer schmerzhaften Krankheit. Den Abschiedswinter strebte ich durch Gesang zu erheitern; in der letzten Nacht dankte er, tröstete und schied, wie einer, der auf wenige Tage verreist." S. Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? S. 82.

**) Erneſtinens Geburtstag. S. Sämtl. Gedichte. 1835. Viert. Band. S. 36.

tet, daß es der lezte Geburtstag sei. Wie so ganz treffend heißt es auch im Liede:

Selbst der Bruder kömmt am Stabe
Hergewankt, und bringt zur Gabe
Ihr sich selbst, nimt Speis' und Trank,
Singt mit ein, ist minder krank!

Unendlich rührend war es für uns, wie er alle seine Kraft aufbot, sich zur ruhigen Heiterkeit zu stimmen, und wie es ihm gelang, bei fast gesunkenem Hunger von einer für ihn bereiteten Lieblingsschüssel mit Wohlgefallen zu essen! Die Tischgespräche erheiterten ihn wie uns. Er vergaß seine schwere Last, und wir freuten uns an der heitern Seele, vergessend der bleichen abgezehrten Gestalt. Lebhaft stieß er mit an, als wir auf bessere Zeiten anklingten, und fügte selbst hinzu: Auf ruhige Ergebung in alles, was Gott sendet! —

Stolberg war die ganze Zeit ungewöhnlich heiter. Der Geist, der alle die schönen Lieder eingab, ließ ihn den wahren Voß erkennen und achten; alle Gespräche, die Anstoß geben konnten, wurden auch von seiner Seite vermieden, und wenn Stolberg sich mitunter nicht verleugnen konnte, wich Voß aus. Er kam jeden Tag, um das neueste zu lesen; er selbst las immer laut, und an seiner Stimme hatten wir jedesmal einen bestimmten Maßstab, was ihm gefiel und mißfiel. Diese Lieder wurden immer an Gleim

geſchickt, und ſeine Briefe bezeugen, wie lebendig ſeine Freude darüber war. Auch Schulz erhielt ſie, denn bei jedem Liede dachte der Vater zuerſt an Schulzens Töne. Schulz ward vor Ende des Jahrs 1794 todkrank, für uns ein zweiter Kummer, den wir dem Bruder nur zum Theil mittheilen durften. Eine Stelle aus einem Briefe von mir an Gleim vom 11. Januar 1795 ſpricht unſre damalige Stimmung aus:

„Unſer Schulz liegt faſt ohne Hofnung des Lebens an einem Lungengeſchwür. Unſer Schulz! Dieſes Wort faßt viel in ſich; man kann einen Bruder nicht mehr lieben, als wir ihn. Er hatte ernſthaft den Plan, wenn ſeine zwei Jahre, die er noch in Kopenhagen bleiben muß, um wären, ſich bei uns ein Hüttchen zu bauen, und mit uns zu leben und zu ſterben. Dies war noch der Inhalt ſeines letzten Briefes. Wir konnten beide die Nacht nicht ſchlafen, aber heute haben wir uns Mut eingeſprochen. Was Gott ſchickt, das iſt gut, und ſo lange Leben da iſt, iſt auch noch Hofnung da. Auch unſer Bruder hat eine ſchlimme Woche gehabt; er hat nur kümmerlich ſeine Arbeit thun können, und das macht ihn ſo traurig. Da müſſen wir denn Mut einreden, wenn es uns auch ſelbſt nicht ſo ums Herz iſt. Donnerſtag kam ich zu ihm, und fand ihn weinend, als ich ihm die Hand reichte; aber ich weinte nicht mit. Moſes kam auch, und wir ſchwatzten ihn heiter. Viel Mut

braucht man doch wahrlich für die gegenwärtigen und unerwarteten Stürme des Lebens, daß man sich ernsthaft hüten muß vor dem Grübeln, was kommen kann. Dahin geht auch all unser Streben." — Einige Tage später:

„Unser Schulz ist außer Gefahr, Gott sei Dank! Voß hatte also wirklich einen Wahrsagergeist, als er Montag das herrliche Lied an Schulz machte. Das Nachleben machte er Dienstag. Wenn Sie doch jezt bei uns sein könnten! Jedes Lied würde einen doppelten Werth erhalten, wenn Sie so die kleinen Umstände kennten, die es uns erhöhn. Hätten diese Lieder auch weiter keinen Zweck, als daß sie uns so wohlthun, so hätte schon Voß einen großen Zweck erreicht. Wir sind wahrlich alle besser geworden! Darf man so etwas nicht sagen, wenn man es selber fühlt? Gleim sagt gewiß ja! — Voß wollte heute gewiß mitschreiben, aber er kann wieder nichts als grüßen. Kaum werden Sie es begreifen, wie er in dieser Kälte Mut zum Dichten behält. Trotz alles Einheizens kann er auf seiner Stube weder Hand noch Fuß warm halten. Dann kömmt er manchmal herunter, und thaut sich unter Spinnradsurren und Kindergeplauder auf."

Am 8. März. „Man hört jezt von allen Seiten in der Welt her so viel Elend, daß man sich fast schämen möchte, ein einzelnes Schicksal so scharf zu fühlen. Aber wer kann sich da verleugnen? Sie im

Ihrem langen Leben haben es gewiß unendlich mehr erfahren als wir, wie selten man einen Freund findet, mit dem man sein ganzes Herz theilen kann, den man in den kleinsten Verhältnissen des Lebens bewährt findet, der sich selbst in unsre Schwächen fügt, und alles vereint theilen mag. Ein solcher Freund ist unser Bruder, und seit drei Wochen ist er so gesunken, daß wir nicht hoffen können, ihn lange zu behalten. Er leidet auch so viel, daß wir's nicht wünschen müssen. Doch ist er äußerst geduldig und ergeben in Gottes Willen, und stets heiter, wenn nur jemand von uns um ihn ist. Selbst in diesem leidenden Zustande spricht er noch oft den Wunsch lebhaft aus, noch eine Weile bei uns zu bleiben. Daß er nicht mehr arbeiten kann, betrübt ihn am meisten. Er hat aber gearbeitet, so lange es irgend möglich war; das muß ihn trösten. Voßens Lieder geben ihm die meiste Erheiterung. Sie werden leicht finden, daß viele eine nähere Beziehung auf ihn und uns haben. Sie lieben meinen Voß herzlich; aber gewiß liebten Sie ihn noch mehr, wenn Sie ihn in seinem häuslichen Kreise sähen. Es herscht selbst jezt noch viel Heiterkeit in diesem kleinen Kreise, weil wir fühlen, daß, was Gott sendet, gut ist." —

Voßens Stimmung in dieser für uns so traurigen Zeit möchte ich einen Zustand wahrer Begeisterung nennen, die durch einen edlen Zweck aufgeregt ward. Jahrelang hatte er oft mit Wehmut auf un-

ſern Spaziergängen darüber geredet, daß es vielleicht vergeblicher Kraftaufwand ſei, wenn man ein Lied mache mit der Empfindung, man leiſte etwas gutes. Der Keim von manchen lag in ſeiner Seele, und entwickelte ſich häufig im Geſpräch, z. B. wenn er das von redete, er möchte noch ein Geſangbuch für den Pfarrer von Grünau machen. Freude war es ihm ſtets, daß ich ſolche Geſpräche lebhaft theilte; ich durfte ſogar Vorſchläge und Wünſche äußern. Wie lange ſchon hatte ich ihn gebeten um ein Herbſtlied, das den Geiſt aufwärts höbe, wenn alles um uns ſinkt und abſtirbt; um ein Frühlingslied, wie das in der Luiſe, um ein Morgen- und Abendlied. Wie viele könnte ich noch nennen, die ich, ohne eine Spur von Eitelkeit dabei zu fühlen, mein innerſtes Eigenthum mitnennen kann, weil die Geſpräche, in denen der Keim eines Lieds entwickelt wurde, ſo beſtimmt zu den ſeligſten gehörten, die uns Beiden zu Theil wurden. Von allem, was er in ſolchen Geſprächen ſich ſelbſt lebendiger machte, indem er es mir mittheilte, brauchte er in dieſer Zeit nur eine Anregung, um aufzufriſchen, was ſchlummerte.

Die einzige Stunde, die wir ganz die unſere nennen konnten, blieb jezt die Morgenſtunde. In dieſer lebte auch ſtets dergleichen auf. Wie oft las er mir, ehe er in die Schule ging, die erſte Strofe eines Liedes vor, und ſagte dann wol: „Iſt es nicht Jammerſchade, daß ich jezt ſchulmeiſtern muß?“ Dann

Pfingstliede hatte er eines Morgens zwei Strofen fertig. Da rief er mich hinauf und las vor. Dann saß er eine Weile nachdenkend. Endlich ging er rasch im Zimmer auf und ab und sagte: „Nein! heute kann ich unmöglich Schule halten! Laß den ältesten der Schüler kommen; sie müssen sich heute selbst beschäftigen. Bei der Morgenheitre ging es ungefähr ebenso. Da ging er denn ungefähr eine Stunde allein im Garten, um sich zu sammeln, und die heiterste Ruhe ging in sein Wesen über. — Die beiden Neujahrslieder entstanden nach einem Gespräch mit Stolberg, der behauptete, er könne kein Neujahrslied mehr geben, nachdem er das eine, welches er ein unübertreffliches Kernlied nannte, gemacht hätte. Voß sagte: „Ich liefre Ihnen noch zwei, denen Sie Ihren Beifall nicht versagen sollen", und Stolberg war bei beiden voll Jubel. Am Abend, als er das erste brachte, erzählte er im scherzhaften Ton: „Ich war so heiter den Nachmittag, weil ich selbst Freude an meinem Liede hatte, und freute mich auf die Dämmerungsstunde, wo ich gemütlich weiter grübeln wollte. Da klopfte es an meine Thür, und ich rief: Herein! nachdem ich mir durch einen kräftigen Ausruf über die Störung Luft gemacht hatte. Es war der alte Nachbar, und ich reichte ihm recht freundlich die Hand, weil ich wußte, er bleibt nicht lange. Doch blieb er recht lange, und seine Gespräche waren die alten bekannten, wo ich nur so mein Hm! und Ja!

und Meinl dazwischen gab, um sie möglichst abzukürzen; aber alles vergeblich: er blieb und blieb, daß ich doch endlich Licht foderte, und mich in mein Schicksal ergab. Endlich ging er, und ich war so guter Laune geworden, daß ich dachte: du hast mich gequält, ich muß dich wieder ein wenig quälen, da das Jahr zu Ende geht. Ich rief ihn also wieder zurück, und sagte in feierlichem Tone zu ihm: „Hör' Alter, das Jahr geht zu Ende, und Du kannst im 80sten Jahre nicht wissen, ob Du das Ende des nächsten Jahres erlebst. Du bist ein braver Mann, und Gott hat Dir viele Lebensgüter gegeben und keine Kinder. Du mußt, noch ehe das Jahr endet, einen Entschluß fassen, bei dem Dir wohl sein wird; Du mußt eine Stiftung hinterlassen, in der Du fortlebst, wenn Du nicht mehr auf Erden bist." — Er machte große Augen, blieb eine Weile stumm, und drückte mir kräftig die Hand; dann umarmte er mich, und Thränen feuchteten sein Auge. „Ich danke Dir," sagte er, rasch durch der Thür gehend, „ich will darüber nachdenken." — „Jetzt," sagte Voß, „hatte ich meine gemüthliche Stimmung ganz wieder, und konnte mein Lied enden." —

Der alte Nachbar, Doctor Heinze, hatte viel Liebe zu Voß und große Achtung für seine Thätigkeit; nahm ihn auch allenthalben in Schutz, wo er Klagen über sein zurückgezogenes Leben hörte. Er kam fast jeden Tag, und fand er ihn beschäftigt, so ging er zu mir

in die Wohnstube; daher war ihm, auch selbst in dieser Zeit, der Zutritt zu Voß immer frei, was nicht bei jedem der Fall war. Er war ein vielseitig gebildeter Mann, liebte sehr die edle Dichtkunst, die er auch wol übte, nicht weniger die Musik *), und oft gab er einem Liede Töne, die selbst Schulz lobte. An Voßens Liederstimmung nahm er eben so lebhaften Antheil, als an des Bruders Leiden, den er oft besuchte, und ihm manche Linderung verschaffte. Das Nachleben, welches nach der Ermahnungsrede gedichtet war, machte großen Eindruck auf ihn. Als er es gelesen hatte, konnte er gar nicht aufhören, seinen lieben Nachbar zu loben, und mich glücklich zu preisen, daß er der meinige sei.

Dieselbe Erfahrung machte ich nicht bei einem, nein bei vielen Liedern in dieser so reichen Liederperiode an Stolberg. Der erste Beginn war freilich nicht anlockend für Voß. Stolberg war in Münster, während der Bruder in Kopenhagen war. Er hatte

*) Von ihm heißt es im Agneswerder:

Durch seines Gartens Grüne
Kömmt unser Nachbar auch,
Mit heller Mandoline,
Und grüßt nach altem Brauch,
Erzählt von alten Tagen,
Und bläst mit Wohlbehagen
Des Abendpfeifchens Rauch.

damals einen Hauslehrer, in den er nicht viel Vertrauen sezen konnte, und wir übernahmen es gerne, seine beiden Söhne in ihren Freistunden bei unsern jüngsten Söhnen sein zu lassen. Die dabei erforderliche Aufsicht gehörte mit zu meinem Beruf, und ich schrieb ihm jede Woche, wie es mit den Knaben und uns ginge. Da ward denn natürlich auch vom Bruder Bericht gegeben, und von Vostens Thätigkeit bei der Luise. An beiden war seine Theilnahme groß. Voß sprach bei seiner herzlichen Liebe zu Stolberg gerne von der Hofnung, daß die herlichen Agnoszeiten noch einmal wiederkehren könnten, und der Gedanke, daß die Erfüllung möglich sei, machte ihn stets wehmütig heiter. In einer solchen Stunde entstand das Lied an Stolberg, welches in der lezten Ausgabe nicht wieder abgedruckt ist:

Hier unterm Baume weht's so kühl,
Und frisch ist dieser Wein.
Hier schau' ich weit des Sees Gewühl,
Und meiner kleinen Fische Spiel,
Und sinne ganz allein.

Ich nipp' aus meinem Feierglas *),
Von altem Feierklang,
Und sinne dies, und sinne das:

*) Die Freundin hatte vier Feiergläser geschenkt, welche selten gebraucht, und in der Haussprache die vier Evangelisten genannt wurden.

Wer hier vor Jahren bei mir saß,
Und traulich sprach und sang,

Sie hieß die Freundin Agnes hier;
Dort heißt sie anders nun.
Ach, sanft und ruhig sprachen wir!
Man pflegt auf ein Gespräch mit ihr,
Wie selig schon, zu ruhn!

Wer achtet da so rasches Tritts?
Komm her zu meinem Wein!
Komm her, du lieber alter Fritz!
Wir wollen hier auf Agnes Siz
Den alten Bund erneun!

Er fand mich an Stolberg schreibend, als er herunterkam, es mir vorzulesen. Er versuchte zu lesen, aber er war in zu großer Gemüthsbewegung; die Stimme versagte ihm. „Du sollst es ihm mitschicken, sagte er nach einem gerührten Gespräch, vielleicht hat es jezt einige Wirkung.“ Die Antwort kam schnell, denn Stolberg war schon in Hamburg; aber des Liedes ward nicht erwähnt. Herzlich theilnehmend sprach er über Voßens Heiterkeit und unsern Leidenden; seine Worte waren: „Er wolle uns den traurigen Abschiedsabend versüßen helfen.“ Und dieses Wort hat er redlich erfüllt, daneben oft wiederholt, wie wohl ihm bei dem Kranken und bei uns sei. Gewöhnlich kam er gleich nach Tische, wie er sagte, um Voß nicht zu stören, und dann las er selbst vor, was sich fand. Dem Eindruck, den ein Gedicht machte, über-

merkte man gleich an der Art zu lesen, und am Schweigen, wenn er die lezte Zeile erreicht hatte. Sein glühendes Gesicht sagte dann, wie schwer ihm das Schweigen fiel. Seine Beifallstöne, die oft kamen, wo wir das Gegentheil erwarteten, waren desto lauter; dies war der Fall bei dem Oberamt und der Kirche. Die Abendstille bewegte ihn tief. Als er gelesen hatte, sagte er: „Ich muß noch einmal lesen," und nach dem zweiten Lesen waren seine Worte: „Dies möchte ich meins nennen; aber in dem lezten Verse sollen Sie sagen statt, Jüngling, Mann und Greis, Jungfrau, Mann und Greis." Dies ward auch auf der Stelle eingeschaltet. Die Morgenheitre, die am folgenden Tage gegeben ward, ward mit glühendem Gesicht gelesen, und schweigend bei Seite gelegt. Beim lezten Verse mochte er wohl fühlen, daß bei dem Freund sein Bild vor Voßens Seele stand. Auch die Duldsamkeit las er mit glühendem Gesicht, und legte sie schweigend hin. Dann las er sie noch einmal für sich, sprang rasch auf, drückte Voß die Hand, schloß ihn in die Arme, und ging schweigend und schnell fort. Voß sagte: „Jezt möchte ich in seiner Seele lesen!" — Als Voß das Lied die Ruhe dichtete, ließ er mir sagen, er wäre nicht im Stande abzubrechen, Heinrich solle beim Onkel bleiben. Ich ging nach Hause, und er kam erst gegen neun Uhr herunter mit heiterem Gesicht, sein Blatt in der Hand, und las vor.

Der lezte Vers bewegte mich tief, noch mehr der ganze Ausdruck ſeiner Stimme, und die einfache Erzählung ſeines innern Wohlſeins bei der Arbeit und ſeine Worte: „Wie gerne hätte ich dich in der Zwiſchenzeit heraufgerufen.“ Ich bat ihn, ob ich es nicht auch Stolberg bringen dürfe, welches er gerne zugab. Stolberg fand ich allein am Schreibtiſch. Er legte alles bei Seite, und beim Leſen ward die düſtere Miene, die er gewöhnlich hatte, wenn man ihn allein traf, allmählig heiter. Wir gingen noch zu den Frauen, wo er es von neuem vorlas, und am Ende ſagte: „Solch ein Lied ſollte von Munde zu Munde gehn; ich muß ihm heute noch ſelbſt dafür danken.“ Es war ſehr kalt, und der Schnee lag hoch; ich wollte alſo nicht zugeben, daß er mitginge, zumal da es ſo ſpät war; aber mein Weigern war umſonſt. —

Die Wirkung, welche die Lieder auf den Wunder machten, ging in ſein ganzes Weſen über. Die erſte Stunde, wenn ich zu ihm kam, war immer nur von Voß die Rede. Voß ließ ihm ſeine Handſchrift jedesmal einige Tage, weil er ſagte, in dieſer wären ſie ihm noch mehr werth. Jedes Zeichen der Liebe von anderen that ihm wohl, und wie viele empfing er derer! Manchmal ließ er auch von ſeinen Schülern kommen, und redete mit ihnen. Auch die Weltbegebenheiten beſchäftigten ihn ſehr, und er

war, wie damals alle, voll Sehnsucht nach Frieden. Wie oft sagte er, er habe nur drei Hauptwünsche auf Erden: Friede! Frühling! und Schlaf! Die letzten Wochen seines Lebens ward es uns beiden oft schwer, den Mut fest zu halten, besonders seit die Sorge um Schulz dazu kam. Der Lichter wurden immer weniger. Das letzte aus dieser liederreichen Periode war die Huldigung, welches Voß selbst zu seinen besten zählte. Die Wirkung, die es auf den Bruder machte, konnte Voß wohl Lohn nennen.

Den letzten Tag des Bruders, so wie unser Gefühle bei seinem Scheiden schildert ein Brief an Gleim vom 3. Mai 1795:

„Klagen sollen Sie nicht hören, bester Gleim. Gott hat alles wohl gemacht. Wir haben unsre Thränen getrocknet, und Gott gedankt, der unsern treuen Geführten so vielen Leiden entnommen, und ihm einen so hohen Grad von Geduld im Leiden und so viel Freudigkeit im Tode geschenkt hat. Die Sehnsucht nach ihm wird uns erst verlassen, wenn wir neben ihm ruhen, denn wir haben unersetzlich verloren. Acht Tage vor seinem Ende fingen seine Kräfte an merklich abzunehmen. Am Mittewoch, als ich zu ihm kam, fand ich ihn sizend im Lehnstuhl, und sehr heiter. Ich freute mich ihn heiterer zu finden, als den vorigen Tag; er aber sagte mir mit himmelnaher Ruhe,

daß er sein Ende fühle. Meine Thränen machten ihn erst weich. Er sagte mir mit einem Händedruck, daß er sehr ruhig stünde. „Wir haben so viel gutes zusammen genossen, so treu an einander gehangen“, waren seine Worte, „und die Zeit kommt, daß wir uns wieder sehn. Nun wollen wir die letzten Stunden noch recht heiter zusammen sein.“ Dies wiederholte er, als Voß kam, und wollte noch manches aufgeschrieben haben über seinen Nachlaß, welches wir ihn baten, bis zu einer schmerzensfreien Stunde aufzuschieben. Die Schmerzen nahmen immer zu, so sehr, daß er uns um acht Uhr mit Gewalt fortdrängte, um sich durch einen lauten Schrei Erleichterung zu verschaffen. Stolberg war noch nachher bei ihm; er bestand aber sehr lebhaft darauf, daß dieser uns nicht rufen sollte. Bis zwei Uhr ist er ruhig gewesen, und hat Schlaf gehoft, den er so lange entbehrt hatte. Da verließ ihn auf einmal Sprache und Besinnung. Wir wurden gleich geholt, und so blieb er ziemlich ruhig, bis zum letzten Odemzuge. Es war Gottes Wille, daß ich ihm die Augen schließen sollte! — Noch können wir uns nicht an die Leere, an die Ruhe gewöhnen. Die Zeit ist eine milde Trösterin! Wir haben ihn auf unserm schönen Kirchhof am kleinen See begraben, und zwei Gräber für uns neben dem seinen gekauft. Die Kinder haben sein Grab mit Rasen belegt, und Rosen und Frühlingsblumen

darauf gepflanzt. Nun führt uns unser Lieblingsspaziergang immer dort vorbei."

Was ich nie vergessen kann, ist die Stunde, als uns beim Nachhausegehn die erste Lerche begrüßte und die erste Frühlingsluft anwehte. Ihn, der sich so nach ihr sehnte, sollte sie nicht mehr erquicken! Es war den 16. April. Als wir die Nacht zu ihm gerufen wurden, war es noch sehr rauh. Er erkannte uns nicht mehr, das sagte sein starrer Blick, und wir saßen zwei angstvolle Stunden an seinem Lager, bis der schwere Odem allmählig leiser ward, und endlich ganz stockte. Wir weinten uns still aus. Unser innigstes Gefühl: Dank gegen Gott, daß so viel Jammer geendet! sprach sich nicht in Worten aus. Die stillen ruhigen Züge des Schlummernden hielten uns noch eine Weile an seinem Lager.

Voß blieb auch hier einzig in seiner kräftigen Art zu beruhigen und zu trösten, sich selbst und die um ihn waren. Doch gebrach es ihm fast an Geistes- und Körperkraft, das Unerwartete zu tragen, das ihm bei der Wiederbesetzung der Conrector-Stelle bevorstand. Wolff, der seit dem vorigen Sommer Bote's Schule verwaltet hatte, ward durch Verketzerung seiner religiösen und politischen Grundsätze von der Hofnung ausgeschlossen, dessen Nachfolger zu werden, und erhielt bald darauf eine Anstellung im Dänischen. Der neue Conrector aber war seinem Posten

so wenig gewachsen, daß Voß seine jüngeren Söhne noch unreif in eigene Zucht nahm, und sich von der Aufsicht der zweiten Klasse lossagte *).

Gleims dringende Bitten nach Halberstadt zu kommen, mußten wir unter diesen Umständen verneinen, so gerne wir sie auch erfüllt hätten bei dem Gefühl, einer solchen Stärkung zu bedürfen. Aufheiterung gab uns beiden die nahe Aussicht, unsern Schulz bei uns zu sehen, der nach einer schweren Krankheit seine Kapellmeister-Stelle in Kopenhagen niedergelegt hatte, und nun in Eutin zu wohnen beschloß. Sein erster Anblick bewegte uns tief, denn auch Hensler hatte wenig Hoffnung zur Genesung gegeben. Mit Freuden übernahm ich seine Pflege, und Voß seine Aufheiterung wie bei unserm geschiedenen Bruder. Aber das Gefühl der Hoffnungslosigkeit drückte uns von neuem schwer, zumal da Schulz, bei seinem übrigens festen Körperbau und einer ungemeinen Lebhaftigkeit des Geistes, keiner Vorstellung des Arztes und der Freunde Gehör gab, sobald der regelmäßig wiederkehrende Auswurf von Blut und Eiter nachließ. So lange die große Schwäche anhielt, war er zahm, aber bei etwas zunehmender Kraft folgte er nur seiner Laune. Hensler hatte ihm mehrere Lieblingsspeisen ganz

*) Vergl.: Wie ward Friz Stolberg ein Unfreier? S. 35—39, und den Brief an Gleim im Juni 1795.

verboten. An unserm Tische neben ihm sitzend reichte er ihm eines Tags ein Gericht, um es weiter zu geben. In Eile nahm sich Schulz eine gute Portion, und aß mit Begier. Hensler hielt ihm mit ernstem Gesichte den Arm und sagte: „Schulz! und das in meiner Nähe!“ Schulz aß begierig fort, und gab endlich eben so ernsthaft die Antwort: „Herr Leibmedicus, warum trauen Sie mir die Grobheit zu, etwas das ich aus Ihrer Hand empfangen, ungenutzt vorüber gehn zu lassen?“ — Auch das anhaltende Reden hatte ihm der Arzt untersagt. Bei Tage wußte Voß ihn zu zügeln; Abends, ward beschlossen, sollte vorgelesen werden, und die Wahl fiel auf Klopstocks Messias. Den ersten Abend verhielt Schulz sich ruhig, erklärte indessen beim Frühstück, er habe an einer Vorlesung genug gehabt. Man vereinigte sich, die Vorlesung aufzuschieben, wenn Schulz sich im Gespräch mäßigen wolle. Dies ward versucht, aber eben so schnell vergessen. Dann stand Voß ernsthaft auf, holte sein Buch, und fing an zu lesen. Geschwinde zündete Schulz sein Licht an, und entfernte sich. Man schien es nicht zu bemerken. Nach einer Weile kehrte er wieder zurück, um zu horchen, ob noch gelesen ward. Hörte er nichts, so trat er herein, und versprach sich zu bessern.

Aber der an Thätigkeit gewöhnte Mann konnte das müssige Leben auf die Dauer nicht ertragen. Er meinte, er müsse wenigstens Thätigkeit um sich sehen

an einem Orte, der ihm Jugendgefühle wieder erneuere, und beschloß nach seiner Vaterstadt Lüneburg zu ziehen. Ausgeführt ward dieser Plan erst im nächsten Jahre nach seiner Rückkehr von Arendal. Denn dorthin war er verschlagen worden, als er im Herbst auf den Rath der Ärzte eine Seereise unternahm, um im wärmeren Klima von Lissabon seine Gesundheit wieder herzustellen. (S. den Brief an Schulz v. 10. Dec. 1795.)

Um dieselbe Zeit reisten wir nach Ditmarschen, und im Verein mit meinem Bruder und dem alten Niebuhr nach unserm lieben Otterndorf. Dort wurden wir, was uns sehr wohlthuend war, mit jener Herzlichkeit empfangen, mit der man Familienglieder zu begrüßen pflegt. Mehrere stritten um den Vorzug uns zu herbergen; wir wohnten bei unserm treuen Freunde Schmeelke, der jetzt auf einem großen Hofe vor der Stadt seine Aufheiterung darin fand, ein tüchtiger Landwirt zu sein, und einen vorzüglich schönen Garten angelegt hatte, zu dessen Veredelung der Meldorfer Bruder vieles beitrug.

Den Winter fühlte Voß sich sehr abgespannt, und angestrengtes Arbeiten an der neuen Ausgabe der Georgika vermehrte nur noch seine Reizbarkeit. Alles was sein Beruf von ihm foderte, ward ihm schwer, und da er eines treuen Gehülfen entbehrte, konnte er mit Heiterkeit nicht in die Zukunft blicken. Ein wohlthätiger Ableiter wurden ihm die aus Meldorf

mitgebrachten altteutschen Bücher, aus denen er Nachmittags gern vorlas, und Auffallendes in seinen Adelung eintrug. Der Verkehr mit Stolberg ging leidlich; nur die Illuminaten erfoderten einige Abwehr, und das eigene Gefühl mochte Stolberg sagen, daß des Freundes gedrückter Zustand Schonung begehre. Wir hatten manchen frohen Abend mit einander. Einige Verse aus der Hauspoesie, die ich Stolberg zu seinem Geburtstag sandte, mögen dieses anschaulich machen:

Kopfweh plage dich selten, die Nicht verschone dich gänzlich;
Beide wünsche getrost dem Wanderer, naht er zur Unzeit.
Sei dein Schreibtisch immer von Taschen leer und von Briefen,
Wohlverstanden von solchen, die Ach! und O! dir erpressen.
Täglich besteige den Gaul, daß dich durchzeuse der Westwind;
Aber den Ostwind meid', und das düstere Grübeln bei Büchern.
Hast du einmal am Abend zu ernst bei Büchern gegrübelt,
Hülle dich dann in den braunen, mit Schnurlach geränderten Mantel,
Wie ein Weiser in seine Tugend, und suche ein Haus dir,
Wo dich die Mutter mit Jubel empfängt, ins Zimmer dich führend,
Knaben dich froh umringen, der eine den Mantel begehrend,

Einer die Handlaterne, ein anderer den Hut und die Handschuh;
Einer schleicht sich dann leise hinweg, den Vater zu rufen.
Aber des Gastes froh tritt dieser herein, in der Rechten
Hält er ein brennendes Licht, und in der Linken ein Bierglas.
Hier theilst du ein häusliches Mahl, und im gastlichen Lehnstuhl
Wird verplaudert der Abend, bei Butterbrot und Kartoffeln.

Bisher hatte Voß mit 500 Thaler Gehalt, und mußte selbst einen Gehülfen bezahlen. Jetzt war des Ministers Holmer lebhafter Wunsch, der Herzog solle den Gehülfen anstellen. Stolberg versprach kräftige Mitwirkung für diesen Zweck; aber vor unsrer Reise nach Halberstadt, die wir nach der Mitte Mai 1796 antraten, war darüber noch nichts entschieden. Also ward sie nicht mit leichtem Herzen angetreten, weil Voß die Furcht in sich trug, daß ein vom Herzog angestellter Collaborator auch ohne seine Mitwirkung könne angestellt werden *).

*) „Nach so langem Kampfe mit Gram und Verdruß", sagt Voß in der angeführten Schrift S. 40, „war uns eine Gesundheitsreise zum theilnehmenden Vater Gleim nothwendig. Zwar, da mir Wolff fehlte, blieb indeß meine Klasse verwaist; aber meine zur Selbstthätigkeit gewöhnten Schüler hielten für sich Schule. Die Aeltern, nach tüchtiger Vorbereitung,

Voß erlangte schon auf der Reise seine alte Heiterkeit wieder. Die Aufnahme in Halberstadt war ganz so, wie er sie mir geschildert hatte. Bei der

---

erklärten gemeinschaftlich in berathendem Gespräch, indem einer den Lehrer vorstellte, und halfen den jüngeren fort, wie auch sonst Sitte war; Zweifel und unlösbare Schwierigkeiten wurden für meine Zurückkunft angemerkt. Weil ich sie als ehrliebende Schüler nahm, mit ihnen auf den Bänken saß, die Grenzen meiner Erkenntnis, und was ich jenseits vermutete, aufrichtig angab, immer Wahrhaftigkeit, redlichen Fleiß, Selbstforschen empfahl, die reiferen oft zu Tische lud, oft alle zu einem Grünauischen Waldfest am Kellersee mitnahm: so konnt' ich auch abwesend ihrer Bescheidenheit sicher sein. Leichtere Unarten wurden gewöhnlich von ihnen selbst abgethan. Vorlaut machten mir nur einige Fremde, die ich, durch Umstände genöthiget, schon mit einer Falte bekam; die Schulstunden, auch wenn sie mich abmüdeten, waren mir Aufheiterung. So war's auch in Boie's Klasse. Als er, der Sanftmütige, durch beginnende Krankheit reizbar ward, hatten die Knirpse, wie ich später erfuhr, einen Bund gemacht, den, der ihn ärgerte, durchzuprügeln. Dabei vollkommene Schulfreiheit, ein (für mich erkauftes Leiteres) Haus mit einem Garten am See, voll Agneserinnerungen, eine Gegend, die uns in Heidelberg reizend blieb, einfach herzliche Lebensart, Nähe von Hamburg, Lübeck, Ditmarschen und Kiel (und welchen Menschen!), biedere und zutrauliche Mitbürger, ein solcher Minister, ein solcher

herzlichen Theilnahme des theuren einzigen Alten fühlten wir uns gleich wie Kinder im liebenden elterlichen Hauſe. Wie ſo ganz häuslich war es mir unter den Nichten. Die ältere (Sofie Dorothea Gleim) erſchien mir wie Schweſter, die jüngere (Luiſe Ahrends) wie Kind, und im Hauſe kam mir alles wie bekannt vor, ſo genau hatten Voß und Heinrich erzählt! Selbſt in die Küche ward ich geführt, als ob ich hineingehörte, und die Erkundigungen nach Voßens Lieblingsſpeiſen fingen bei mir an, wo ſie beim Sohne aufgehört hatten. Das waren recht ſelige Wochen; uns wurden ſie es noch mehr bei dem Gefühle, daß uns nicht allein wohl war. — Voß machte eine Reiſe von zehn Tagen nach Halle, in der Abſicht auch nach Weimar und Jena zu gehn, da es ihm ſehr am Herzen lag, Schiller kennen zu lernen. Aber Kürze der Zeit und hauptſächlich der Umſtand, daß Reichardt ihn durchaus begleiten wollte, bei deſſen vorlautem Weſen er ſeinen Zweck verfehlt hätte, hinderten ihn an der Ausführung eines Lieblingswunſches.

In ſeiner Abweſenheit wollte der alte Gleim

Fürſt! Man begreift, daß ich jeden Ruf nach Halle (vor Wolf), nach Breslau (vor Mayſy), nach Altona, nach Kiel ablehnte, und daß endlich mich Entkräfteten nur der tückiſche Oſtwind wegkneipen konnte."

mir auf jede Weise wohlthun. Da ich zu Lustfahrten nicht aufgelegt war, wandte er alle Zeit, die er erübrigen konnte, dazu an, mich mit Jean Pauls Werken bekannt zu machen, zürnte recht ernstlich, daß ich so wenig davon wußte, und machte es mir sogar zur Pflicht, Voß allmählig dahin zu locken, damit er einen Genuß mehr im Leben hätte. Endlich schenkte er mir Glauben, daß es bei Voßens großer Thätigkeit im gewählten und öffentlichen Beruf eine Unmöglichkeit für ihn sei, alles Lesenswürdige kennen zu lernen. Diese Vorlesungen machten mir gewaltige Freude durch die eigene Art seines innigsten Beifalls, so wie des heftig sprudelnden Unwillens bei allen Auswüchsen, durch welche Jean Paul so manchen Leser von sich abstößt.

Einige Tage vor unsrer Abreise aus Halberstadt beredete uns der Prorector Nachtigall mit ihm nach der Roßtrappe zu fahren. Es war ein sehr heißer Tag; ich blieb in Thale, einem schönen Dorf am Fuß der Roßtrappe, bei einer liebenswürdigen Predigerfamilie. Voß bestieg keck die Höhe, und lagerte sich an einem sonnigen Plaz. Um ein Uhr kamen sie wieder herunter, und nahmen mich mit ins Wirtshaus. Voß war entzückt und sehr aufgeregt durch die herliche Aussicht, klagte aber über einen stechenden Schmerz im Kopf und Ohrensausen; doch verminderte sich beides allmählig, und wir kamen heiter zu unserm lieben Alten zurück. Hier fanden wir

einen sehr stürmischen Brief von Stolberg mit der Illuminaten-Ode Kassandra, deren Abdruck im Almanach verlangt wurde. Dieser trieb das Blut in die Höhe, und regte das Kopfweh sehr heftig auf. Es war grade Gesellschaft bei Gleim, und wir konnten uns, was vielleicht beruhigt hätte, mit ihm nicht aussprechen. Selbst als wir allein waren, fanden wir im Gespräch keine Beruhigung. Voß sah nur, was uns bei der Rückkehr bevorstand, in schwarzer Gestalt, und wir durchträumten eine lange schreckliche Nacht. Der alte Vater, der auch nicht geschlafen, hatte die Nacht hingebracht, Plane zu machen, uns ganz von Eutin zu lösen. Sie standen auf keinem festen Grund, aber seine liebevolle Lebendigkeit wußte Schwierigkeiten bei Seite zu schaffen, sein Mut theilte sich uns mit. Dieses so herzliche Mitgefühl erheiterte uns die schwere Reise, denn auch ich war körperlich sehr unwohl, so daß wir schon in Braunschweig einen Rasttag hatten machen müssen. In Lüneburg blieben wir mehrere Tage bei Schulz, und kamen ziemlich gestärkt heim. Doch fühlte Voß den immerwährenden Druck im Kopf und das Ohrensausen. Dabei das Gefühl ohne Gehülfen zu sein, die Unmöglichkeit, selbst täglich sechs Stunden zu geben, die Arbeiten bei der Herausgabe des Almanachs, ohne den wir nicht auskommen konnten, und die beständige Furcht eines Sturms mit Stolberg über die Illuminaten. Diese Umstände, und Gleims vorläufiges Anerbieten eines zweijährigen Un-

nachalls in Halberstadt, bis sich seine anderen Plane gestalteten, gaben Voß Mut, mit Nachdruck darauf zu dringen, daß der Bischof sich bald erkläre. (Vergl. den Brief an Gleim vom 22. August.) Endlich erfolgte die gewünschte Antwort: der gütige Fürst gewährte Voß Zulage, und einen Gehülfen nach eigener Wahl. Spalding der Sohn, der zum Besuch in Eutin gewesen war, hatte Bredow *) in Vorschlag gebracht. Im Oktober kam dieser, ein tüchtiger Aushelfer, und bis zu seinem Tode ein treuer Freund.

Über Gleims eigentliche Plane sind wir nicht ins Reine gekommen, ob er gleich einen weitläuftigen Plan seiner Humanitätsschule sandte, für deren Einrichtung Voß durch Rath und That mitwirken sollte. So viel erkannten wir als den Sinn seines ersten Briefes, daß, bis dies sein Werk ins Leben treten könnte, Voß von der preußischen Regierung eine Pension sollte ausgemittelt werden. Noch redet er von

*). Nach seiner Rückkunft schrieb Spalding an Voß: „Heute habe ich mit Bredow gesprochen. Ihn reizt die Sache gar sehr. Alles, vorzüglich die nahe Verbindung mit Ihnen machte den achtenswerthen jungen Mann, den ich ingénui vultus puerum ingénuique pudoris nennen möchte, so fein sieht er aus, obgleich er so gar kindesjung nicht ist, — alles, sagt ich, machte ihm viel Lust zu der Sache.“

anderen auszuführenden Planen, wenn Dohm Minister würde, wie eine Zeitung allgemein erwartet wurde. Dem nächsten Briefe legte er einen Schein zur Hebung von 1000 Fl. in einer preußischen Staatslotterie bei. Dieses Papier ward, wie aus dem Briefe an Gleim vom 27. Oktober 1796 erhellt, zurückgesandt. Als Voß im Winter darauf gefährlich krank lag, sandte Gleim den Schein zum zweitenmal, und schrieb dazu: „Das Papier muß unser Voß behalten, „bei meiner Liebe zu Ihnen! er muß! Und wenn er „durch die Behaltung seine Liebe mir nicht beweisen „will, so, Herzensschwester, beweisen Sie dem Alten „die Ihrige. Wollen Sie auch nicht, so geben Sie's „Ihren Kindern. Seid doch meine lieben Kinder, und „thut doch den Willen eures Vaters! Voß soll mir „noch einen wichtigen Dienst dafür thun. Ich will „eine Schule der Humanität stiften; dazu soll er den „Plan machen und ausarbeiten. Darauf verdient er „mehr als das Papier. Helfen Sie, Herzensschwe„ster, daß Vater Gleim zufrieden gestellt wird." Voß war sehr bewegt, als ich mit ihm hierüber reden konnte, und unser Beider Gefühl war, das Papier zu behalten. Wir hatten dabei die Ansicht: Gleim ist reich und hat keine Kinder. Uns beweist er, daß er uns wie Kinder liebt; er zeigt uns auch, daß unsre Reisen zu ihm ihm die nämliche Freude wie uns geben, und bis jetzt haben wir sein ernstes Wollen, die Reisekosten zur Hälfte zu tragen, abgelehnt.

Gelegenheit zu solcher Abwehr gab er uns noch bei unserm nächsten Besuche in Halberstadt. Ich saß eines Morgens allein in meinem Zimmer. Gleim kam rasch herein, und verriegelte die Thür, selbst des Vorzimmers, um vor Lauschern sicher zu sein. Dann sezte er sich traulich neben mich, und hielt die geschlossene Hand hin; daß sie Gold faßte, sah ich durch die nicht fest geschlossenen Finger. Nun wollte er mir den Inhalt ungestüm aufnöthigen. Er hätte des Zeuges mehr, als er brauche. Wir hätten den Winter viele unerwartete Ausgaben gehabt, und wenn unsre Reise ihren Zweck, Erholung zu sein, erreichen sollte, dürfe uns auch nicht die geringste Sorge drücken. Ich nahm seine Hand fest zwischen meinen beiden Händen, daß sie sich nicht öfnen konnte, und fing an zu prahlen, wie sehr wohlhabend wir wären, und daß er unsre Ruhe durch übermaß von Vorsorge nicht stören dürfe. Lange hatte ich mit ihm zu kämpfen, denn er wollte erst unwillig werden. Endlich gab er nach, halb unmutig, halb lächelnd. Schweigend zog er ab, mit ernstem, doch nicht unfreundlichem Gesicht. Bei Tische redete er nicht mit mir, wenig mit Voß. Abends beim Schlafengehn schloß er mich in seine Arme, mit den Worten: „Gut bin ich Ihnen heute nicht, aber böse kann ich Ihnen auch nicht sein.“ — Voß konnte ich das Vorgefallene erst vor Schlafengehn erzählen: er war, wie ich das vorher wußte, sehr zufrieden mit meiner Abwehr.

In der Illuminaten-Sache sorgte Gleim väterlich für Voßens Ruhe. Er schrieb an Stolberg; und verlangte, die er in seiner Ode als Illuminaten bezeichne, namhaft zu machen, damit sie sich vertheidigen könnten, wenn ihnen Unrecht geschähe. Stolberg ließ uns nichts merken, aber es hatte doch die Wirkung, daß in den ersten Wochen nach unserer Rückkehr der Sache von seiner Seite nicht erwähnt wurde *).

Durch Bedrow fühlte sich Voß sehr erleichtert; doch klagte er beständig über Druck im Kopf, und blieb in einem hohen Grade reizbar. Wenn er aus der Schule kam, war er sehr entkräftet, und es verstrich oft, daß es ihm nicht gelang, sich, wie er gewohnt war, durch eigene Arbeit zu stärken. Das mißglückte, was ihn wahrhaft aufheiterte, aber auch sehr ermüdete, waren seine Spaziergänge nach Wandsbek. Hensler, der in der Zeit mehrmals zum Besuch kam, empfahl vor allen die selige Faulheit, sich der zu überlassen, war freilich das schwerste, wozu sich Voß entschließen konnte. Bis Mitte November nahm er Abends Theil an allem, und war manchmal sogar heiter im Gespräch. Da fing er an, über unwiderstehliche Müdigkeit zu klagen. Oft schon vor sechs Uhr begehrte er sein Abendessen. War ich

*) Den weiteren Verlauf dieser Sache findet man in den Briefen an Gleim.

Gelegenheit zu solcher Abkehr gab er mir noch bei unserm nächsten Besuche in Halberstadt. Ich sah ihn des Morgens allein in seinem Zimmer. Gleim kam rasch herein, und verriegelte die Thür, selbst des Vorzimmers, um vor Lauschern sicher zu sein. Dann setzte er sich traulich neben mich, und hielt die geschlossene Hand hin, daß sie Gold fasste, sah ich durch die nicht fest geschlossenen Finger. Nun wollte er mir den Inhalt ungesehen aufnöthigen. Er hätte des Zeugs mehr, als er brauche. Wir hätten bei Winter viele unerwartete Ausgaben gehabt, und wenn unsre Musenhöhere Zweck, Erholung zu sein, erreichen sollte, dürfe uns auch nicht die geringste Sorge drücken. Ich nahm seine Hand fest zwischen meine beiden, daß sie sich nicht öffnen konnte, und fing an zu puhlen, wie sehr wohlhabend wir wären, und daß er unsre Ruhe durch Übermaß von Vorsorge nicht stören dürfe. Lange hatte ich mit ihm zu kämpfen, denn er wollte nicht umsonst werden. Endlich gab er nach, halb unmutig, halb lächelnd. Schmollend zog er ab, mit ernstem, doch nicht unfreundlichem Gesicht. Bei Tische redete er nicht mit mir, wenig mit Andre. Abends beim Schlafengehn schied er mich in seine Arme, mit den Worten: „Gut bin ich Ihnen heute nicht, aber böse kann ich Ihnen auch nicht sein.“ — Voß konnte ich das Vorgefallene nicht vor Schlafen gehn erzählen: er war, wie ich das vorher wußte, sehr zufrieden mit meiner Abkehr.

In der Illuminaten-Sache sorgte Gleim väterlich für Voßens Ruhe. Er schrieb an Stolberg, und verlangte, die er in seiner Ode als Illuminaten bezeichne, namhaft zu machen, damit sie sich vertheidigen könnten, wenn ihnen Unrecht geschähe. Stolberg ließ uns nichts merken, aber es hatte doch die Wirkung, daß in den ersten Wochen nach unserer Rückkehr die Sache von seiner Seite nicht erwähnt wurde *).

Durch Bredow fühlte sich Voß sehr erleichtert; doch klagte er beständig über Druck im Kopf, und blieb in einem hohen Grade reizbar. Wenn er aus der Schule kam, war er sehr entkräftet, und es verstimmte ihn, daß es ihm nicht gelang, sich, wie er gewohnt war, durch eigene Arbeit zu stärken. Das einzige, was ihn wahrhaft aufheiterte, aber auch sehr ermüdete, waren seine Spaziergänge nach Wandsbek. Hensler, der in der Zeit mehrmals zum Besuch kam, empfahl vor allen die selige Faulheit, sich der zu überlassen, war freilich das schwerste, wozu sich Voß entschließen konnte. Bis Mitte November nahm er Abends Theil an allem, und war manchmal sogar heiter im Gespräch. Da fing er an, über unwiderstehliche Müdigkeit zu klagen. Oft schon vor sechs Uhr begehrte er sein Abendessen. War ich

*) Den weiteren Verlauf dieser Sache findet man in den Briefen an Gleim.

nun so glücklich, was er begehrte, gleich fertigen zu können, so blieb seine Stimmung ruhig; mußte er aber etwas warten, so wurde er sehr heftig, und legte sich ohne zu essen ins Bett. Sein Schlaf war dann so fest, daß ihn das lauteste Geräusch nicht störte. In gesunden Tagen dagegen war er äußerst empfindlich gegen jede äußere Störung. Meistens bis ein Uhr dauerte dieser feste Schlaf. Beim Erwachen rief er mich freundlich, rühmte, wie wohl und leicht ihm der Kopf sei, erzählte seine heiteren Träume, machte Pläne — dies oft bis es Tag ward —; zuweilen schlief er wieder ein, klagte dann aber über Kopfschmerz. Tröstlich war es mir immer, wenn er in heiteren Stunden mit seiner gewohnten Herzlichkeit zu mir sagte: „Du armes Weib hast viel Geduld nöthig, aber es werden noch wieder bessere Zeiten kommen.“ — Bis Ende November konnte er noch manchmal Stunden in der Schule geben. Jetzt stellte sich eine Traurigkeit ein, die ich an ihm nicht gewohnt war. Er bat mich sogar oft, ihn allein zu lassen, und mehrmals fand ich ihn weinend unter seinen Papieren kramen. —

„Mein vielfach gereiztes Übel,“ sagt Voß im a. O. S. 49, „verschlimmerte sich. Am 6. December sank ich ohnmächtig in einen neuntägigen Schlummer mit kurzen Augenblicken des Bewußtseins, die nur meine Frau wahrnahm. Ich, der Gefahr wohl kundig, und zum Scheiden gefaßt, wollte sprechen,

und wunderte mich des Gelalls von Worten, die dem Gedanken fremd waren. Hensler, der drei Tage und Nächte nicht von mir wich, sah Hirnentzündung, sprach von Anbohren, tröstete die Frau, ich könnte vielleicht genesen, aber (ob das zu wünschen wäre?) kaum mit Verstand. Spät begriffen sie mein Zeichen, der rechte Arm sei gelähmt. Am neunten Abend errieth man mein Gekrizel, welches Getränk ich wünschte. Was man mir sagte, mußte laut sein, und kurz, und in Kindersprache, die nur meine Frau zu treffen wußte. In dieser Noth war Stolberg meiner schlaflos ausharrenden Ernestine der alte herzliche Stolberg mit Rath und That; Trost gaben ihr Stellen aus meinen Liedern, die Stolberg wie neue mit Erbauung hörte *).

---

*) In dieser Zeit schrieb ich an Gleim: „Die erstaunliche Ruhe seiner Seele hat gewiß das Beste zu seiner Herstellung gethan; einen folgsameren Kranken kann man gar nicht finden. Deswegen seid ohne Sorgen, ihr Theuren, er wird alles thun, was er muß, um zu genesen. Voß singt Euch nicht bloß schöne Lieder, er ist auch selbst ein Beispiel, wie man sich in alle Lebensverhältnisse fügen soll." — Ohne die so kräftig gefühlte Wahrheit seines hohen inneren Werthes hätte mich auch so manches Einzelne aus seinen Liedern und Gesprächen in dieser Jammerzeit nicht so mächtig aufrecht erhalten. Eines Morgens fand mich Stolberg allein unter den Kindern. Er war schon oben

„Am zehnten Morgen, da meine Frau die Fenstervorhänge aufzog, freute ich mich laut der Morgenröthe, erkannte Stolberg am Fuße des Bettes, und bot ihm die lebendige Herzenshand. — Wie damals, mein Stolberg, so wird uns sein, wann du in der Morgenröthe des ewigen Tags aus deiner viel schwereren Betäubung erwachst.“

„In kurzem merkt' ich, es sei mehr geschehn, als ich in den zusammengereiheten Augenblicken der Besinnung erkannt hatte, ließ mir erzählen, und herzte mein heldenmütiges, halb grau gewordenes Weib mit den Kindern. Was mir Stolberg in der Genesung war, das vergelt' ihm Gott! Erquickung brachte mir jezt der bekannte Fußtritt, das freundliche Gesicht, das traute Gespräch. Auf Stol-

---

gewesen, und sprach nicht von Hofnung, aber von ruhiger Ergebung in Gottes Willen. Ich vermochte kein Wort hervorzubringen; selbst Thränen hatte ich nicht bei dem Anblick meines trauernden Häufleins, die sich immer um Stolberg drängten, wenn er kam. Vor mir lag eine Rechentafel; ich schrieb die Zeilen aus dem Gebet darauf:

Geschehn, o Vater, soll dein Wille,
So ruft die Seel', und harrt in Stille;
Und alle Stürme ruhn!

Stolbergs Frage: „Von wem sind diese herrlichen Zeilen?“ gab mir wieder Worte und Thränen.

berg's Wunsch, daß mir die Sache mit der Eudemia verhehlt bliebe, weil sie mich zurückweisen könnte, hatt' ihm meine Frau gesagt, ich hätte sie kurz vor der Verlobung durch Gleim erfahren *), und ihm ja beim Erwachen die Hand gereicht. In einer seligen Stunde des neuen Lebens sagt' ich dem Geliebten: „Nun wird doch nicht Stolberg mir wieder ihre an mir werden.“ Er drückte mir die Hand mit tiefer Rührung, und schwieg.“

„Wundervoll ward durch diesen Herzhalsam die Genesung beschleunigt. Die Kräfte regten sich. „Laß mich arbeiten, Ernestine, nur vier bis sechs Verse des Tags, zum Zeitvertreib.“ „Du bist toll,“ sagte sie, begriff aber bald, daß keine Gefahr sei. Der Tibull ward mir gereicht, und, wenn ein Besuch kam, unter die Bettdecke geschoben. Als Stolberg in das Geheimnis gezogen ward, fassen ihm die Thränen. Dem Tibull folgten Bion und Moschus, dann die Ovidischen Verwandlungen. Hensler wollte Einrede thun; ich trotzte. „Nun denn,“ sagte er, „so spiele mein Johann Heinrich, aber vorsichtig.“ **) Uns bei-

*) Aus einem Briefe an Gleim erhellt, daß Voß den Abdruck der Kassandra erst nach seiner Verlobung erfahren hat.

**) Mir dürfte mein Mitwissen dieser Sünde, wenn es ja eine war, keine ernste Sorge machen, da mir kein anderer Weg übrig blieb, und ich bald behaft über-

den verordneten Hensler, sobald der Frühling seine Ostwinde gezähmt, eine tüchtige Reise sonnenwärts.

„Gegen den Junius 1797 fuhren wir ab, und auch auf dem Wagen mußte mein Dolo Deutsch ler-

---

zeugt ward, daß der alte Voß in diesem Stücke kein neuer werden könne. Bei strengem Verbot des Arztes und ängstlicher Bitte von meiner Seite hätte er nachgegeben, er wäre aber grämlich geworden, und der Körper hätte den Geist wieder unterdrückt. Hensler, als er es erfuhr, sprach sein freudiges Ja aus, weil er Voß beurtheilte wie ich. Von dem Augenblick kam das bisher verheimlichte Dintenfaß wieder auf den Tisch, und die rothe Mappe nahm ihren alten Plaz auf dem kleinen Pult ein. Da gab es denn freilich viel Geschrei der gutmütig Warnenden, an Frau und Kinder zu denken. — Die lange Weile, sein ärgster Feind, drückte ihn nun nicht mehr, seit er nach heiteren Gesprächen und Plaumachen die Gedanken, wenn er allein war, wieder auf etwas ernsthaftes heften konnte. Anhaltende Gespräche griffen ihn an, nicht dieses stille ruhige Nachdenken, wozwischen er gern Klavier spielte. Sehr niederschlagend ward er noch lange Zeit an seine Krankheit dadurch erinnert, daß ihm im Gespräche so oft die rechten Worte nicht zu Gebot standen. Dann sah er mich wol scharf an, und schwieg, nachdem ich ihm ausgeholfen, konnte er sich entschließen weiter zu reden, so blieb er heiter. Sich vorlesen zu lassen, war ihm peinlich, weil er, wie er sagte, zu spät gelernt habe, etwas durchs Ohr aufzunehmen. Da wandelte ihn denn eine Müdigkeit an,

um. Zwanzig bis dreißig Verse bildeten sich im Kopf, und wurden bei der nächsten Fütterung aufgeschrieben. Neue Stärke gewannen wir bei vielen Theilnehmenden: in Penzlin bei meinem ersten und besten Lehrer Struck, von welchem ich Selbstthätigkeit und Anstreben gelernt; in Neubrandenburg bei Brückner und mehreren Jugendfreunden; bei Schulz, der in Rheinsberg zu genesen versprach; bei des fast neunzigjährigen Spaldings Familie und so vielen Guten in Berlin; bei den Guten in und vor Halle; bei unserm Gleim und bei den Freunden in Halberstadt; bei Eschenburg, und was in Braunschweig von Jerusalems und Lessings Genossen übrig war; in Lübeck bei unserm treuen Overbeck." —

Die letzte auffrischende Erheiterung vor der Krankheit war für Voß ein Besuch von Brückner, den wir seit unsrer Reise nach Mecklenburg im Herbst 1777 nicht wiedergesehn hatten. Der Briefwechsel war allmählig in Stocken gerathen, nur von Zeit zu Zeit gab jeder den Beweis, daß er noch lebe. Brückner war für Leib und Seele in einer gedrückten Lage. Als seine Kinder heranwuchsen, hatte er

---

die er kaum überwinden konnte. Indessen wurden doch manche Versuche im Kleinen gemacht, und gern hörte er unter andern von mir Agnes von Lilien, die damals im Boten stückweise erschien.

seine Landpfarre mit einer ungleich besseren in Neumarkenburg vertauscht, in der Hofnung, daß in einer gesünderen Wohnung und in der Nähe eines geliebten Bruders, der ein geschickter Arzt war, auch seine Kränklichkeit sich vermindern solle. Aber er hatte nicht in Anschlag gebracht, daß er auf dem Lande weniger bedürfe, und der städtische Luxus Ausgaben nothwendig mache, die man, ohne sich auszuzeichnen, nicht vermeiden könnte. So vermehrten sich nur seine häuslichen Sorgen, und er mußte sich daran halten, jezt mehr für die Erziehung seiner Kinder thun zu können. Der Gewinn, den dieser Besuch gab, war auf beiden Seiten gleich groß, zumal da die Freunde sich in ihren Gesinnungen zu einander unverändert fanden. Alles Schöne, was die Umgegend von Eutin darbietet, mußte der Freund genießen, und in den Ruhestunden hatte jeder die großen Lücken der Trennungsjahre auszufüllen. Einen frohen Tag brachten wir in Malent zu, wo Brückner sich an manchen schönen Bemerkungen erfreute, die ein Landpfarrer unter Leibeigenen zu machen keine Gelegenheit hat. Beim Abschied ward als tröstend bestimmt, daß Brückner den nächsten Sommer mit seiner Familie auf längere Zeit wiederkehren solle, wozu die Hälfte der Meisekosten mit dem nämlichen Herzen angetragen als angenommen wurde. Dieser Plan ging erst ein Jahr später in Erfüllung, da Hensler uns zur Aufheiterung eine Reise bestimmte, die auch Orte berührte, welche uns noch nicht bekannt waren.

Der frohe Mut und die Kräfte nahmen täglich

zu, ſo daß Voß vor der Reiſe ſchon einen bedeutenden Theil von Ovids Verwandlungen überſezt hatte. Zuerſt ging es über Penzlin nach Neubrandenburg zu Brückner, wo uns die vielen Eindrücke aus früherer Zeit den Aufenthalt ſehr angenehm machten. Brückner erſchien uns wie ein verjüngter; beſonders rührend war es uns, daß ſeine Freude ſich ſo oft in Wehmut löſte, indem er uns verließ, wenn er die Thränen nicht zurückdrängen konnte. In Rheinsberg fanden wir Schulz heiter, aber entkräftet bei heftigem Huſten, und ſeine Frau in hohem Grade leidend. Da ſeine Geſundheit ſich in Lüneburg nicht beſſerte, hatte er der freundlichen Einladung des Prinzen Heinrich, nach Rheinsberg zu kommen, Folge geleiſtet, wo er, ehe er nach Kopenhagen ging, Kapellmeiſter geweſen war. Nach Berlin gedachte Schulz uns zu begleiten. Dieſes Zuſammentreffen von Schulz und Voß wollten Faſch und Zelter durch Aufführung der ſchönen Hymne nach Thagrup *) feiern, und hatten alles aufgeboten ihren Zweck auf das Vollkommenſte zu erreichen. Aber leider verſchlimmerte ſich plözlich der Zuſtand unſres Freundes, der ſich bei ſeiner Lebhaftig-

*) Vergl. Sämtl. Gedichte. Dritt. Band. S. 167. Die Verdeutſchung des däniſchen Textes, mit Umarbeitung deſſen, was für Dänemark gehörte, ward unter Schulzens perſönlicher Aufſicht und Mitwirkung gemacht.

keit in das Unabänderliche kaum zu fügen wußte. Sehr traurig war uns nach dem Abſchied die Reiſe ohne Schulz, deſſen Frau wiederzuſehen wir nicht hoffen durften.

In Berlin ward uns bei Spalbings, die wir ſchon perſönlich kannten, gleich häuslich. Nach einigen Tagen ſtiller Ruhe fühlte Voß ſich ſtark genug, um ſich auch in größere Kreiſe zu wagen. Abwechſelnd waren wir in Friedrichsfelde, wo Spalbings eine ſchöne Sommerwohnung hatten; dorthin kamen täglich Berliner, wenn wir nicht in die Stadt konnten.

Die Aufführung des Hymnus machte Voß unbeſchreibliche Freude. Es war die erſte vollſtändige Muſik von Menſchenſtimmen, die er in ſeinem Leben gehört hatte. Bloß am Klavier gab der alte Faſch den Takt an, und eine tiefe Stille herſchte überall. Am Schluß ſagte Voß bewegt: er habe ein Vorgefühl deſſen, was er ſich im Himmel unter Engelchören denke.

Schmäuſe, die Voß nicht vermeiden konnte oder wollte, wurden meiſtens in Landpartheien verwandelt. Ramlern kennen zu lernen wurde Voß ſchwer gemacht; denn zu einer Zeit, wo Ramler alles mit ſeiner Feile bedrohte, hatte ihm das Gerücht Voßens Wort zugetragen: Ramler möge ſich vor ihm hüten, er habe auch eine Feile. Als ihn daher Voß beſuchen wollte, ließ Ramler ſich verleugnen; bei einem

zweiten Versuch ward er angenommen, und zwar sehr freundlich. Bei einem großen Mittagessen saß Ramler neben Voß, und unterhielt sich unaufhörlich mit ihm. Feierlich in Geberde, Gang und Rede war Ramler nicht anziehend; doch ist es mir gar lieb ihn gesehn zu haben, denn nicht wenige von seinen Gedichten, die Voß mir oft durch Vorlesen auffrischte, hat mein Gedächtnis aufbewahrt.

Bei Nicolai hatten wir auf dessen schönem Garten mehrere frohe Abende. Freilich waren diese Cirkel glänzend, wie es einem reichen Manne gebührt, aber ungezwungen. Dort fanden wir Alles versammelt, was Berlin damals anziehendes und schönes hatte, auch ausgezeichnete Juden und schöne Jüdinnen, deren viele sich in der Singakademie hervorthaten. Markus Herz, als Arzt und Mensch gleich geachtet, besuchte Voß schon in den ersten Tagen, und trug bei ihn zu behandeln, wie es seine Gesundheit bedurfte. Die Theilnahme dieses Mannes hatte uns schon in Eutin gerührt, seine Bekanntschaft that dem Herzen wohl, die große Ähnlichkeit mit Büsch machte ihn uns noch lieber. Mehrere Geistliche, unter denen Teller und Zöllner Voß vorzüglich anzogen (Sack war abwesend), veranstalteten ein heiteres Mittagessen im Thiergarten. Schadow nahm Voß sehr freundlich auf unter seinen Marmorblöcken, und unvollendeten und vollendeten Arbeiten. Er hatte von Gleim den Auftrag, eine Marmorbüste

keit in das Unabänderliche kaum zu fügen wußte. Sehr traurig war uns nach dem Abschied die Reise ohne Schulz, dessen Frau wiederzusehen wir nicht hoffen durften.

In Berlin ward uns bei Spaldings, die wir schon persönlich kannten, gleich häuslich. Nach einigen Tagen stiller Ruhe fühlte Voß sich stark genug, um sich auch in größere Kreise zu wagen. Abwechselnd waren wir in Friedrichsfelde, wo Spaldings eine schöne Sommerwohnung hatten; dorthin kamen täglich Berliner, wenn wir nicht in die Stadt konnten.

Die Aufführung des Hymnus machte Voß unbeschreibliche Freude. Es war die erste vollständige Musik von Menschenstimmen, die er in seinem Leben gehört hatte. Bloß am Klavier gab der alte Fasch den Takt an, und eine tiefe Stille herschte überall. Am Schluß sagte Voß bewegt: er habe ein Vorgefühl dessen, was er sich im Himmel unter Engelchören denke.

Schmäuse, die Voß nicht vermeiden konnte oder wollte, wurden meistens in Landpartieen verwandelt. Ramlern kennen zu lernen wurde Voß schwer gemacht; denn zu einer Zeit, wo Ramler alles mit seiner Feile bedrohte, hatte ihm das Gerücht Bossens Wort zugetragen: Ramler möge sich vor ihm hüten, er habe auch eine Feile. Als ihn daher Voß besuchen wollte, ließ Ramler sich verleugnen; bei einem

zweiten Versuch ward er angenommen, und zwar sehr freundlich. Bei einem großen Mittagessen saß Ramler neben Voß, und unterhielt sich unaufhörlich mit ihm. Feierlich in Geberde, Gang und Rede war Ramler nicht anziehend; doch ist es mir gar lieb ihn gesehn zu haben, denn nicht wenige von seinen Gedichten, die Voß mir oft durch Vorlesen auffrischte, hat mein Gedächtnis aufbewahrt.

Bei Nicolai hatten wir auf dessen schönem Garten mehrere frohe Abende. Freilich waren diese Cirkel glänzend, wie es einem reichen Manne gebührt, aber ungezwungen. Dort fanden wir Alles versammelt, was Berlin damals anziehendes und schönes hatte, auch ausgezeichnete Juden und schöne Jüdinnen, deren viele sich in der Singakademie hervorthaten. Markus Herz, als Arzt und Mensch gleich geachtet, besuchte Voß schon in den ersten Tagen, und trug bei ihn zu behandeln, wie es seine Gesundheit bedurfte. Die Theilnahme dieses Mannes hatte uns schon in Eutin gerührt, seine Bekanntschaft that dem Herzen wohl, die große Ähnlichkeit mit Büsch machte ihn uns noch lieber. Mehrere Geistliche, unter denen Teller und Zöllner Voß vorzüglich anzogen (Sack war abwesend), veranstalteten ein heiteres Mittagessen im Thiergarten. Schadow nahm Voß sehr freundlich auf unter seinen Marmorblöcken, und unvollendeten und vollendeten Arbeiten. Er hatte von Gleim den Auftrag, eine Marmorbüste

von Voß zu verfertigen. Aber der Versuch fiel nicht nach Wunsch aus, da Voß die ruhige Stellung nicht lange genug aushalten konnte.

Den alten ehrwürdigen Spalding trafen wir in Charlottenburg kennen, wo er bey Sommers mit seiner liebenswürdigen Frau lebte. Er war schon über 80 Jahr, und klagte vorzüglich über Abnahme des Gedächtnisses. Sonst hatte er in den Stunden, die er gern der Geselligkeit widmete, noch die volle Lebhaftigkeit des Geistes und die regste Theilnahme für Alles, was damals im Fort- oder Rückschreiten begriffen war. Wie feste Überzeugung belebte ihn, daß der Geist, der das Gute will, von keiner Macht unterdrückt werden könne.

In Charlottenburg sahen wir auch die schöne Kronprinzessin, in einer Laube geschäftig den Thee zu bereiten. Es war ihr bekannt geworden, daß Voß, als Mecklenburger, ihr gerne habe einen Besuch machen wollen, aber durch seine Gesundheit daran sey gehindert sey. Sie grüßte ihn sehr freundlich aus der Ferne, und ließ ihm sagen, sie würde ihn bey Schadow sehen, wenn sie sich frey machen könne. Dies geschah nicht.

Iffland fanden wir an mehreren Orten. Er drang durch Spalding darauf, Voß solle ihm die Rolle nennen, in welcher es ihn am liebsten sähe. Natürlich wollte Voß ihm nicht vorgreifen. Iffland wählte nun in einem schlechten Stück, dem Spaziergange

ren des Essighändlers, eine übertrieben komische Rolle, die er selbst aber für eine seiner besten hielt. — Eine der liebsten Bekanntschaften in Berlin war für Voß Meierotto; Biester zog ihn nicht an, Gedike noch weniger. —

Der Aufenthalt in Giebichenstein würde für Voß stärkend gewesen sein, hätten wir Reichardts unruhigen Geist zügeln können, der schon vorher alles, was ihm lieb war, auf Voß eingeladen hatte, und Wolfs Zudringlichkeit, der beständig gelehrte Gegenstände hervorsuchte, die Voß zum Nachdenken und Disputiren reizten. — Zum Anfeinden der Gebrüder Schlegel hat Reichardt damals auch den Grund gelegt, ohne die mindeste Veranlassung von Voßens Seite. Friedrich Schlegel kündigte Reichardt einen Besuch an, wenn Voß da wäre. Reichardt verbat sich ihn, Voßens Abneigung gegen die Schlegel vorschützend; denn er selbst wollte nicht Wort haben, daß ihm der Schlegel Geringschäzung empfindlich gewesen.

Unser Wiedersehn in Halberstadt war für uns Alle sehr aufregend. Wir wurden wie wir es schon wußten, aufgenommen, Voß wie einer, der zum neuen Leben erwacht ist. Wie wohl that uns die Ruhe im stillen Vaterhause, wo alles darauf bedacht war, uns Liebe und Theilnahme zu beweisen! — *)

*) Siehe die zweite Beilage.

Im Anfang des August kehrten wir von unsrer Reise zurück, Voß ziemlich heiter, aber die innere Kraft, durch die alles leicht wird, fehlte, was ihn bei der Lust zum Arbeiten oft traurig machte. Die Liebe und Freude, die seine Schüler an den Tag legten, wenn er selbst in der Klasse erschien, verleiteten ihn auch zu mehr Stunden, als ihm dienlich waren. Als wir nach einer ruhigen Brunnenkur aus Dilmarschen zurückkamen, fanden wir die Fürstin Gallizin, die aber kein Bedürfnis zeigte, die erste Bekanntschaft zu erneuen. Sie war gegen uns kalt und abgemessen, ihre Tochter ernst und stille.

Friedrich Heinrich Jacobi, der durch Zeitumstände aus seiner Heimat vertrieben, schon längere Zeit in Holstein gelebt hatte, folgte Stolbergs Einladung, den Winter bei ihm zu wohnen. Einmal hatten wir ihn schon früher auf einer Durchreise gesehen, und Voß stand lange mit ihm im Briefwechsel.

Eine innige Freundschaft konnte sich bei ihnen nicht gründen, wie Voß diese in seinem Freundschaftsbund bezeichnet:

Gedank' und That, auch Ehr' und Glück
Vertraut man ohne Hehl;
Auch Schwachheit schaut des Freundes Blick;
Ihn irrt kein leichter Fehl.
Selbst herber Gram an Freundesbrust
Verweint sich bald in süße Lust.

Aber wie bei so wenig Menschen ist eine solche Freundschaft die Tröſterin im Leben! Dazu waren die Grundzüge ihres Charakters und der Lebenswe-gen, den sich jeder zu seinem Ziele gewählt, zu verschieden. Gegenseitige Achtung machte beiden einen freundlichen Verkehr wünschenswerth, und dieser bestand, so weit er dabei bestehen konnte, daß jeder sich in seinem einmal bestimmten Kreis behaglich fühlte.

Jacobi wollte es Allen recht machen, und machte es Keinem recht. Bei aller Liebenswürdigkeit, die, wenn auch nicht für die Dauer, anzog, hinderte ihn schon ein hoher Grad von Selbstgefühl, mit sich selbst in Frieden zu leben. Für einen ausgezeichneten Weltmann galt er so wenig am Hofe als unter dem Adel, nach dessen Umgang er strebte, weil er die höheren Zirkel zu verfeinern bemüht war. In bürgerliche Zirkel mischte er sich gar nicht, weil er dort nicht fand, was ihn befriedigte. Später kaufte er sich ein Haus, und richtete sich glänzend ein. Täglichen Umgang bedurfte er, und dieses mußten Gebildete sein, die auch an seiner Geistesthätigkeit Theil nahmen. Da versammelte sich um ihn ein Kreis aus Kiel, Lübeck, Hamburg und entfernteren Orten. In Voß seine Art sich zu beschäftigen konnte er so wenig hineingehen, wie dieser in Jacobi's Ideenwelt, so gerne Voß ihn Ideen entwickeln hörte *), dagegen Jacobi

*) Diese Erfahrung habe ich von neuem bestätigt ge-

wohlthätig auf jeden fühlenden Menschen, der mit Ernst das anerkannt Gute festhalten und eigene Kraft anstrengen will, so viel Irdisches abzustreifen, als Gott ihm Vermögen gibt.

Mit Schlosser (Johann Georg), der sich in Eutin angekauft, hatten wir wenig Umgang. Seiner Tochter zu Liebe, die an Nicolovius verheirathet war, zog er nach Eutin; denn er war ohne Amt, und gedachte auch so zu bleiben. Seine Stimmung, obgleich sie jedem, der ihn berührte, lästig fiel, konnte nur Bedauern erregen, da der noch so kräftige Mann ein Leben ohne Thätigkeit nicht zu ertragen vermochte. Zur inneren Thätigkeit fehlte ihm Freudigkeit, und so mußten alle Gegenstände um ihn seinen Unmut entgelten. Auf keine Weise war er zu bewegen, eine der schönen Gegenden um Eutin zu sehen. Später nahm er ein Amt in Frankfurt an, und von der Zeit kehrte seine gewohnte Heiterkeit wieder.

Gegen Winter fühlte Voß Schwindel und Kopfweh, und fürchtete eine Wiederholung des vorjährigen Übels. Indessen überzeugte er sich bald, daß die Einbildungskraft seine Angst hervorgebracht habe, und öftere Bewegung in frischer Luft hatte die gewünschte Wirkung. Es ward ihm allmählig leichter sich in der Schule zu beschäftigen, er fing wieder an zu übersezen, und nachdem er den Moschus und Bion vollendet hatte, wagte er sich an die Äneis. Wie lebhaft nahm Stolberg Antheil an dieser Übersezung, die sein eige-

nes Ich nicht berührte. Jeden Nachmittag kam er in dem raschen Gang, der Heiterkeit anzeigte, und indem er die Thür öfnete, sagte er die Worte Virgils lateinisch, die er jezt begierig war deutsch zu hören. Oft kam der Ausruf: Teufel, wie haben Sie das erreichen können? Die Bemerkungen, wo er sich nicht befriedigt fühlte, wurden häufig benuzt, manchmal auch zu seiner Befriedigung widerlegt. Solche Aufmunterungen und Anregungen zum Bessermachen waren für Voß stets Erfrischungen bei der Arbeit. Dieselbe Art Theilnahme hatte Stolberg auch später beim Horaz, wo er noch viel verstimmter war. Auch diesen wußte er ganz auswendig im Original, und sagte manchmal scherzend zu mir, wenn er lateinisch und deutsch nach einander deklamirt hatte: Ich müßte nothwendig um Könige fühlen, wie lieb mein Mann seinen Horaz habe.

Im Frühling 1798 reiste die Familie Stolberg nach Carlsbad, der Rückweg sollte über Münster gehn. Wir freuten uns eines Sommers ohne heftig aufregende Unterbrechung, und feierten ein frohes Familienfest, als die Ämtis vollendet war. Die Herbstreise nach Ditmarschen gab vollends Mut und Kräfte, um einen Sturm zu ertragen, der zu den heftigsten gehörte, die Voß je erfahren.

Bei Stolbergs erstem Besuch merkten wir gleich, daß er etwas auf dem Herzen habe. Im Vorbeigehn erzählte er, er habe einen ihm empfohle-

nen Hauslehrer mitgebracht, dem er zutraue, daß er seine Erwartungen nicht täuschen werde. Voß antwortete ruhig und ohne Bemerkungen. Sein zweiter Besuch war dem ersten gleich. Beim Fortgehn faßte er meine Hand mit einer Heftigkeit, die mich erschreckte: Er habe mir eine Sorge anzuvertrauen, die ihm das Leben verbittere; er habe deshalb schon sein neu Plaz in Eutin aufgeben wollen, aber das könne er nicht ausführen; nun solle ich es anbringen bei Voß. Er könne seine Söhne nicht längen in der Schule lassen, weil bei Erklärung der Alten manches vorkomme, was seinen Grundsätzen entgegen sei; so ungern er Voß kränken möchte, seine Kinder müsse er retten. Natürlich hatte Voß nichts dawider; aber der Nachrede wegen müsse er von Stolberg eine deutliche Versicherung haben, daß seine Söhne in der Schule nichts gehört hätten, als was er nach so manchen Mittheilungen selbst hätte erwarten müssen. Diese erbat er sich in einem sanften Billet, und da Stolbergs Antwort ausblieb, noch einfacher. Da kam Stolberg in den Garten zu uns, und war ganz außer sich. Nicht deshalb klage er sich an, daß er seine Söhne zu Voß in die Schule gesandt, denn er habe ihm was anderes zugetraut; sondern einzig, daß er sie ihm noch gelassen, nachdem er schon Kenntnis gehabt vom getäuschten Zutraun. Voß trostete ihn ruhig auf die Versicherung, daß er ihm nie seine Grundsätze verhehlt habe. Stolberg war zuweilen im Ge-

grif zuzugeben, aber gleich sprang er wieder ab. So gingen sie fast eine Stunde im Garten. Voß war tief gerührt; das rührte auch Stolberg auf Augenblicke; dann sprach er wieder die bittersten Dinge. Mich überwältigte das Gefühl, ein solcher Stoß könnte für Voß tödtlich seyn: er war ganz blaß. Rasch trat ich hinzu, faßte beide an der Hand, und sagte: „Ihr sollt und müßt euch trennen; Freude habt ihr einander lange nicht mehr gegeben; hört auf, euch das Leben zu verbittern." Stolberg stutzte, und besänftigte sich; wir standen bei einander stumm und tief bewegt. Trennung wollte Stolberg nicht gern, des Aufsehens wegen; aber wir bestanden darauf. Denn selbst in dem Augenblicke der Rührung vermochte er nicht zu gestehn, daß er keine Ursache gehabt, des Freundes Redlichkeit in Zweifel zu ziehn. Er ging, und sprach zurückblickend: „So sehen Sie mich denn nun als einen Abgeschiedenen an."

Den folgenden Tag ließ er mir sagen, er gäbe die Versicherung von Herzen; aber Trennung wäre ihm unerträglich; er wollte gleich zu Voß kommen, wenn ich einwilligte. Das verbat ich für die ersten Tage. Den zweiten kam er selbst, als Voß in der Schule war. Er weinte, und hörte alles gelassen an, was ich ihm sagte. Er bereute und bat: Nur keine Trennung! — „Keine auffallende," sagte ich, „ist alles, was wir gestatten dürfen; dem alten Stolberg zu Liebe, wollen wir uns manchmal sehn, aber

selten. Sie sollten doch fühlen, daß wir bei unsrer Religion ruhig und heiter sind, und uns mit Ihrem stürmischen Mismut nicht länger beunruhigen. Wie oft haben Sie den Freund, selbst den schwer leidenden, ohne Schonung behandelt; wie oft ihm, der alle Gelegenheit zum Zanke mied, und auch in der Abwehr sich mäßigte, durch harte Äußerungen über Andersmeinende und durch ungemessene Ausdrücke zugesezt." Er weinte viel, und schalt selbst auf seine Hize. „Auch unsre Kinder, sagte ich, müssen seltener mit einander umgehn; denn auch im häuslichen Leben können sie leicht etwas anstößiges hören, und dieser Sturm soll und muß endlich der lezte sein." Er war äußerst sanft und gerührt.

Den Tag darauf ließ Stolberg anfragen, ob er einen lieben Besuch zu uns begleiten dürfe. Bei der Antwort, Voß würde ihn gerne sehn, ward er sehr gerührt. Als wir uns nachher zum Mittagessen bei Stolberg meldeten, kam er gleich, mir seinen Dank zu bringen; ich lehnte ihn ab, denn der Gedanke gehe von Voß aus. Da brachte er dem seinen Dank mit Thränen, und wir aßen mit einander so unbefangen wie sonst.

Das Gefühl häuslicher Ruhe kehrte allmählig wieder bei uns ein; wir waren sicher vor der Angst, die Stolbergs Fußtritt uns brachte, vor heftigen Ausbrüchen und den Nachwehen für den ganzen Abend. Er kam selten, und stets in sichtbarer Bewegung, als

habe er etwas gut zu machen. Voß suchte den Mut festzuhalten bei der Arbeit; er nahm die Georgica wieder vor, und wenn dies zu sehr anstrengte, ward der Adelung bereichert. Es war ein strenger Winter, so daß Voß die Schüler zu sich kommen ließ. Da fanden sie dann die Wohnstube mit Bänken versehn, und wir aßen so viel später, um alles wieder an seinen gewohnten Plaz zu stellen.

Im Herbst war Voßens Mutter gestorben, mit der wir 21 Jahre gelebt hatten, ohne schwere Krankheit. Voß und die Söhne begleiteten sie zur auch für uns bestimmten Ruhestätte, neben unserm Erz und dem Bruder Rudolf.

Die Vorbereitungen zu Heinrichs Abreise nach Halle, wobei die jungen Hausfreundinnen thätig mitwirkten, halfen uns durch den Winter. Es gab manchen fröhlichen Abend, an welchem auch Voß gerne Theil nahm. Er kam manchmal schon vor Tische herunter, und spielte Schulzische Lieder am Klavier, wozu die Mädchen singen mußten.

Heinrichs Trennung machte eine fühlbare Lücke im Hause. Er war bei eigener Thätigkeit der eifrigste Theilnehmer an der Thätigkeit des Vaters, der vorsorgende Helfer der Brüder, der treue Sohn und theilnehmende Freund der Mutter. Seine unbeschreibliche Anhänglichkeit an Stolberg haben wir nie zu trüben gesucht, obgleich es ihm nicht ent-

gehen konnte, daß sein Vater viel durch Stolberg zu tragen hatte.

Den Abschied von ihm erleichterte uns die Hoffnung, ihn bald in Halle wiederzusehen, wo wir im Juli über Halberstadt eintrafen. Die Freude über unsern Sohn ward sehr erhöht durch die gute Meinung, welche man allgemein von ihm hatte. Zu bescheiden nannten ihn die meisten. In mehreren Familien hatte er Zutritt gefunden, was Bedürfnis für ihn war. Mit dem Gange seiner Thätigkeit konnte sein Vater wohl zufrieden sein. Voß folgte Wolfs Einladung, mehrere Tage bei ihm in Halle zuzubringen. An Heinrich hatte dieser so große Freude, daß er ernsthaft den Gedanken aussprach, einen Tausch mit unsern ältesten Kindern zu treffen. Er wollte als Vater für Heinrich sorgen, bis er seine Studien beendigt, und ich sollte bis zur Ausbildung seiner Tochter Mutterstelle bei ihr vertreten.

In der ewigen Sandwüste vor Berlin las Voß mir die Aushängebogen von Hermann und Dorothea vor, und wir recensirten weitläuftig und in angenehmer kaum Anlage und Ausführung auf eine Art, bei der Goethe hätte gegenwärtig sein dürfen, wenn ihm auch manche Bemerkungen nicht gefallen hätten.

Unsern Aufenthalt in Berlin machten die Umstände diesmal weniger angenehm. Bei Nicolai trafen wir Göckingk, mit welchem Voß wegen gemein-

schaftlichen Herausgabe des Almanachs in gespanntem Verhältnis stehn. (Siehe Zw. Band S. 114 und 283.) Die Freude beider sich persönlich kennen zu lernen war lebhaft, nachdem Göckingk die erste Verlegenheit überwunden hatte. In den übrigen Bekanntschaften, die wir erneuern konnten, fanden wir alles wie das erstemal.

Schulz, der nach dem Tode seiner zweiten Frau nach Schweden gezogen war, hatte uns seinen jetzigen Zustand auf das traurigste geschildert. Er könne diesen Augenblick weder Freude geben noch nehmen, und wir möchten ihn lieber nicht besuchen. Wollten wir aber dennoch kommen, so würde es uns mit seinem letzten Lebenshauche danken.

Wir nutzeten ihm die Zeit unsrer Ankunft. Am Ufer stehend, bemerkte er, daß Mehrere um einen Wagen versammelt nach seiner Wohnung zeigten, und kam uns an einem Stabe schleichend mit seiner Tochter an der Hand entgegen. Welch ein Anblick! eingefallen, geblaßt, niedergeschlagen! Thränen statt Worten. Aber auch in den wenigen Worten, die ihm zu reden vergönnt wurden, erkannten wir unsren alten herrlichen Schulz. Rührend war uns, wie die Heiterkeit bei ihm den schwachen Lebensfunken allmählig wieder anfachte. Es war noch der nämliche Schulz, der als Kranker auf dem Schiffe sich an die Kanone binden ließ, um das Toben der Wellen im Sturme anzusehen. Er wohnte freundlich und bequem,

und seine Wirtschafterin behandelte ihn mit Aufmerksamkeit und Liebe. Er selbst rühmte uns auch die Freundlichkeit der Nachbarn, wie sie sich zu ihm vor die Hausthür sezten, und nach seinen Launen sich fügten. „Wenn ich gar zu mürrisch bin, sagte er, so schleicht eins nach dem andern fort, aber sie lassen sich nicht abschrecken, und sorgen überall für meine Freude und meinen Nuzen.“ Sein sehnlichster Wunsch, sich so weit zu erholen, daß er mit seiner Tochter nach Berlin ziehen könne, um sie dort mit der gleichaltrigen Tochter eines Freundes gemeinschaftlich erziehen zu lassen, sollte ihm nicht gewährt werden. Schon im Anfange des nächsten Frühlings schloß er in Schwedt die Augen, und sein Freund starb kurz nach ihm.

Brückner fanden wir sehr gebeugt, seine Frau litt an der Auszehrung, und ging mit raschen Schritten ihrem Ende entgegen.

Die heitere Gemütlichkeit bei Sehnsucht nach einer bestimmten Arbeit fehlte nach dieser Reise. Voß war sehr reizbar, welches durch einen Briefwechsel*) mit Klopstock noch vermehrt wurde. Es berührte ihn empfindlich, daß Klopstock in wissenschaftlichen Dingen keinen Weg dulden konnte, als den er selber betrat. (Siehe Zw. Band S. 352 und 356.) Auch hier fand er manchen Widerstand bei Stolberg, obgleich

*) Er steht abgedruckt im Anhange der Zeitmessung. Königsberg, Schnibuchhandlung, 1831.

dieſer in der Hauptſache auf ſeiner Seite war. Dazu kam ein verdrießlicher Prozeß in Schulſachen, der ſich in die Länge zog, ſo gerecht auch, wie der Ausgang zeigte, Voßens Anſprüche waren.

Eine unſrer Hauptauffriſchungen erreichte dieſen Winter ebenfalls ihr Ende. Unſre Freundin in Malent, die Paſtorin Weiſe, ſtarb im März 1800 heiter und getroſt nach langen Leiden. An ihrem Todestage kam ich Morgens ſehr frühe zu ihr, und mußte ihr verſprechen, ſie nicht wieder zu verlaſſen, bis ich ihr die Augen geſchloſſen. Voß kam den Nachmittag auch, und uns Beide bat ſie freundlich, für ihres Mannes Aufheiterung zu ſorgen, und ihm mit Rath und That fürder treu beizuſtehn. In der Dämmerung hielt der Wagen, mit dem Voß zurückkehren wollte. Der Gatte nahte der Sterbenden, und ſagte ihr: Dein Freund will Abſchied von dir nehmen. — „Nicht Abſchied nehmen!“ antwortete ſie freundlich, ihm die Hand reichend. „Wir wollen Gott danken für alles Gute, was wir mit einander genoſſen.“ — Er konnte noch kaum aus dem Dorfe ſein, ſo entſchlummerte ſie ſanft in meinen Armen. Wie ſchwer wurden uns nachher die Beſuche im leeren Hauſe, wo alles daran erinnerte, daß die Seele des Hauſes entflohn war! Zwei Pappeln, von Voß gepflanzt, ſtehn auf ihrem Grabe.

Im Laufe des Winters hob ſich Voßens Mut wieder ſo ſehr, daß er manche ſchöne Ode dichtete.

bei denen auch Stolberg zuweilen als Göttingischer Bundesbruder alte Theilnahme und Herzlichkeit zeigte.

„Mit Wärme, heißt es in der ersten Schrift über Stolberg S. 73, pries er das Gedicht an die Laute; er kannte nichts edleres, nichts sinnvolleres und frömmeres; er wiederholte den Schluß:

Weisheit rief aus den Wolkenhöhn
Sanft zur Erde der mildredende Sokrates;
Durch alliebende Kindlichkeit
Lockt' aus Wahne zum Licht freundlich Maria's Sohn.

Im Winterschmaus lud ich den Mismutigen, dessen Anblick uns rührte, zu einem der häuslichen Feste, wodurch meine Erneſtine sich auszeichnete, und zu ehemaligen Gesprächen über die Herlichen der Vorwelt:

Manches Gesangs Nachhall aus Jonia, mancher Laut vom Hybris,
Wo immer Frühling ewig blüht, umweht uns.
Mit herzergreifendes Grams Aufheiterung.

Aber auch das war nur ein Flämmchen aus der Asche, von nicht glücklicher Vorbedeutung."

Im Frühlinge 1800 machte die Stolbergische Familie wieder eine große Reise. Wir hatten uns im Juli Lebensfreude bei unſern Ditmarschen geholt. Nach unſrer Zurückkunft erzählte uns Stolbergs Schweſter, Katharina, mit ihrem Bruder sei-

etwas vorgefallen, was unſre Aufmerkſamkeit betrübend erregen werde, aber ſie müſſe ſchweigen. Tags darauf lud ſie uns zu einer Spazierfahrt ein, und das Geheimnis, daß ihr Bruder katholiſch geworden ſei, kam mit großer Schüchternheit heraus. Sie war ſehr verwundert, daß Voß die Mittheilung ſo ruhig aufnahm. Er erklärte, das Öffentliche beſtemde ihn weniger als das Heimliche, weil es weniger ſchädlich wirke. „Aber die Ruhe, die er ſucht, waren ſeine Worte, die findet er auch dort nicht.“ Der Wunſch ſich vor dem erſten Ausbruch von Stolbergs Heftigkeit zu ſchützen, bewog ihn zu der Bitte, ſie mögen verhüten, daß der Bruder ihn nicht eher beſuche, bis er ſich ſelbſt in einer ruhigen Stimmung fühle; dann ſolle er einen ruhigen gegen über ſehen. Ihrer Verſicherung, daß die Kinder von Agnes noch nicht zum Übertritt bewogen ſein, ſchenkte er keinen Glauben, da die Vorkehrungen dazu ſchon lange ernſtlich getroffen waren.

Den Abend war Voß ſehr traurig. Auch die folgenden Tage konnte er nichts anderes denken. In dieſen dichtete er die Warnung, die Stolberg vielleicht zum ernſten Geſpräch über die Kinder ſtimmen konnte; denn ihn ſelbſt umzulenken, die Hoffnung war ſchwach. Wir glaubten, Stolbergs Gefühl würde ſeine Hand ich den Schritt nicht ſchon gethan, ich beſinne mich noch; wenigſtens will ich den evangeliſchen Kindern freie Wahl laſſen.

Heftig erschraken wir, als uns seine Ankunft gemeldet wurde. Auf den möglichen Fall, daß er troz der Bitte gleich anstürmen werde, schlossen wir uns ein, mit dem Auftrage, wenn der Graf käme, sollte man uns verleugnen. Auf den Bericht der Magd hatte er ein heftiges Wort ausgestoßen, und war in den Garten geeilt. Hier sahen wir ihn rasch die Runde machen, und Blumen und Blätter abreißen, die er umherstreute.

Am folgenden Morgen schickte ihm Voß die Ode. Seine Stimmung war sehr wehmütig, und Thränen erstickten seine Worte, als er sich darüber aussprach, wie viel herliche Anlagen Stolberg selbst durch Leidenschaftlichkeit in sich zerstört habe, und wie schwer es auf seinem Gewissen lasten könne, wenn er einmal zu der ruhigen Überlegung gelange, auf welchen Weg er die Agnes-Kinder zu leiten im Begrif sei. Agnes Bruder gesellte sich zu uns; auch der war tief erschüttert. Voß beredete ihn umsonst, sein Recht als Onkel geltend zu machen und nicht zuzugeben, daß die Kinder, bevor sie selbst wählen könnten, katholisch würden. Er bat auch den Fürstbischof, den Vater zu verständigen; aber dessen so gewichtvolle als herzliche Zurede blieb ebenfalls ohne Wirkung.

Man erzählte sich viele Äußerungen von Voß, die zum Theil entstellt, zum Theil ganz grundlos waren. Zu der ersten Gattung gab ich unschuldi-

gen Anlaß. Stolberg war gewohnt, wenn er verreiſte, mir ſeine edelſten Blumen zur Pflege anzuvertrauen; diesmal unter andern eine Auswahl ſchöner Nelken, die grade in voller Blüte ſtanden. Mich konnten ſie nicht mehr erfreun, ſelbſt bei der Gewißheit, daß ſie jezt ungepflegt zu Grunde gehn würden. Ich ſchickte ſie ihm daher zurück nebſt einigen freundlichen Zeilen, welche Voß billigte, und fügte auf ſeinen Rath die Bemerkung hinzu, er möchte nicht antworten. Hieraus entſtand nun das Gerücht, ich wäre milder gegen Stolberg geſinnt, hätte aber aus Furcht vor dem ſtürmenden Voß nicht gewagt, die Blumen länger vor ſeinen Augen zu laſſen.

Was konnten wir nun beſſeres thun, als den erſten Stürmen ausweichen, um uns bei unſerm treuen Esmarch wieder aufzufriſchen? Vor uns her hatte das Gerücht in Kiel ſchon manches über Voß in Umlauf geſezt, und wir fanden Hensler gerüſtet, zur Sanftmut und Duldſamkeit zu ermahnen; doch ward er gleich wieder väterlich geſtimmt, als er vernahm, daß von Voßens Seite nichts geſchehen ſei, als nothwendige Abwehr ſtürmiſcher Scenen.

Voß kehrte mutiger zurück, und fühlte ſich geſtärkt, wieder in ſeinem Beruf zu ſchaffen. Da die Gräfin ihrer Entbindung entgegenſah, mußte Stolbergs Abreiſe verſchoben werden. Als er uns die Geburt eines Sohnes meldete, ſchrieb ihm Voß: „Halte den nicht für Unfreund, der ſeitwärts geht,

weil er nicht helfen kann. Segen dem Geborenen.“ Stolberg antwortete: „Dieses Wort von Ihnen, vielleicht Ihr letztes an mich in dieser Welt, war ein freundliches. Es ging nicht verloren. Herzlichen Dank und Gottes Segen über Sie, über die liebe Ernestine und alle Ihrigen.“

Ein mündliches Lebewohl, wozu wir uns in unserm Hause oder auf Stolbergs Zimmer herauf erhoben hatten, obgleich eine so erschütternde Scene keinem wohlthätig sein konnte, wurde durch Christian Stolbergs heftiges Dazwischentreten zur Unmöglichkeit. Als wir eines Nachmittags durch die Stadt gingen, begegnete uns Stolberg mit dem ältesten Sohn ins Feld reitend. Unsern stummen Gruß erwiederte er, roth im Gesicht, mit gesenktem Blick. Wir sahen ihm gerührt nach, er uns. So schieden wir.

Die Kinder wurden uns noch den Abend vor der Abreise geschickt. Die Söhne waren sehr bewegt, denn beide hingen sehr an Voß, seit er nicht mehr ihr Lehrer war fast noch mehr als vorher; auch gegen mich hatten sie stets kindliche Liebe und Zutraun. Voß sagte ihnen wenige, aber eindringlich herzliche Worte, und nannte auch den Namen ihrer Mutter, als er sie auffoderte, ihr ganzes Leben gut zu bleiben.

II.

Briefe

an

die Gebrüder Boie

und an

Esmarch.

Briefe

an die

Gebrüder Boie und an Esmarch.

An Heinrich Christian Boie *).

Göttingen, 25. December 1773.

Haben Sie Klopstock gesprochen? Sie glücklicher Mann! Warum haben Sie mich nicht mitgenommen? Ich würde in einer Woche mehr von ihm gelernt haben, als man in hundert Collegiis lernt, wo zehnfaches Wiedergekäue wiedergekäut wird. Wollen Sie noch nach Flensburg? O thun Sie's doch! es muß möglich sein. Sie bestellen doch meinen Gruß?

*) Geb. zu Meldorf 1744, gest. daselbst 1806.

In Hamburg kommen Sie ja wol zu niemand, als zu Klopstock. Wo Klopstock ist, da suche man kein erwärmenderes Tagsgestirn, als die Sonne, in der Wüste des Äthers. Meine ionische Ode folgt hiebei. Schreiben Sie mir ja, was Klopstock sagt, seinen Tadel hauptsächlich; doch auch sein Lob, denn Klopstocks Lob ermuntert. Wenn er nach mir fragt, so grüßen Sie ihn von mir.

Wenn die Zwei, wovon Sie's versichern, nur mit Hofnung von mir sprechen, so bin ich genug belohnt. Was kümmert mich das dumme Lob des Publikums? Eine Thräne, die Ihre Eltern und Schwestern meinen Gedichten schenken, überwiegen alles Lob der Unheiligen! —

Sinnen Sie doch auf Mittel, wie ich einmal nach Flensburg kommen kann. Wenn ich nur wüßte, was; ich wollte gerne gegen Ostern so viel übersezen, daß ich Ihren Bruder abholen könnte. Ihre Stimme ist die meinige. Sie selber sind Schuld an diesem lahmen Ausruf meines Herzens.

Mich verlangt außerordentlich nach der Republik. Klopstock darf kühn sein. Wenn er's doch so sehr wäre, wie ein ächter Republikaner! In der Abhandlung über unsre Prosodie soll er Ramlers Prosodie herunter machen. Doch vielleicht will er das seinen Jünglingen, oder der Zeit überlassen.

Suchen Sie ja in Holstein alles altdeutsche auf,

was Sie finden können. Ihr Vater hat ja vieles, wie Sie mir gesagt haben.

Göttingen, 17. Juli 1774.

Was würden Sie sagen, wenn ich mich entschlösse, Jurist zu werden? Teiserolz versichert mir, daß ich in anderthalb Jahren die nöthigen Kenntnisse haben könnte, und nun steht mir nichts im Wege, als die Schwierigkeit noch so lange hier zu bestehn. Sie riefen mich von Hamburg zurück: was haben Sie für Wege, mich noch länger hier zu erhalten? Der Freitisch ist vorbei, und ins Seminarium geh' ich nicht wieder, wenn's mir auch offen ist. Lieber unglücklich, als gekrochen! Ich schäme mich, daß ich schon gekrochen habe. Heyne denkt nicht edel. Ich weiß, daß Sie ihn verhalbigen, aber wenn Sie's im Ernste thun, so kennen Sie ihn nicht. Für mich allein brauche ich so besorgt nicht zu sein, und Poesie wird mein Hauptzweck. Jezt muß ich mehr als einen Hafen wissen, wenn mich der Sturm etwa verschlagen sollte. Schreiben Sie mir hierüber, mein lieber Bote. Ich habe Sie jezt doppelt lieb, als meinen Bote, und als Bruder meiner Ernestine.

Otternbdorf, im Oktober 1775.

Haben Sie je einen Schein des Undanks bei mir verspürt? Aber ich weiß auch, daß Wohlthaten nicht zur Erduldung einer Beleidigung verbinden. Wer in sich fühlt, was er selbst thun könnte, dem sind Wohlthaten, die nur das Äußere betreffen, bei weitem das Große nicht, was sie den gemeinen Pöbelseelen sind. Es ist leichter, sie zu ertheilen, als anzunehmen. Suchen Sie hier keine freidenkerischen Grundsätze; ich bin gewiß, daß die wahre Dankbarkeit eben so sehr, als oft die wahre Religion in dieser Heterodoxie verborgen liegt.

Flensburg, im Mai 1777.

Gottlob, mein lieber Freund und Bruder! Alles ist beigelegt, Mama ist heiter, und die Anstalten zur Hochzeit werden gemacht. Ich umarme Sie mit der feurigsten Dankbarkeit für Ihre Vermittelung. Wenn wir in Wandsbeck wohnen, so sollen Sie kommen, und eine Zeitlang bei uns bleiben, und sehn, wie glücklich wir sind, und sich freun, daß Sie so vieles zu unsrer Vereinigung beigetragen haben. Ihren vorletzten Brief bekamen wir in S., und zugleich bekam Erneſtine einen von Mama, worin sie völlig einwilligte. Wir waren mit Esmarch auf 8 Tage verreist,

um einmal wieder frische Luft zu schöpfen; denn lange hätten wir's so nicht mehr ausgehalten. Erneſtine fiel bei dem Briefe in Ohnmacht. Bei unſrer Rückkehr ward gar nicht mehr von den alten Schwierigkeiten geſprochen, ſondern gleich die Art unſrer Anſtalten abgehandelt. —

Was Sie von Ihrer vereitelten Abſicht mit mir ſagen, da haben Sie Unrecht. Ich bekam Neigung zur Filologie, ſobald ich ſie für mich ſtudierte, und ward da erſt fleißig. Des Brots wegen hätte ich, ſo lange ich kein Mädchen hatte, nie etwas geſucht, weil ich überzeugt war, daß ich nicht verhungern würde, und daß ich zu meinem Glücke anders handeln müßte. Ich glaube auch hierin Gottes Leitung. Nehmen Sie meiner Seele eine von ihren Triebfedern, und Sie werden bald einen Candidaten, mit einem orthodoxen Rocke, ohne Ausſichten, im Dienſte eines Junkers, bald einen Taugenichts vor ſich ſehn. Gott wird uns gewiß glücklich machen, das bin ich mit Ihnen überzeugt.

Flensburg, 23. Juni 1777.

Die Überſezung des Chandler folgt hiebei. Überſezt, denke ich, iſt alles richtig und gut. Ein paarmal hatte ich Luſt, den Stil etwas zu verbeſſern, weil wirklich Ch. viel zu affectirt und unrichtig ſchreibt.

Beim Blackwell hab' ichs freilich faſt durchgehends gethan; aber der hatte es auch noch ärger gemacht.

Wandsbeck, im April 1778.

Wiſſen Sie noch nichts entſchiednes, ob Bürger den Dietr. Almanach herausgiebt, oder nicht? Er würde meine Almanachseinnahme ſehr ungewiß machen, wenn er's thäte. Aber nach dem, was ich ihm geſchrieben habe, kann er's nicht wohl. Denn was ein ehrlicher Mann nicht darf, das kann er nicht.

Wandsbeck, im Juli 1778.

Bürger hat mir ſeine Gründe (womit er ſich nicht entſchuldigen, ſondern rechtfertigen will) viel umſtändlicher vorgelegt, als Sie. Würd' er in Hannover ſich weniger empfohlen haben, wenn er geantwortet hätte, er müßte als ehrlicher Mann dieſen Vortheil ausſchlagen? Von den Umſtänden ſeiner Familie ſchrieb er mir erſt, da er merkte, daß ſeine andern Gründe zu ſumpfig wären; denn vorher ſagte er, aus Mangel thäte er den Schritt nicht, ſondern weil er ihn thun müßte und dürfte. Aber was denn kein anderer Weg übrig, dem Mangel abzuhelfen, als dieſer diebiſche? Denn, Freund Boie, ich bringe hier nicht darauf, daß Bürger mir nicht Wort gehalten, ſon-

dern, daß einzig durch ihn sein Schulfreund Göckingk, den er selbst zu der Vereinigung mit mir beredet, und der schon 50 Thaler mir zu Liebe aufgeopfert hatte, daß dieser durch seinen Freund Bürger nun auch die übrigen 100 Thaler verliert, die er so sehr braucht. Sie sagen, er thut mir keinen Schaden. Verlier' ich denn nicht seine Beiträge? Muß ich sie nicht verlieren, oder mich vor meinem eignen Herzen schämen? Es ist kein anderer Weg zur Versöhnung übrig, als daß Bürger erstatte — nicht Geld, das würde keiner annehmen, sondern den Begrif seiner Ehrlichkeit, den wir verloren haben.

Otterndorf, 16. November 1778.

Ich bin müde von der Schule, vom Wachen und von Visiten; aber ich muß doch endlich einmal Ernst zur Sache thun, und meinem lieben Bruder schreiben, wie es uns hier geht. Nachgerade weiß ich Bescheid, und finde die Stelle nicht besser und nicht schlechter, als ich sie mir gedacht hatte: Arbeit (und zwar zum Anfange recht mühsame niedrige Arbeit, weil mein Vorgänger mit den Schülern den Tacitus cursoris gelesen, und die ersten Anfangsgründe der Grammatik vernachläßigt hat), keinen Umgang für mich und Ernestinen, so wie wir ihn gewohnt waren; aber doch Anlaß genug zum Vergnügtsein, Freiheit, besonders die schätz-

bare Freiheit, in der Schule zu machen was ich will, und nothdürftigen Unterhalt an einem nicht ganz unangenehmen Orte unter treuherzigen Leuten. Wenn die fatalen Visiten nur erst vorbei wären, daß ich mich in mir selbst sammeln könnte! Des Aufsehns wegen möchte ich gerne einige fremde Schüler herziehn. Ob die Mühle aber ohne Wind gehen wird? Das Reden wird mir in den lezten Stunden etwas schwer, aber doch schon weniger, als anfangs. Die Sachen selbst sind mir leicht, selbst das Hebräische, das doch schon lange am Nagel hing. Ein paar frohe Stunden habe ich auch schon meiner lieben Odyssee wieder geschenkt, und seitdem erst dünke ich mir der alte Voß.

Otterndorf, 10. Januar 1779.

Ein fröhliches Neujahr, lieber Bruder. Nim nicht übel, daß ich nur wenig schreibe. Ich stecke bis über die Ohren in Arbeit; sonst bin ich ganz vergnügt. Der Himmel wird mir, wenn's mir gut ist, gewiß einen Plaz anweisen, wo ich mit weniger Arbeit den Magen befriedigen, und mehr Zeit zum Leben haben kann. Denn für solche Lappereien, als ich größtentheils hier treiben muß, wäre ein Kürbiskopf eben so gut, als meiner. Schreibe mir oft in meine Einsiedelei, und melde mir, was in der Welt vorgeht.

Otterndorf, 8. Oktober 1779.

Lieber Bruder, du bist doch noch einer von den wenigen, an die ich gerne schreibe. Glaube also gewiß, daß ich nicht kann, wenn ich's nicht thue. Heute ist wieder eine dumme Arbeit geendigt, ein Schulexamen. Hierzu habe ich eine neue historische Tabelle, die dem Gedächtnisse besser, als Gatterers seine hilft, verfertigt, meine Affen und Bären vorgeübt und eine lateinische Oratiunkel gemacht. Alles für das liebe trockne Brot, das ich hier genieße. Morgen geht's nun wieder auf die Odyssee los, die mir trotz allem Ungemach noch immer gleich werth ist, auch wenn ich daran denke, daß ich wahrscheinlich nicht für das jezige Publikum arbeite. Ich habe alsdann vor, gleich an einer kritischen Ausgabe des Originals zu arbeiten, die meiner würdig sei, und forthin bloß für ein gutes Auskommen zu sorgen, und aller Poesie zu entsagen. Denn was soll man für ein Volk schreiben, das gegen das herlichste aller Gedichte gleichgültig ist? Vortrefliche Mäcenen sind unsre Fürsten! Nicht einmal gegen die Straßenräuber, wogegen doch alle andere Stände durch Gesetze vertheidigt werden, schüzen sie die armen Schriftsteller, die ihre mühsamen Arbeiten für den billigsten Preis eines Handwerkers zu verkaufen bereit sind, und gar nicht an Virtuosenlohn denken. Ja nur jenen zu verlangen, da sie mit Recht diesen fodern könnten, wird ihnen als Eigennuz ange-

rechnet; indeß man das ſchnell verſchallte Solo eines Geigers oder Kaſtraten mit Tauſenden bezahlt. Glaube nicht, daß ich bei dieſer Geſinnung die Hände in den Schooß lege. Ich habe alle Trommeln gerührt, um Hans Hagel zu den ſchönen Raritäten für einen Sechsling die Perſon anzulocken. Aber ich erwarte gleichwohl ſo wenig Zuſchauer, daß ich die Bude und die Lichter nicht bezahlt kriege. Daß ſonſt meine Überſezung wol manchen, die ſich klug dünken, nicht gut ſcheine, eben darum, weil ſie ſich gut leſen läßt (denn ihnen, die doch ſo klug ſind, war Homer in der Urſchrift nie ſo natürlich erſchienen): das ſchließe ich aus dem Beifall, den ſie Bodmers Überſezung, dieſem ganz verfälſchten, aus dem Lateiniſchen verdeutſchten Kauderwelſch, gegeben haben.

Otternborf, 28. Januar 1780.

Hier erhältſt du die Abfertigung des Berliner Recenſenten. Ich hoffe, du wirſt es meiner Antwort anſehn, daß ſie mit kaltem Blute geſchrieben iſt. Das Lächerliche, was ſowohl hierin, als in dem Verhör ſelbſt vorkommt, entſteht nicht aus Verdrehung, ſondern aus genauer Zuſammenſtellung ſeines Inhalts; und daher bin ich nicht deiner Meinung, daß du's um vieles wegwünſchteſt. Oder möchteſt du's bloß meiner Ruhe wegen? Ein ſolches Männchen kann die

nicht stören; und das Gefühl, zum Besten der Wissenschaften und des guten Geschmacks einen frechen Schreier zum Stillschweigen, welches für andre belehrend sein wird, zu bringen, wäre doch wol selbst ein Stündchen Ruhe werth?

Ich habe jezt 120 Subscribenten zur Odyssee, und werde schwerlich die Hälfte von 1000 bekommen. Aber ich erwarte alles mit Gelassenheit, selbst daß man meine Untersuchungen, wovon ich jezt Proben liefere, mit Kaltsinn oder gar Verachtung annehme. Die Zeit kommt gewiß, da man meinen Fleiß erkennen wird.

Otternbork, im März 1780.

Ich habe meinen Schülern heut Nachmittag Urlaub gegeben, weil sie mich anflehten, und der Tag so schön ist. Aber der Spaziergang hat mich müde gemacht. Übermorgen ist der lezte Werkeltag für mich in diesem Quartal. Nachher kriege ich wieder einen Zuwachs, der in Privatstunden noch dekliniren und konjugiren lernt. Indeß das wird bezahlt, und den Homer will keiner; ein klarer Beweis, daß jene Wissenschaft höher und ehrenhafter ist, als die brotlose Versemacherei: wie denn unter uns Gelehrten es kaum eines Beweises mehr bedarf. Wenn Homer jezt lebte, ich glaube, Ernesti und Heyne würden

nicht wenig auf ihn sticheln, daß er mit solchen unnüzen Spielereien für die Müßiggänger sorgte, und das aus eitler Ruhmsucht. Aber diese unnüzen Spielereien zu kommentiren? Ich thue ihnen Unrecht; auch das Kommentiren halten sie für was es ist, für unnüz — aber Varianten zu sammeln, oder, welches eigentlich die Sache ist, statt Varianten — Schreibfehler und Narrheiten alter Kritiker: das gehört zu den edlen Wissenschaften, oder vielmehr ist die einzige wahre Weisheit, deren Verachtung uns leider mit alter Barbarei bedroht! Hör, Bruder Boie, du Friedfertiger! Scheine ich dir wieder bitter, so sage, worin ich den Leuten unrecht thue. Heyne hat mir neulich einen sehr übermütigen Brief unter der Maske eines Watners geschrieben, worin er mich beschuldigt, daß ich vor dem Publikum einen zu hochfahrenden, und gegen den Recensenten einen illiberalen Ton führte. Ich habe darauf geantwortet, wie ich mußte, bescheiden, aber frisch von der Leber weg. Außer Recensenten, die freilich nicht glimpflich mit mir umgehn konnten, ist H. der einzige, der mein Verhör tadelt. Die Übrigen haben's nicht nur nicht getadelt, sondern mir sogar gedankt, daß ich einmal ein Exempel statuire. Hierunter gehört der Düsseldorfer Jacobi.

Jezt habe ich 200 Subscribenten. Das Exempel aus Magdeburg, wo ein Lehrer mit 24 Schü-

lern und der Schulbibliothek subscribirt hat, ist ein Beweis, daß die Schuld größtentheils an den Collecteuren liegt.

Lieber Bruder, schreib mir öfter. Du und Göckingk sind fast meine einzigen Correspondenten, deren Briefe mir den Mangel an Gesprächen ersezen. Daß ich übrigens die Ohren steif halte, davon kann dich meine Teufelsidylle überzeugen. Jezt habe ich noch eine in der Arbeit.

Otterndorf, im April 1780.

Meine Idylle (die Kirschenpflückerin), wovon ich dir lezt schrieb ist fertig, und gefällt mir sehr. Es ist ein Versuch, wie weit man die Denkart der Landmädchen veredeln kann, ohne unnatürlich zu werden.

Wenn Bodmer noch alles liest und beurtheilt, so schreib mir doch, was er zu meiner Übersezung der Odyssee sagt. Du kennst meinen Stolz nicht, wenn du glaubst, daß ihn ein ungünstiges Urtheil von einem Manne, dessen Arbeit ich nicht einmal in meinen Anmerkungen des Widerlegens würdig gefunden habe, kränken könnte. Selbst die fehlgeschlagene Erwartung des Danks meiner Landsleute hindert mich nicht, mein Werk mit Lust anzusehn, und mit Sehnsucht an die angenehmen Stunden zurückzudenken, die ich bei der Arbeit gehabt habe.

An Heyne hab' ich so geschrieben, als ob er der Mann wäre, wie du ihn schilderst. Nimt er den Brief übel, so ist er's nicht, sondern ein eitler —, und nur der beste unter den jezigen Scholiasten in Deutschland.

Wenn mir die Bearbeitung des homerischen Hymnus an Demeter keine beßre Stelle verschaft, so ist das die erste und lezte kritische Arbeit, und Voß wird wieder Poet oder Barde, wie du willst, und nebenher Rector.

Otterndorf, 28. December 1780.

Meine Verhöre (über die Recensenten der Klopstockischen Fragmente) hab' ich Klopstock geschickt. Das erste Verhör ist nicht bloß Widerlegung, sondern Mit-Untersuchung und Erklärung der Klopstockischen Grundsäze; ich denke also, ziemlich interessant, ausgenommen für die, denen Sprache und Dichtkunst Kleinigkeiten dünken.

Wie heißt der Verfasser der 1001 Nacht? Ich übersezze sie vielleicht, wenn Cramer einen Louisd'or geben will, und dann muß ich doch etwas in der Ankündigung schwadroniren. Gieb mir Materie. Ich weiß gar nichts.

Otterndorf, im April 1781.

Willkommen in Meldorf, Landvogt. Ich muß dir doch mit ein paar Worten ſagen, wie ſehr ich mich freue, daß du endlich an Ort und Stelle biſt, wo du Zeitlebens bleiben wirſt. Ich kenne mein Grab noch nicht, ſondern dünke mich nur auf der Reiſe zu ſein. Die Ditmarſcher freuen ſich allgemein, außer die Advokaten, denen bange iſt, daß du die Prozeſſe kürzer abthun wirſt, als dein Vorweſer. Meinen Garten hier hab' ich jezt ſchön eingerichtet, mit einer ſtattlichen Laube. Kannſt du nicht einmal hier kommen?

Otterndorf, im Mai 1781.

Wie geht's dir denn, alter Junge? Es dauert jezt ſo lange, eh wir Antwort von dir bekommen, und ſind uns doch ſo nahe! Die böſe Elbe! Dein Heinrich plaudert jezt alles weg, und iſt ein gar ſchnurriger Geſell, faſt zu wild, aber auch, wenn er will, im höchſten Grade ſchmeichleriſch. Friz neigt ſich mehr zum Grübeln: er will alles wiſſen, und wer ihm Verſe lehrt, vom Bettelvogt zu Ninive, das iſt ſein Mann.

Göckingk iſt auf Reiſen, und ich armer Habakuk muß auch noch den Almanach beſorgen. Aus

Noth hab' ich ein Maillied herausgedruckt. Wenn mir Stolberg nur mehr schickte!

Wenn ich abkommen kann, besuche ich dich Pfingsten. Gute Nacht, Lieber.

Otterndorf, im Juni 1781.

Ich besinne mich, wie im Traum, daß ich dich gesehn habe. Eure verdammten Schmäuse! Indeß auch das Sehn hat mir wohl gethan, und an Niebuhr habe ich einen braven Mann kennen gelernt.

Von Ruhnkenius fand ich die neue Ausgabe des Hymnos. Sonderbar ist's, daß er viele von meinen Anmerkungen ohne meinen Namen anführt. Indeß ich suche keinen Scholiastenruhm, sondern nur Scholiastenbrot, und dafür hat R. sich besorgt gezeigt. Er nöthigt mich, eine Ausgabe von Hesiodus zu machen; und verspricht mir Lesarten aus 5 Moskauer Handschriften, nebst seinen eigenen Beiträgen. Auch bittet er mich um Beiträge zur Ausgabe seiner Hymnen. Nur Schade, daß ich keinen inneren Trieb zu dergleichen Arbeiten fühle.

Otterndorf, im Juni 1782.

Lieber, wenn du mich liebst, so stelle mir Heyne nicht als einen Mann vor, der Schonung verdient,

oder den ich auch nur hätte ſchonen können. Schweig lieber, wenn du anders denkſt. Ich bin meiner Sache ſo gewiß, daß ich in der Stunde des Todes ihn wohl bedauern, aber eben ſo wie jezt verachten würde. Sei gerecht! Ich werde den Streit ſo führen, daß ich das Urtheil der Nachwelt nicht ſcheuen darf.

Eutin, im Auguſt 1783.

Meinen Dank für die Gedichte. Eins davon werde ich brauchen. Die meiſten von Halem ſind, ich weiß nicht wie; man glaubt etwas zu ſehn, greift hin, und dann iſt's nichts. Sander wird brav, aber er kann ſeinen Ton noch nicht finden. Mit dem Almanach geht's wieder, wie immer: ein karger Frühling, und eine geſegnete Ernte. Ich ſelbſt habe in dieſer Zeit eine neue Idylle von 460 Verſen gemacht, die mir gerathen zu ſein ſcheint (Luiſe. Erſter Abdruck im Muſenalmanach v. 1783).

Hier ſchicke ich dir den lübeckiſchen Reineke Voß, der meinetwegen immer hätte verſchimmeln mögen. Sind die neuen Theile des Müllerſchen Abdrucks ſorgfältiger nachgeſehn? In den Nibelungen wimmelt es von ſolchen Schnizern, die hinlänglich beweiſen, daß Müller, wie mehrere Enthuſiaſten, ohne Einſicht entzückt iſt.

Eutin, im April 1784.

Dein lezter Brief und Luisens haben mich erfreut, wie mich selten etwas erfreut. Vergeßt nun die Beschwerlichkeiten des Weges, den ihr gegangen seid, und denkt nur daran, euer Glück zu genießen. Künftigen Sommer sehn wir uns, entweder hier oder in Meldorf. Wie wird sich unsre gute Mutter freun, daß ihr Ältester doch noch endlich eine Frau nimmt, und eine so erwünschte! —

Was sagst du zu Bürgers Ilias in Hexametern? Daß sie mir, als unhomerische Parodie, nicht gefalle, kannst du wol denken; aber ich wünschte doch, daß sie unserm Publikum, das so viel tollere Sachen verschlingt, gefallen möchte, da Bürger Nahrungssorgen hat.

Klopstock hat mir eine von seinen wissenschaftlichen Oden zugeeignet. Sie sind schön in ihrer Art, aber ich lese doch lieber was anders von Klopstock. Sein geschlagener Hermann ist, nach meinem Gefühl, noch besser, als der siegende.

Ich habe heute Manso's Übersezung der Georgica bekommen. Wie ist's möglich, den Geist des Römers in der Nachäffung wieder zu erkennen! Die Gothaische Zeitung hat sie, wie man mir sagt, mit meiner Probe auf die Wage gelegt, und durch Nicken und Lächeln zu meinem Nachtheile geurtheilt. Ver-

muthlich wird also die Empfindung, womit ich die Verse meines Nebenbuhlers las, partheiisch sein.

Ich danke für das kleine Gedicht von Ramler. Du ermahnst mich, ihm jährlich einen Almanach zu schicken. Es versteht sich, wenn er Beiträge giebt. Auch sonst, wenn er mit einem Worte sich merken läßt, daß es ihm lieb sei. Ich habe ihm den von 1783 mit der Odyssee geschickt, und ihm sehr freundschaftlich geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Unter alten Bekannten ist das nichts; aber so wie ich mit Ramler stehe, wäre es unschicklich, den Schein anzunehmen, als ob ich mich ihm aufdrängen, oder ihm fröhnen wolle.

Hörst du nichts von Bürgers Ausgabe seiner Gedichte? Ich könnte ihm hier vielleicht Subscribenten verschaffen, wenn etwas gewisses davon bekannt würde.

Eutin, im Juli 1784.

Ich feile jezt an den plattdeutschen Idyllen, um sie sprachrichtig zu machen. Ich hatte den Sprachgebrauch, und noch dazu den Hamburgischen, zur Richtschnur angenommen. Jezt frage ich nicht, wie man spreche, sondern wie man sprechen müßte, und wie man in feineren Gesellschaften gesprochen hätte, wenn die Sprache nicht so wäre vernachläßigt worden.

Die Erinnerungen von dem frommen Lange im Museum haben mir äußerst mißfallen. Laß dich nicht abschrecken, Sachen zu drucken, worin ernste Wahrheitsliebe herscht. Wieland und die Berliner Monatsschrift sind auch auf gutem Wege. So wie es jezo ist, kann es nicht bleiben; die Herschaft der Meinungen muß mehr eingeschränkt werden. In Meinungen dissentirten die Filosofen, und dissentiren noch tausendmal mehr die unfilosofischen Sklaven des Buchstabens und menschlichen Ansehns. Aber Moral, Tugend, Rechtschaffenheit — das waren nie schwankende Begriffe unter gutgesinnten Menschen; und das allein macht glücklich.

Eutin, im Oktober 1784.

In der Bibliothek wird bei Gelegenheit des 84er Almanachs von meiner bekannten niederländischen Manier geredet. Wie lange das dumme Gewäsch noch fortdauern wird! Luise und ihre Familie, mit holländischen Flegelscenen, deswegen weil auch diese natürlich geschildert sind, zu vergleichen! Ist denn der Kyklop bei Homer, und der Sauhirt, und Nausikaa und Laertes auf seinem Landhofe, sind diese auch in niederländischer Manier gezeichnet?

Ebert schreibt mir, in der Gothaischen Zeitung würde ich ein Ryparograf genannt. Wenn mehrere

so urtheilten, so thäte es mir leid, ein Deutscher und nicht ein Grieche geworden zu sein. Die Leute wollen schlechterdings Manier.

Eutin, im Juli 1785.

Gerstenberg und Cramer haben mich, jener durch Beifall, dieser durch Widerspruch, dazu gebracht, was ich sonst wol hätte bleiben lassen, eine Theorie des deutschen Hexameters, die in wesentlichen Dingen von der Klopstockischen abweicht, zu schreiben. Wider Vermuten sah ich mich genöthigt, bis zu der Untersuchung unsrer Silbenzeit zurückzugehn. Eine mühsame, und wie mir ahndet, undankbare Arbeit! Aber gleichviel. Klopstock glaubt einige von meinen Axiomen widerlegen zu können. Die Wahrheit wird auf jeden Fall gewinnen; denn ich meine es ehrlich, und will nur der Ausgelassenheit unsrer Herrn Hexametristen, die auch in deinem Museum herumkobolten, etwas entgegenstellen.

Klopstocks Grammatik in Gesprächen misfällt mir in hohem Grade, auch darum, weil diesem läppischen Einfall die ernsthafte, und nach den Bruchstücken zu urtheilen, wirklich filosofische Grammatik aufgeopfert wird. Diese schien ihm also unter seinem Genius!

Neumünſter (zwiſchen Meldorf und Eutin) im Juni 1786.

Guten Morgen, ihr geliebten, herzlich geliebten Freunde! Wir ſind hier alle mit dem Frühſtück beſchäftigt, und gleich wird der Wagen hier ſein, der uns nach Eutin bringt. Das war doch eine ſchöne Zeit, die wir mit einander durchlebt haben. Das Andenken davon ſoll uns noch lange erheitern. Gott ſegne dich, du beſtes Weib, und das Kleine, das du unter dem Herzen trägſt! Der Fuhrmann iſt da. Erneſtine giebt den Kleinen Butterbrot, und will aus Eutin ſchreiben. Grüßt Niebuhrs Familie. Ich drücke euch an mein Herz.

Eutin, 23. Juli 1786.

Mein herzlich geliebter Bruder, wie ganz anders iſt die Nachricht, als wir ſie erwarteten! Gute Luiſe, du Engelſeele, wir hoften deine Freude, die größte, die du auf Erden noch haben konnteſt, mit dir zu theilen, hoften ſie mit deinem Rheinwein, den du uns dazu mitgabſt, an unſerm See zu feiern; und du haſt uns verlaſſen! hatteſt dieſe Erde, deine Freunde, deinen Boie, alle deine Wünſche und Ausſichten von ehelicher Glückſeligkeit ſchon verlaſſen, als wir deinen lezten Brief laſen! Wunderbar und ſchrecklich ſind die Wege der Vorſehung. Auch das, auch das iſt Füh-

rung des Vaters, wofür wir, wenn der Tod uns den Schleier abnimt, ihm danken werden. Aber von ſolcher Höhe des irdiſchen Glücks in ſolchen Abgrund zu ſinken! Du armer, armer Boie! Wer hätte das gedacht, als wir ſo froh um die liebende, zu gute Luiſe herumſaßen, und von gegenwärtigen und künftigen Freuden redeten! Sie ſelbſt ſchob den Gedanken des Todes ſo weit weg, lächelte und ſcherzte uns muthig, war nur um andre beſorgt. O du Engel, daß du uns verlaſſen haſt! In der erſten Betäubung hatte ich wenig Mitleid mit dir, du lieber Boie, ich fühlte nur meinen Verluſt, nur Erneſtinens, die troſtlos da ſaß, und weinte. Ich ging weg, kam wieder, führte Erneſtine in den Garten, wollte tröſten, konnte nicht ſprechen, das Herz wollte mir zerſpringen. Ach ſie war ſo gut, ſo gut, liebte mit ſolcher Engelzärtlichkeit, war ſo glücklich darin, Glück um ſich zu verbreiten! Noch ihr lezter Brief, mit wie zärtlicher Fürſorge denkt ſie an ihre Lieben, will uns ſo gerne ganz geſund, ganz heiter wiſſen! Ach, es war beſchloſſen, daß ſie unſern Dank nicht leſen ſollte! Dies iſt der erſte Brief aus Eutin, den ſie nicht mitlieſt. Das große Haus iſt verödet, der ſchöne Saal, der Kanape, wo ſie ruhte, mit ihrem matten, aber freundlichen Geſichte, die Gartenſtube, wo ſie mit mir eine Stunde in vertraulichem Geſpräche auf und nieder ging, der Garten, ihre Freude, alles, alles iſt öde, und der arme Boie wankt da allein,

bleich und mit verweinten Augen, umher, findet sie nirgends, die Einzige, die ihm sein sorgen- und verdrußvolles Leben erheiterte. Wir haben keinen Trost für dich, du bester Bruder, nur weinen können wir mit dir! Sie selbst, die Heilige, fühlt ihre Seligkeit minder, und weint Thränen des Himmels um dich, den sie nicht mehr glücklich machen kann, und harrt deiner mit Sehnsucht. Sei getrost, Bruder; das Leben eilt zum Grabe, dort jenseit der Finsternis wohnt Freude, die uns hier nur flüchtig besucht. Dort sammeln wir uns alle zu allen Guten, die vor uns hingingen, zu deinem Vater, deiner Schwester, unsern Freunden, und den Weisen der Vorwelt. Dort ist keine Trennung, keine Krankheit! Dort findest du auch deinen Sohn, den Ungebornen, wieder, den sie so gern geboren hätte. Ich sehe sie noch, wie sie vertieft in Mutterfreuden sich zu seiner Ankunft vorbereitete, sich seiner ersten Stimme schon freute, ihn schon in seinem ersten Anzuge zu herzen träumte. Du holdes Weib, nun ruht er mit dir in Einem Sarge, und dein Mann sucht Trost, und findet ihn nicht. Bete zu Gott, wir wollen mit dir beten, daß er dir Stärke gebe, dein Leiden zu ertragen. Komm zu uns, wenn du kannst. Ich glaube, daß es dir gut sei. Du hast viele treue Seelen, die deinen Verlust von ganzem Herzen mitfühlen; aber wir sind zuletzt bei ihr gewesen, keine Zwischenzeit hat das Bild ihrer Güte und eurer Glückseligkeit verdunkelt, sie

lebt, wie sie war, in unserm Herzen. Komm zu uns, wir wollen mit einander um sie weinen, und uns das Herz erleichtern. Sie wird unsichtbar uns umschweben, und uns Trost zulächeln. Wie gerne wären wir zu dir hingeflogen, wenn es möglich wäre! Lebe wohl, mein bester Bruder.

Eutin, im Oktober 1786.

Ich übersetze jezt die Ilias; in einigen Tagen wird der fünfte Gesang fertig sein. Stolberg hat sich sehr edel genommen *). Ob Bürger es auch wird, muß die Zeit lehren. Ich wünschte nicht, daß es eher bekannt würde, eh die Probe im Merkur und Museum erscheint. Binnen Jahresfrist könnte ich fertig sein, wenn nichts dazwischen käme, denn troz dem Ohrensausen arbeite ich mit großer Lust, und sicherer als bei der Odyssee. Denn vieles, was damals nur dunkles Gefühl bei mir war, ist seitdem helle Regel geworden; und ich bin nicht leicht in Gefahr, nach einem falschen Ziele zu steuern und Kräfte zu verschwenden. Die Odyssee selbst hat durch meine Arbeit

---

*) Das Nähere hierüber findet der Leser in der Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe S. 168 u. f.

noch gewonnen, und ich habe beſchloſſen, vieles im Versbau, was ich bisher noch als kleineres Übel dulden zu müſſen glaubte, ſchlechterdings auszumerzen. Die Verſtellung von nothwendigem kleineren Übel war viel. Man kann ſehr gut umhin.

Eutin, im December 1786.

Mit mußt du ein wenig Unart zu Gute halten, lieber Bruder. Ich bin ſo in meinen Homer vertieft, daß ich kaum an etwas anderes denken kann. Ich lege meinen zwölften Geſang zurück, und ſchreibe dir auf, der griechiſchen Ilias, den Kopf noch voll von dem abgebrochenen Gleichnis des Löwen, der u. ſ. w. Doch was geht dich der Löwe an? Ich arbeite mit Macht, um fertig zu ſein, wenn der Frühling es draußen warm gemacht hat. Von Stolberg habe ich lange keinen Brief. Ob er mich nicht ſtören will?

Eutin, im März 1787.

Was dir Erneſtine von der Ilias ſchreibt (nämlich Stolbergs Unzufriedenheit damit, daß Voß ſie überſezte), ſei das tiefſte Geheimniß. St. beſinnt ſich gewiß, wie unwürdig er ſeiner, meiner und Homers handelt. Leben und Tod meiner Ilias war nach dem

ersten Gesange in seinen Händen. Er schwieg, und schrieb endlich einen Brief — den ihm die Freundschaft verzeihe. Ich antwortete, daß er sein Misfallen an meiner Arbeit nur mit Ja oder Nein hätte äußern dürfen, und versprach ihm, das Werk liegen zu lassen. Jezt ging er in sich, schrieb einen Brief voll Freundschaft, und drang auf Vollendung. Diesen Brief möchte ich gerne, als das Erste und Lezte, ansehn. Aber sein eisernes Stillschweigen über den Fortgang meiner Arbeit ist kränkend. Ich mußte meinem Herzen einmal Luft schaffen. Lieber Bote, Absterben der Freundschaft ist ein gräßlicher Gedanke. Nun kommt dazu die dumme Sache mit Lavater *). Ich fürchte gar sehr, daß bei Stolberg eins auf das andre Einfluß habe. Er ist grade der Antipode in Briefen von dem, der er hier mündlich war, und dringt ein mit Machtsprüchen und Schmähungen, daß man zulezt wol nicht weiter zurückweichen kann. Ich sinne hin und her, nichts zu thun, was mich gereuen könnte; so wird es ja wol noch vorübergehn. Aber was räthst du wegen der Ilias? Mir fehlen nur noch vier Gesänge. Sind die auch fertig, so ist meine Freude und Zerstreuung genossen, und ich habe recht Muße, mir eine Brunnenkur nöthig zu machen.

*) Für den gegen Nicolai Stolberg in seinen Briefen und im Deutschen Museum eiferte. Siehe d. Beweisführung am a. O.

O komm frühe zu uns, und trinke ihn hier. Ja nicht, wo es irgend etwas zu bekehren geben könnte. Du sollst meine Ilias lesen, und dann wird sie eingepackt, und zu der abgedruckten Odyssee hingelegt.

Eutin, im April 1787.

Ich habe eben meinen Abschiedsbrief an Stolberg geschrieben, lieber Boie. Sein Betragen war auf allen Seiten unwürdig. Vielleicht erschüttert ihn noch der ernste Abschied; sonst muß ich mich mit meiner Redlichkeit trösten. Seine Äußerungen und Wendungen für Lavater sind ganz eines Lavaterianers würdig. Ein anderes Misverständnis ist, daß er mein Urtheil über seine Sachen verlangt, und wenn ich's nicht übereinstimmend mit dem Urtheil seiner Familie gebe, spottet und schimpft. So konnte es nicht länger bleiben.

Hast du Nicolai gegen Lavater gelesen, und L.'s Bremerbriefe? Ich sehe nicht, wie L. dem Urtheile, ein Verleumder zu sein, entrinnen wird.

Grüß den braven Niebuhr, zu dessen Reisebeschreibung ich mich freue. Man erkennt durchaus den wahrhaften kaltblütigen Untersucher.

Gott befohlen, lieber Boie. Laß uns wahr und gut sein, es steh' um uns oder falle!

Eutin, im Juni 1787.

Meine Absicht war, dir etwas über Thales für's Museum zu schicken. Aber da fehlt mir dies und jenes Buch, woraus ich wenigstens lernen muß, daß nichts darin zu lernen war. Die Ilias habe ich in der Mitte des Mais vollendet, und darauf das erste Buch der Georgica, wovon die erste Probe noch viele Verbesserungen angenommen hat. Der Ton dieses Gedichts ist unserer Poesie noch ganz fremd, so wie viele Töne der Alten. Die Ilias mag nun ihre Zeit abwarten, und sollte sie auch zehn Jahre ruhn; sie hat mich durch die Arbeit selbst schon belohnt. Vielleicht schicke ich eine Abschrift an Wieland, damit er und Reinhold sie ein wenig durchkritisiren, und mir über einige Sachen ihre Meinung sagen. Deine will ich hier vernehmen. Und dann wüßte ich kaum jemand mehr. Klopstock? — Der ist mir gram, weil er, wie Cramer mir schreibt, neulich gehört hat, daß ich vor 2 Jahren gewisse fehlerhafte Hexameter knickbeinig, lendenlahm u. s. w. genannt habe. Cramer hat ihn schon bedeutet, und gesagt, daß ich, bloß um ihn nicht zu beleidigen, meine Untersuchungen über Prosodie und Verskunst ganz abgebrochen habe. Das selbige hab' ich ihm geschrieben, und Klopstock — schweigt. Kränken mag es freilich den alten Mann, daß seine Irrgänge auf der Bahn des Hexameters troz seinen sofistischen Unterschieden in den Ab-

handlungen, die niemand lieſt, künftig, wenn man Homers Hexameter kennt, nicht mehr für Bereicherungen des rhythmiſchen Tanzes gelten werden; und an den Meſſias nun noch einmal die lezte Hand zu legen — welches Anmuten! Aber er ſollte es doch mich nicht entgelten laſſen. So geht's einem allenthalben, wenn man auf's Beſſermachen ausgeht. —

Hörſt du nicht, Lieber, ob Lavater auf Nicolai's ſchwere Anklage antworten wird? Er kann nicht umhin, da er ſich einmal auf's Rechtfertigen eingelaſſen hat; und was will er antworten? Er muß nur, wie Reinhold im Merkur ſehr gut ſagt, mit den bremiſchen Krabbelern den Finger auf den Mund legen.

Hensler hat uns den Brunnen gerathen. Könnteſt du ihn doch mit uns trinken, du Lieber! Der Kreis der Unſrigen wird immer kleiner, und unter den Freunden, wie man leicht genug heißt, findet ſich ſo viele Spreu, die bei dem geringſten Hauch der Selbſtliebe verweht. Stolberg meine ich nicht, der iſt wiedergekehrt; wiewohl ich noch immer fürchte, daß unſre entgegengeſezten Urtheile über Lavaters und ſeiner Gegner Sache kein gutes Blut erzeugen. Käthchen kann es mir noch nicht verzeihn, daß ich nach ihrem Bruder die Ilias habe überſezen wollen, ſo ſehr auch Fritz verſichert, daß er das Verdienſt meiner Überſezung nie hätte erreichen können. Dabei liebt man doch Wahrheit und Einfalt, und bewundert Ho-

mers Natur. Nächstens werden wir uns sehn; da wird denn ja wol alles ausgeglichen werden.

Du mußt unsern lieben Niebuhr inständig bitten, daß er ja seine Bemerkungen über den Bekehrungsgeist der Pfaffen im Orient mittheile. Man muß von allen Seiten Aufmerksamkeit erregen auf die Pest im Finstern, die uns so nahe wütet, und schon so viele der edelsten Geister hingerafft hat. Nach den Proben im Museum freue ich mich sehr auf den dritten Theil. Ich kenne wenig Menschen, die solchen Glauben an ihre Wahrhaftigkeit und von Eitelkeit und listiger Demut gleich weit entfernte Geradheit erregen und befestigen.

Eutin, im September 1787.

Ich lege meinen Virgil aus der Hand, und Ernestine reicht mir eine neue Pfeife, um dir in behaglicher Morgenfreude dieses Blatt vollzuschreiben. Dank für deine Bereitwilligkeit, mir in der Almanachsangst beizustehn. Ich habe nun schon ein paar anlachende Eierchen in dem Neste des künftigen Almanachs, und bekomme Mut, mehr hineinzulegen. Göckings habe ich rund heraus unsre Verbindung aufgekündigt. Künftig weiß ich, auf wen ich mich verlassen darf, und wenn ich den frohen Mut behalte, so werde ich leicht meine 14 Bogen füllen. Für meine Muse ist es so-

gar heilsam, diesen Antrieb mehr zu haben. Sehr vieles entsteht bloß durch den Almanach.

Nicolai, dem ich auf des Herrn von Nicolay Verlangen seine Griselde gedruckt schicken mußte, schrieb ich ein paar Worte des Beifalls über seinen Bonzenkampf, worauf er mir weitläuftig geantwortet, und seine Hand zur Versöhnung gereicht hat.

Hat Heyne unveranlaßt meine Kritiken über seinen Virgil verlangt, so will ich dir, sobald ich Zeit habe, aufzeichnen, was am Rande meines Exemplars steht. Sonst ist es keine angenehme Arbeit. Wenn er meine Odyssee für das hält, was er sagt, warum schweigt er öffentlich davon, und stichelt sogar hie und da auf Übersezungen der Alten, und namentlich Homers?

Ich soll mehr Volkslieder machen? Gerne, wenn ich nur kann. Schicke mir gelegentlich englische und französische Liedersammlungen, um mich lebhafter in die singende Welt zu versezen. Ein Lied beim Ährenkranz? Das in der Idylle: Wir bringen mit Gesang und Tanz: ist wol hie und da zu speciel, kann aber leicht mit Weglassung einzelner Strofen allgemein gebraucht werden. Doch will ich mir den Gegenstand noch einmal vornehmen.

Eutin, im November 1787.

Ich danke dir für dein Briefchen und die beigefügten Abschriften deiner verbesserten Lieder, die ich mit vielem Vergnügen gelesen habe, sowohl ihrer selbst wegen, als weil ich dich lieber arbeiten und spielen, als in dich selbst versinken sehe. Nächstens will ich dir umständlich vorkritisiren. Ach könnten wir's zusammen in der warmen Stube, dicht mit den Stühlen zusammengerückt! Künftigen Frühling müssen wir uns wiedersehn, hier oder dort! Das Leben eilt, und wer weise ist, pflückt die Blumen am Wege, oder auch etwas außer dem Wege. — Schicke mir bald mehr neue Lieder, die du gemacht hast. Es war Schade, daß du dein glückliches Talent, leichte gefällige Liederchen, worin ein gewisser feiner Weltton herscht, aufzustuzen, so verrosten ließest. Ich denke noch einmal ein kleines Bändchen mit lateinischer Schrift auf helles Papier gedruckt von dir zu erleben.

Ich bin jezt mit Leib und Seele in meine gelehrten Anmerkungen zu den Georgicis versunken. Sehr gerne möchte ich das Buch noch zur Ostermesse in die Welt stoßen, um wieder Ruhe für andere Arbeiten oder Faulenzereien zu gewinnen.

Eutin, im December 1787.

Dein lezter Brief, alter guter Böie, hat uns sehr erfreut. Wir freuen uns, daß du ein Mädchen gefunden hast, das dir nach Luisen, der Unvergeßlichen, eine Gefährtin durchs Leben sein kann; und daß sie Luisens Freundin ist, und Luisens Freundinnen eure Verbindung wünschen. Du bist nun alle Abend unser Gespräch, und wir brennen vor Begierde, die Erfüllung deines Wunsches zu erfahren, wie Kinder, wenn sie wissen, daß bald ein Schwesterchen mit dem Adebar kommen soll, das Rosinen und Mandeln mitbringt. Fahre bald aus, und bringe uns die Schwester Sara!

Der Schwester Name klinget fein,
Und schmeichelt recht dem Ohre!

Schreib uns, wie du versprichst, mit der ersten Post die Entscheidung. Wir haben noch eine Bouteille Rheinwein von Luise; die wollen wir dann leeren, und ihrer und Euer mit Liebe und Wehmut gedenken. Gott gebe dir, was gut ist! Amen, sagt Luise.

Ich glaube durch meinen Kommentar eben so viele, als durch die Übersezung, mir zu verbinden, wo nicht mehrere. Die Miene der Gelehrsamkeit vermeide ich wie eine Klippe; aber an dem Wesen, hoffe ich, soll's drum nicht mangeln. Ich glaubte nicht, daß so viel Verdienst bei dieser Arbeit noch übrig sein

würde, und ging ungern daran. Jezt blicke ich fröhlich zurück und vorwärts.

Fahre fort, im leichten moraliſchen Tone der Neueren zu dichten. Ein Bräutigam muß ſingen. Auch hören die Mädchen es gern.

Eutin, im Juli 1788.

Ich wollte dir noch vor der Hochzeit ſchreiben, aber wer dachte das? Du biſt ja ein gewaltiger kecker Freier! Wir haben dich, als wir die Nachricht laſen, mit heller Stimme geprieſen, und dir und deiner Sara vollen Segen hinübergewünſcht: Wir, d. h. Fritz Stolberg und Agnes mit uns, und Vater Klopſtock. Seid glücklich, wie Ihr's verdient, Ihr Herzlichgeliebten! Und Sie, liebe Schweſter Luiſe — Sara, willkommen in unſerm ſtillen Kreis, und Freundſchaft auf ewig.

Kannſt du mir nicht eine engliſche Liederſammlung von mehreren ſangbaren Liedern verſchaffen? Nicht überſezen wollte ich, ſondern nur irgendwo einen Ton aufhaſchen, den ich in der Natur ſo ſelten hören kann: ich armer Schulmeiſter!

Eutin, 4. April 1790.

Das Stück des Museums hat meinen völligen Beifall. Die Kritik über Bürgers hohes Lied scheint von einem jungen Akademisten (ich denke vom jungen Schlegel) zu sein. Immer gut, daß das träge Publikum auch ein wenig unsäuberlich mit der Nase auf etwas gestoßen wird, das wenigstens den Geruch anfrischen kann. Übrigens gehöre ich nicht zu den Bewunderern dieses Liedes, so wenig, daß ich's, mit allen Sonnetten und den neueren erhabenthuenden Oden und Kantaten, zu den schlechtesten Geburten des Bürgerschen Geistes rechne. Ich habe es bei dieser Gelegenheit zum drittenmal durchstudiert, um mein Urtheil zu fassen. Bürger kann nur das Komische und das Gräßliche (dort und hier Abweichungen von der reinen Wahrheit der Natur), und unverstellt (außer einer gewissen Malerei des Lebloſen) nur die Studentennatur treffen. Ich würde mich sehr wundern, wenn der Beifall, den unser noch eben so roh und ungeschlacht empfindendes Publikum seinem Herrn Bacchus, der Lenore, der Kindermörderin, und den übrigen gräßlichen Dingern, die kein Grieche ohne Stirnrunzel anhörte, der Menagerie, dem Saufliede, der Frau Snips u. s. w. entgegenwieherte, sich auch bei diesen ernsthafteren Tönen einstellte. Ich bin weit entfernt, jene Stücke, die in ihrer Art Meisterstücke sind, zu verachten; aber Unwillen erregt's, wenn wir

uns diese Schwänke über die edlen Töne, die den Mann von Geist und Herz in jeder Lage des Lebens erfreun können, die Töne Homers, Virgils, Horazens u. s. w. anpreisen hören; und wenn der selbstgefällige Anpreiser dann vergebens nach der höheren Traube springt, so kann man sich des Lachens nicht enthalten*).

Jena, 24. December 1802.

Heute hat der Schmerz in der Backe nur kraftlos nachgemuckt, und ich sehne mich, meine Heiterkeit mit dir, treuer Bruder, zu theilen. Diesen Winter sind wir auf Eine heizbare Wohnstube eingeschränkt. Auch so sind wir innig vergnügt, und danken Gott, daß er uns mit Gewalt aus so manchen Unannehmlichkeiten wegführte. Ich seze hinzu, daß er uns hieher brachte. Ich stehe den Tag über in der Ecke am Pult, und suche für mein Wörterbuch Schäze aus Kaiserbergers Schriften, die Griesbach zu einer Religionsgeschichte gesammelt hatte, und jezt mit Freuden zu meinem Zwecke genuzt sieht. Heinrich unterdeß sucht in Luthers Schriften, die er größtentheils in Autografen aus Griesbachs Bibliothek erhalten hat. Mein Adelung sieht schon wie ein gespickter Hase aus.

---

*) Hier findet sich eine mehrjährige Lücke in der Briefsammlung.

Goethe hat mir neulich seine jüngsten Arbeiten geschickt, und mein mündliches Urtheil über den Versbau verlangt. Er wünscht nach meiner Anleitung (wie er sich ausdrückt) die Sprache des Theaters etwas höher zu stimmen, auch im Gebrauch edlerer Versmaße. Ja, er scheint nicht abgeneigt, sich auch in der Ode zu versuchen: welches doch immer als Beispiel von Nuzen sein könnte. Goethe übersandte mir auch im Namen des Herzogs das freiwillige Geschenk der Schriftsässigkeit: wofür ich im Frühlinge wol einmal zu Hofe gehn muß. Es war im Werke gewesen, auf den Eutinischen Hofrath noch einen Weimarischen zu sezen; aber Griesbach hatte den gnädigen Einfall auf eine feine Art abgewehrt. Als Zeichen des Wohlwollens ist mir's nicht unwichtig, daß der Hof mich zu bemerken geruht; aber ich werde meine Eingezogenheit hier so heilig bewahren, wie in Eutin. Schiller scheint mir ein sehr edler Mensch, mit dem man ohne Umstände spricht, was vorkömmt. Ich werde gern bei guter Jahrszeit einmal einige Tage in Weimar zubringen; obgleich das Wohnen bei Goethe und seiner Nicht-Gattin mich etwas zurückschreckt. Schiller hat sich auf's Herbergen nicht eingerichtet. Über Wieland *) ward ich von Goethe und Böttiger gefragt, und erklärte, ich würde ihm

*) Siehe die Briefe an Wieland vom 26. Febr. und 5. März 1797.

nicht ausweichen, aber ihn lieber vermiſſen: das ward gebilligt. Herder war verreiſt, und mein Beſuch erreichte ſeinen Zweck wohlfeil. Bei Böttiger, meinem befliſſenen Verehrer, fand ich den Profeſſor Jacobs aus Gotha, der mir, obgleich ein Heynianer, ganz wohl gefiel. Heynens neueſte Ränke beim Virgil und Homer haben hier Unwillen erregt, und die A. L. Z. wird ſich wahrſcheinlich mit Ernſt gegen ihn erklären. Der Brief ſoll geſchloſſen werden, heißt es. Das thue ich ungern. Lebt wohl, Ihr Geliebteſten, und denkt ſo oft nach Jena, als wir nach Meldorf.

Jena, 16. September 1803.

Da meine rechte Hand Erneſtine nicht ſchreiben kann, ſo mußt du ein Wort von der linken vorlieb nehmen. Der leidige Nachſommer mit ſeinen Erkältungen wird auch dich, lieber Bruder, gekniffen haben, zumal bei den Unruhen der Gewafneten um dich her. Ach, ihr Herzensfreunde, wie oft haben wir uns dieſe Zeit zu euch hingewünſcht! Nun ſprechen wir jeden Tag von dem kommenden Frühlinge, der uns den ſchönen Sommer in Holſtein bringen ſoll. Wie wollen wir mit dir und Sara und den Kindlein und unſeren Piehls uns ergezen, und das Durchlebte mit einander beſchwazen! Schicke dich nur zu einem vernünftigen Winter ohne Podagra, Gicht und Zahnweh: die der Herrgott den

kriegslustigen Großen zusenden wollte. Ich habe mich über die Anmaßungen der Engländer und der Franzosen geärgert, und wünsche und hoffe, daß der Leviathan des Meers und der Behemoth der Veste im Kampf mit einander sich schwächen, und uns anderen in Ruhe lassen werden.

Über die Körtesche Ausgabe von Kleist wollte ich mein Urtheil in Schlözens Journal sagen; aber mir fehlte die Ausgabe, die kurz vor Kleists Tode herauskam. Die Arbeit des jungen Körte ist schändlich. Dafür hat ihn auch der Freimüthige gelobt.

Lebt wohl, ihr ewig Treuen, und denkt jeden Tag an uns.

Voß.

An Rudolf Boie *).

Otternborf, im Juli 1780.

Ich bin äußerſt begierig auf Homers Hymne an Ceres, die Ruhnken Homeren abgeſprochen hat. Mich deucht, den Verfaſſer zweifelhaft zu machen, wäre alles, wohin man ſich mit neueren Gründen verſteigen könnte. Was das alſo wol für eine Strickleiter ſein mag, worauf R. zu jener mir unabſehbaren Höhe der Zuverſichtlichkeit hinaufgeklettert iſt?

*) „Rudolf Boie war ein Mann von weitumfaſſender Gelehrſamkeit, die mir oft aushalf, bewandert in Dichtern und Proſaikern des Alterthums und der neueren Zeit, in Geſchichte, Weltweisheit, und allen Fächern der Theologie, ein vorzüglicher Schullehrer und Kanzelredner, in engerem Kreiſe ein unterhaltender Geſellſchafter, ein goldtreuer Freund.“ Wie ward Friz Stolberg ein Unfreier. S. 38.

Eutin, im Juni 1783.

Mein Anliegen wegen des Stolbergiſchen Hauſes habe ich dem Miniſter Holmer in einer Elegie vorgetragen, und ich hoffe ſtark, es zu bekommen, und wenn mich die Hofnung nicht täuſcht, ſo wohne ich künftig in Arkadien. Außerdem habe ich noch einige Lieder gemacht. Oft fühle ich's, daß es mir zu ſehr an Muße und Ruhe fehlt. Wenn eine heitre Stunde mich hebt, mit einmal tönt das Geräuſch um mich her, oder ich muß in die Schule.

Vergiß nicht ernſtlich darum zu bitten, daß du nicht zu weit von Eutin befördert werdeſt. Ich denke hier zu bleiben. Freundesumgang iſt des Lebens Würze. Und das ſchale Leben, meine ich, bedarf deren wol.

Eutin, im Juli 1783.

Heute iſt Sonntag, und die ganze Woche vor mir habe ich Hundstagsferien. Freue dich mit mir, lieber Junge. Ich gehe bald im Garten, und bald in meiner großen Stube, die des Nachmittags kühl iſt, und dichte an einer langen Idylle, die ſchon über 300 Verſe hat. Es kommt auch ein Stück aus der Dogmatik darin vor.

Mit dem Drucke von Hölty's Gedichten iſt der

Anfang gemacht. Sein Feuer im Walde hat ſich endlich gefunden; Bruder Meldorfer hatte es ſelbſt, und wußte nichts davon. Ohne mich wäre es, wie gewiß 8 andre, und zwar der beſten, völlig verloren geweſen. Denn die meiſten in den lezten Muſenalmanachen wühlte ich aus dem Schutte hervor, den er, wie er mir ſchrieb, ſchon geſichtet hatte.

Mendelsſohn hat mich durch Göckingk grüßen, und mir ſeinen großen Beifall wegen der Odyſſee melden laſſen. Ein ſolcher Beifall behagt dem alten Adam doch.

Haſt du Claudius IV. Theil ſchon geſehn? Es ſind herliche Stücke darin; aber auch leider etwas Myſtik und Frömmelei, nach meiner Empfindung. Einfalt geberdet ſich nicht.

Eutin, im März 1785.

Stolberg hat mir ſein neues Trauerſpiel Theſeus geſchickt, das mit Timoleon gleichen Werth hat. Er verlangt mein Urtheil, und kann doch wol denken, daß es nicht anders lauten wird, als das über Timoleon, welches ihm wehe that. Ich kann es nicht gut finden, und wenn ich in die Latomien wandern ſollte.

Meldorf, im Juni 1786.

Erneſtine ſagt, ich ſoll ſchreiben, und ihr Soll iſt ein hartes Wort. Sonſt ginge ich lieber ein wenig im Garten oder zwiſchen den Bücherſchreinen herum. Denn ich bin heute ſehr vergnügt, ſo wie weiland Freund Hölty, wenn er für ſich ſelbſt lächelte. Schade, daß ich nicht noch acht Tage bleiben kann. Aber ich will mit Dank hinnehmen, was ich genoſſen habe, was ich noch lange nachſchmecken werde. Künftigen Sommer kommt der Bruder Landvogt mit Weib und Kind zu uns, und dann biſt du auch unter uns. Und ſo verſammeln wir uns alle Jahr bei einem, auch endlich bei dir. Du mußt uns bald etwas näheres von deinen Ausſichten melden.

Eutin, im Mai 1787.

Mit meiner Iliasfeder noch einen freundlichen guten Morgen, alter Junge. Du haſt keinen Begrif davon, wie einem iſt, wenn man dem Ende einer ſolchen Arbeit naht. Nun will ich auch ernſtlich an die Odyſſee, ut exigam monumentum aere perennius.

Ich ſah, daß die Georgica ohne Anmerkungen für Deutſchland unverſtändlich ſein würden, und ging,

ungerne, daran. Die Arbeit ſelbſt machte ſich angenehm, und nun zittre ich vor jeder Abhaltung.

Eutin, im Januar 1788.

Meinſt du in Holſtein, lieber Bruder, einer Schulbeförderung näher zu ſein; ſo eile zu uns. Du hilfſt mir ein wenig, und ſiehſt, wie es auch in einer kleinen Schule hergeht; und ich gebe dir zur Schadloshaltung 50 Thaler, und übrigens, was ich habe. Ich bin nicht von den klagenden Arbeitsſcheuen; aber Gott weiß, wie ich oft in der Schule, und wenn ich nach überſtandener Arbeit zur Ruhe und Menſchlichkeit zurückkehre, wie ich oft mit Rührung an dich denke. Doch warnt dich dein eigener Dämon nicht; ſo gehe deinen Gang, und lerne aus Erfahrung.

Nun nahe ich mich dem Ende des dritten Geſangs der Georgica, der mir viele Mühe gemacht hat. Faſt kein einziger Abſaz iſt ohne neues Licht geblieben, wenigſtens neuangeſtecktes, nach Heynens qualmender Lichtpuze.

Eutin, im April 1788.

Hier eine Anfrage, ob du Luſt haſt, dich hier an der Stelle des Cantors zur zweiten Schulſtelle zu mel-

den. Der Cantor muß eigentlich ſingen und die Orgel ſpielen. Aber es iſt ſchon vorher davon geredet worden, daß ſolche Geſchäfte ſich ſchwerlich mit guten Schulkenntniſſen zuſammenfinden, und daß man ſie trennen müßte. Kämſt du, ſo würde ich durch deine Hülfe der Schule eine beſſere Einrichtung geben. Alſo ſchreib gleich, im Fall der Cantor Prediger wird, ob ich dich vorſchlagen ſoll.

Eutin, im Oktober 1788.

Dein Geſuch, lieber Bruder, iſt an den Fürſten abgegangen, und das Conſiſtorium hat dich als den einzigen empfohlen. Der Biſchof wird dich, ohne Zweifel hoffe ich's, auswählen, und du kannſt jezt kommen, wann du willſt. Der Puter wird ſchon gemäſtet, der dem Herrn Conrector zu Ehren an den Bratſpieß ſoll.

Erneſtine Voß an Rudolf Voie.

Eutin, 13. November 1788.

Lieber Bruder!

Einliegendes Billet mag dir denn kund thun, daß der Biſchof unſre und deine Wünſche endlich erfüllt

hat. Hätteſt du doch ſogleich unſre Freude theilen können, die unbeſchreiblich groß war. Wie ruhig und friedlich wollen wir nun zuſammen leben, und Freude und Leid theilen. Ich wüßte nichts, was uns jezt ſo ſehr erfreuen könnte, als dich um uns zu haben, und auch für unſre Kinder. Und wie wird ſich unſre gute Mutter über die Freude ihrer Kinder freun! Ach, lieber Bruder, ich möchte jeden von der Straße hereinrufen, um meine Freude zu verkünden, und darf es nicht einmal meinen Kindern ſagen, weil das kleine Geſchmeiß plaudern könnte. Aber nun ſollſt du dich auch nicht halten laſſen, du ſollſt eilen, zu uns zu kommen, damit wir dich bald haben, und du dich erſt einniſten kannſt unter den Eutinern, ehe du deinen Schulſtab in die Hand nimſt. Neujahr wirſt du eintreten. Voß freut ſich ſehr, einen Gehülfen an dir zu bekommen, der ſich mit freut, wenn er eine Anmerkung zum Virgil gemacht hat.

Eutin, im Auguſt 1794.

Ich habe an Schulz *) geſchrieben, der dich, ſobald er kann, beſuchen wird, du lieber Bruder **). So

*) Damals Kapellmeiſter in Kopenhagen.

**) Boie war nach Kopenhagen abgegangen, um ſich dort operiren zu laſſen. (Siehe S. 69.)

Goethe hat mir neulich seine jüngsten Arbeiten geschickt, und mein mündliches Urtheil über den Versbau verlangt. Er wünscht nach meiner Anleitung (wie er sich ausdrückt) die Sprache des Theaters etwas höher zu stimmen, auch im Gebrauch edlerer Versmaße. Ja, er scheint nicht abgeneigt, sich auch in der Ode zu versuchen: welches doch immer als Beispiel von Nuzen sein könnte. Goethe übersandte mir auch im Namen des Herzogs das freiwillige Geschenk der Schriftsässigkeit: wofür ich im Frühlinge wol einmal zu Hofe gehn muß. Es war im Werke gewesen, auf den Eutinischen Hofrath noch einen Weimarischen zu sezen; aber Griesbach hatte den gnädigen Einfall auf eine feine Art abgewehrt. Als Zeichen des Wohlwollens ist mir's nicht unwichtig, daß der Hof mich zu bemerken geruht; aber ich werde meine Eingezogenheit hier so heilig bewahren, wie in Eutin. Schiller scheint mir ein sehr edler Mensch, mit dem man ohne Umstände spricht, was vorkömmt. Ich werde gern bei guter Jahrszeit einmal einige Tage in Weimar zubringen; obgleich das Wohnen bei Goethe und seiner Nicht-Gattin mich etwas zurückschreckt. Schiller hat sich auf's Herbergen nicht eingerichtet. Über Wieland *) ward ich von Goethe und Böttiger gefragt, und erklärte, ich würde ihm

*) Siehe die Briefe an Wieland vom 26. Febr. und 5. März 1797.

nicht ausweichen, aber ihn lieber vermissen: das ward gebilligt. Herder war verreist, und mein Besuch erreichte seinen Zweck wohlfeil. Bei Böttiger, meinem geflissenen Verehrer, fand ich den Professor Jacobs aus Gotha, der mir, obgleich ein Heynianer, ganz wohl gefiel. Heynens neueste Ränke beim Virgil und Homer haben hier Unwillen erregt, und die A. L. Z. wird sich wahrscheinlich mit Ernst gegen ihn erklären. Der Brief soll geschlossen werden, heißt es. Das thue ich ungern. Lebe wohl, Ihr Geliebtestes, und denkt so oft nach Jena, als wir nach Meldorf.

Jena, 16. September 1803.

Da meine rechte Hand Erneſtine nicht ſchreiben kann, ſo mußt du ein Wort von der linken vorlieb nehmen. Der leidige Nachſommer mit ſeinen Erkältungen wird auch dich, lieber Bruder, gekniffen haben, zumal bei den Unruhen der Gewafneten um dich her. Ach, ihr Herzensfreunde, wie oft haben wir uns dieſe Zeit zu euch hingewünſcht! Nun ſprechen wir jeden Tag von dem kommenden Frühlinge, der uns den ſchönen Sommer in Holſtein bringen ſoll. Wie wollen wir mit dir und Sara und den Kindlein und unſeren Piehls uns ergezen, und das Durchlebte mit einander beſchwazen! Schicke dich nur zu einem vernünftigen Winter ohne Podagra, Gicht und Zahnweh: die der Herrgott den

kriegsfüstigen Großen zusenden wollte. Ich habe mich über die Anmaßungen der Engländer und der Franzosen geärgert, und wünsche und hoffe, daß der Leviathan des Meers und der Behemoth der Veste im Kampf mit einander sich schwächen, und uns anderen in Ruhe lassen werden.

Über die Körtesche Ausgabe von Kleist wollte ich mein Urtheil in Schützens Journal sagen; aber mir fehlte die Ausgabe, die kurz vor Kleists Tode herauskam. Die Arbeit des jungen Körte ist schändlich. Dafür hat ihn auch der Freimüthige gelobt.

Lebt wohl, ihr ewig Treuen, und denkt jeden Tag an uns.

Voß.

An Rudolf Boie *).

Otternborf, im Juli 1780.

Ich bin äußerſt begierig auf Homers Hymne an Ceres, die Ruhnken Homeren abgeſprochen hat. Mich deucht, den Verfaſſer zweifelhaft zu machen, wäre alles, wohin man ſich mit neueren Gründen verſteigen könnte. Was das alſo wol für eine Strickleiter ſein mag, worauf R. zu jener mir unabſehbaren Höhe der Zuverſichtlichkeit hinaufgeklettert iſt?

*) „Rudolf Boie war ein Mann von weitumfaſſender Gelehrſamkeit, die mir oft aushalf, bewandert in Dichtern und Proſaikern des Alterthums und der neueren Zeit, in Geſchichte, Weltweisheit, und allen Fächern der Theologie, ein vorzüglicher Schullehrer und Kanzelredner, in engerem Kreiſe ein unterhaltender Geſellſchafter, ein goldtreuer Freund.“ Wie ward Friz Stolberg ein Unfreier. S. 88.

Eutin, im Juni 1783.

Mein Anliegen wegen des Stolbergiſchen Hauſes habe ich dem Miniſter Holmer in einer Elegie vorgetragen, und ich hoffe ſtark, es zu bekommen, und wenn mich die Hofnung nicht täuſcht, ſo wohne ich künftig in Arkadien. Außerdem habe ich noch einige Lieder gemacht. Oft fühle ich's, daß es mir zu ſehr an Muße und Ruhe fehlt. Wenn eine heitre Stunde mich hebt, mit einmal tönt das Geräuſch um mich her, oder ich muß in die Schule.

Vergiß nicht ernſtlich darum zu bitten, daß du nicht zu weit von Eutin befördert werdeſt. Ich denke hier zu bleiben. Freundesumgang iſt des Lebens Würze. Und das ſchale Leben, meine ich, bedarf deren wol.

Eutin, im Juli 1783.

Heute iſt Sonntag, und die ganze Woche vor mir habe ich Hundstagsferien. Freue dich mit mir, lieber Junge. Ich gehe bald im Garten, und bald in meiner großen Stube, die des Nachmittags kühl iſt, und dichte an einer langen Idylle, die ſchon über 300 Verſe hat. Es kommt auch ein Stück aus der Dogmatik darin vor.

Mit dem Drucke von Hölty's Gedichten iſt der

Anfang gemacht. Sein Feuer im Walde hat ſich endlich gefunden; Bruder Meldorfer hatte es ſelbſt, und wußte nichts davon. Ohne mich wäre es, wie gewiß 8 andre, und zwar der beſten, völlig verloren geweſen. Denn die meiſten in den lezten Muſenalmanachen wühlte ich aus dem Schutte hervor, den er, wie er mir ſchrieb, ſchon geſichtet hatte.

Mendelsſohn hat mich durch Göckingk grüßen, und mir ſeinen großen Beifall wegen der Odyſſee melden laſſen. Ein ſolcher Beifall behagt dem alten Adam doch.

Haſt du Claudius IV. Theil ſchon geſehn? Es ſind herliche Stücke darin; aber auch leider etwas Myſtik und Frömmelei, nach meiner Empfindung. Einfalt geberdet ſich nicht.

Eutin, im März 1785.

Stolberg hat mir ſein neues Trauerſpiel Theſeus geſchickt, das mit Timoleon gleichen Werth hat. Er verlangt mein Urtheil, und kann doch wol denken, daß es nicht anders lauten wird, als das über Timoleon, welches ihm wehe that. Ich kann es nicht gut finden, und wenn ich in die Katomen wandern ſollte.

Meldorf, im Juni 1786.

Erneſtine ſagt, ich ſoll ſchreiben, und ihr Soll iſt ein hartes Wort. Sonſt ginge ich lieber ein wenig im Garten oder zwiſchen den Bücherſchreinen herum. Denn ich bin heute ſehr vergnügt, ſo wie weiland Freund Hölty, wenn er für ſich ſelbſt lächelte. Schade, daß ich nicht noch acht Tage bleiben kann. Aber ich will mit Dank hinnehmen, was ich genoſſen habe, was ich noch lange nachſchmecken werde. Künftigen Sommer kommt der Bruder Landvogt mit Weib und Kind zu uns, und dann biſt du auch unter uns. Und ſo verſammeln wir uns alle Jahr bei einem, auch endlich bei dir. Du mußt uns bald etwas näheres von deinen Ausſichten melden.

Eutin, im Mai 1787.

Mit meiner Iliasfeder noch einen freundlichen guten Morgen, alter Junge. Du haſt keinen Begrif davon, wie einem iſt, wenn man dem Ende einer ſolchen Arbeit naht. Nun will ich auch ernſtlich an die Odyſſee, ut exigam monumentum aere perennius.

Ich ſah, daß die Georgica ohne Anmerkungen für Deutſchland unverſtändlich ſein würden, und ging,

ungerne, daran. Die Arbeit ſelbſt machte ſich angenehm, und nun zittre ich vor jeder Abhaltung.

Eutin, im Januar 1788.

Meinſt du in Holſtein, lieber Bruder, einer Schulbeförderung näher zu ſein; ſo eile zu uns. Du hilfſt mir ein wenig, und ſiehſt, wie es auch in einer kleinen Schule hergeht; und ich gebe dir zur Schadloshaltung 50 Thaler, und übrigens, was ich habe. Ich bin nicht von den klagenden Arbeitsſcheuen; aber Gott weiß, wie ich oft in der Schule, und wenn ich nach überſtandener Arbeit zur Ruhe und Menſchlichkeit zurückkehre, wie ich oft mit Rührung an dich denke. Doch warnt dich dein eigener Dämon nicht; ſo gehe deinen Gang, und lerne aus Erfahrung.

Nun nahe ich mich dem Ende des dritten Geſangs der Georgica, der mir viele Mühe gemacht hat. Faſt kein einziger Abſaz iſt ohne neues Licht geblieben, wenigſtens neuangeſtecktes, nach Heynens qualmender Lichtpuze.

Eutin, im April 1788.

Hier eine Anfrage, ob du Luſt haſt, dich hier an der Stelle des Cantors zur zweiten Schulſtelle zu mel-

den. Der Cantor muß eigentlich ſingen und die Orgel ſpielen. Aber es iſt ſchon vorher davon geredet worden, daß ſolche Geſchäfte ſich ſchwerlich mit guten Schulkenntniſſen zuſammenfinden, und daß man ſie trennen müßte. Kämſt du, ſo würde ich durch deine Hülfe der Schule eine beſſere Einrichtung geben. Alſo ſchreib gleich, im Fall der Cantor Prediger wird, ob ich dich vorſchlagen ſoll.

Eutin, im Oktober 1788.

Dein Geſuch, lieber Bruder, iſt an den Fürſten abgegangen, und das Conſiſtorium hat dich als den einzigen empfohlen. Der Biſchof wird dich, ohne Zweifel hoffe ich's, auswählen, und du kannſt jezt kommen, wann du willſt. Der Puter wird ſchon gemäſtet, der dem Herrn Conrector zu Ehren an den Bratſpieß ſoll.

Erneſtine Voß an Rudolf Voie.

Eutin, 13. November 1788.

Lieber Bruder!

Einliegendes Billet mag dir denn kund thun, daß der Biſchof unſre und deine Wünſche endlich erfüllt

hat. Hättest du doch sogleich unsre Freude theilen können, die unbeschreiblich groß war. Wie ruhig und friedlich wollen wir nun zusammen leben, und Freude und Leid theilen. Ich wüßte nichts, was uns jezt so sehr erfreuen könnte, als dich um uns zu haben, und auch für unsre Kinder. Und wie wird sich unsre gute Mutter über die Freude ihrer Kinder freun! Ach, lieber Bruder, ich möchte jeden von der Straße hereinrufen, um meine Freude zu verkünden, und darf es nicht einmal meinen Kindern sagen, weil das kleine Geschmeiß plaudern könnte. Aber nun sollst du dich auch nicht halten lassen, du sollst eilen, zu uns zu kommen, damit wir dich bald haben, und du dich erst einnisten kannst unter den Eutinern, ehe du deinen Schulstab in die Hand nimst. Neujahr wirst du eintreten. Voß freut sich sehr, einen Gehülfen an dir zu bekommen, der sich mit freut, wenn er eine Anmerkung zum Virgil gemacht hat.

Eutin, im August 1794.

Ich habe an Schulz *) geschrieben, der dich, sobald er kann, besuchen wird, du lieber Bruder **). So

*) Damals Kapellmeister in Kopenhagen.

**) Boie war nach Kopenhagen abgegangen, um sich dort operiren zu lassen. (Siehe S. 69.)

weit wäre alles nach Wunsch gegangen, und es wird weiter gehn. Ich freue mich, daß du in Kopenhagen unter erfahrenen Männern bist. Wir wollen thun, was wir können, und getrosten Mut haben. Mir zeigt sich, alles erwogen, überwiegende Wahrscheinlichkeit eines guten Erfolgs. Daß wir manches wol hätten anders bedenken können, soll uns nicht unruhig machen; hinterher sind wir immer verständiger. Das ist ja das Loos der armen Menschen. Du sollst nur an uns schreiben; Schulz wird es zugleich thun. Und dabei sollst du deinen Mut, wie du thust, erhalten. Die Trennung ist das Schwerste; wir wären so gerne bei dir, aber Gott weiß ein Besseres. Auch dort hast du Freunde, du Guter; und welch ein Wiedersehn steht uns bevor! Ich hoffe es fest, ein fröhliches Wiedersehn in unserm stillen Eutin. Amen!

Eutin, im August 1794.

Erneſtine bringt mir den Brief, und eilt in die Küche, denn Stolbergs werden heute bei uns essen. Es wird kein so häuslicher Abend, als wenn wir unter uns mit dir und Wolff bei einer Schüssel Krebse und viel Genügsamkeit um den Tisch uns drängen. Dann wägen wir keine Worte, und stellen nicht strenge Aufpasser an das Gehege der Zähne. Gottlob, du siehst völliger Geneſung entgegen. Wie in-

nig vergnügt wollen wir dieſen Winter mit einander ſein! Gott gebe, daß wir das erſehnte Friedensfeſt Europa's feiren. Aber bei allen Wendungen, ſo plözlich und erſtaunlich ſie ſind, ſcheint der Friede noch immer entfernt zu bleiben, bis ihn die eiſerne Nothwendigkeit herführen wird. Robespierre iſt dahin. Wer nun, und was? Der Wille des Volks, keinen Herſcher zu dulden, iſt auch hier unverkennbar, wenn einer nur ſehen will. Aber was ſagſt du zu Coburgs raſender Drohung? Wer nicht will oder kann, wie Er meint, der iſt Jakobiner; dem droht er Verwüſtung. Und dabei ſpricht der Raſende von deutſcher Freiheit. Hätten wir die, ſo würde er dieſes eigenmächtigen Verfahrens wegen, das wol ein hunniſches heißen darf, vor dem Reichsgericht ſtehn müſſen. Das wird er nun wol nicht; kaum werden die fühlloſen unfreien Deutſchen das Geſezwidrige empfinden: aber Tapferkeit wird doch auf ſolche Art auch nicht erregt. Daß doch nirgends in Europa der Blick des Menſchlichen verweilen mag! Streben zum Beſſeren beginnt hier und dort, aber ein fürchterliches Entgegenſtreben. — Ich habe mich zu meinen Virgiliſchen Eklogen niedergeſezt; Eigenes kann ich mit ſolchen Empfindungen nicht machen.

(F. A.) Wolfs Hofnung, nach Kiel zu kommen, iſt nun wol vereitelt, da Baden an ſeine Stelle trit. Auf meine Frage, ob der Vorgeſchlagene ein Heynianer ſei, antwortete H.. nein. Er

hat aber den Heyniſchen Virgil excerpirt. Wo das nicht Anerei iſt, ſo iſt es Stupidität d'un Ane.

Eutin, im September 1794.

Schüttle dich, Voß, und ſchreib! Der gute Conrector hat Freude daran; er wird eher geſund; er kommt dann wieder, und ſpricht von Europa, von dem werdenden Neu-Europa; und mitunter von Virgil und Hesperien, und von dem Teufelchen Heyne, der das Paradies umſchleicht! — Nichts, Lieber, es geht heute nicht. Du wirſt auch ohne mein Schreiben wol thun, was wir dir zutraun: die Ohren ſteif halten, und geſund werden, troz allem Hin- und Herdoctern! Ich drücke dir brüderlich die Hand.

Den 11. September. Mein Wille, alle Posttage zu ſchreiben, geht ſo wenig in Erfüllung, als alle Dekrete des Convents. Du kennſt ja unſere Art, und wie leicht wir etwas für Abhaltung nehmen. Am lezten Posttag war's wirklich Abhaltung; denn Nicolai aus Berlin verſicherte, er ſei bloß meinetwegen in Eutin, und, weil ich ihn ſo freundſchaftlich aufnehme, ſo wolle er den Tag bleiben, und die Nacht fahren. Da er keine Abſichten mit mir haben kann, ſo muß man ſo etwas doch für gut gemeint gelten laſſen.

Den 20. September. Ich komme aus

Grünau, lieber Kranker. Du liegst indessen einsam und leidest. Wärst du nur näher, daß wir bei dir sizen, und dir ein freundliches Wort zusprechen könnten! Ich hoffe bei allem, was wir anders wünschen, daß doch noch ein guter Ausgang sein werde. Wir sind in der Hand des guten Vaters, der uns das Bessere auswählt. Ach, Gesundheit und Wiedersehn sei es! Wie oft sehnen wir dich in unsre Mitte; auch des Abends, wenn ich das neugearbeitete vorlese. Die erste Idylle, die vollendet ist, hat 85 Verse gewonnen. Jezt bin ich bei des Bräutigams Besuch, der auch Zusäze erhalten wird. Dann kommt die Hochzeit; und wenn mein Wunsch zum Entschlusse wird, mache ich vor dem Bräutigamsbesuche noch eine andre Idylle. Gute Nacht, Lieber, die Kartoffeln stehn auf dem Tische, und der treue Wolff ist gekommen. Bei Esmarch werde ich dich auch vermissen.

Holtenau, 1. Oktober 1794.

Da size ich auf dem selbigen Sofa, wo ich voriges Jahr an deiner Seite so still heiter war. Ich sah ankommend das Wasser an, worauf du von uns geschieden bist; und — mit gehobener Seele dacht' ich's — bald wieder kommen wirst.

Meine Idyllenbegeisterung dauert hier fort. Des Bräutigams Besuch hat bis zur Überreichung des tür-

lischen Rohrs schon 72 Verse gewonnen. Nun wollen wir rathschlagen, was Chodowiecki zum Titelkupfer stechen soll. Fällt dir was ein, so kannst du deine Stimme noch geben.

Eutin, 16. Oktober 1794.

Ich bin mitten in Luisens Brautfeste, du lieber Bruder, und laufe nur herunter, dir ein flüchtiges Wort der Liebe zu schreiben. Ich freue mich, daß du getrost annimst, was Gott dir auflegt. Auch so wird noch Freude für uns sein. Komm in unsere Arme zurück, sobald es die Wunde und die Witterung zuläßt. An deinem Lehnstuhle, den Erneſtine dir hat machen lassen, sollst du dich ergezen. Wie sehne ich mich, einmal wieder einen Nachmittag und Abend in deiner Zelle mit dir zu verleben!

Ende Oktobers 1794. Willkommen, Alter, auf dem festen Lande. Eile zu uns, wir wollen dich pflegen und herzen.

Dein Voß.

An Esmarch.

Wandsbeck, im März 1776.

Ich lerne täglich, wie wenige für die Freundschaft ein Herz haben; selbst unter Leuten, die mir gut sind, wie wenige befriedigen die ganze Inbrunst, mit welcher meine Seele ihnen nachstrebt! und wie oft umarme ich statt der Syrinx ein säuselndes Schilf! Wer noch Laune genug hätte, Pfeifen aus dem Schilfe zu schneiden! Doch ist nichts so kränkend, als von Freunden in solchem Grade misverstanden zu werden, daß die Ungleichheit der Seelen, und die bisherige Täuschung einer Sympathie erhellt!

Dein Voß.

Flensburg, 13. April 1776.

Du bist auf die Nachricht gefaßt, die ich dir jezt bringe: Unser Vater ist heimgegangen. Vorgestern grade auf dem Mittag erbarmte sich Gott seiner Leiden. Die beiden lezten Tage waren sehr hart, weil er seine völlige Besinnung hatte. Er sprach auch noch vieles, wovon wir aber nur wenig verstunden. Denn seine Zunge war ganz geschwollen. Den Tag vor seinem Ende sagte er etwas zu Ernestinen, und wie sie's nicht verstand, fing er bitterlich an zu weinen: „Ach Gott, bin ich denn so weit gekommen, daß mich meine beste Tochter nicht mehr versteht!" So wenig unerwartet, so erwünscht uns sein Tod war, so wurden wir doch dadurch ganz betäubt. Künftigen Donnerstag wird der Verstorbene begraben. Sein Leichentext, den er sich selbst gewählt hat, steht Joh. 5, 24. Seine Lieblingsgesänge aus dem Klopstock (die wir ihm noch oft vor seinem Bette vorsingen mußten) und einer, den er selbst in seiner Krankheit gedichtet hat, sollen bei der Beerdigung gesungen werden. Folgende Grabschrift von mir wird auf dem Sarge zu stehen kommen:

Ein stilles Graun schweb' über diesem Staube!
Der Frevler flieh', und thue Buß', und glaube
An den, der starb und auferstand!
Der Christ, von höherm Geist entbrannt,

Ruf' aus: O du, durch Tod und Leben unſer Lehrer!
Verklärter! wär' ich bald dort deiner Weisheit Hörer!

Wandsbeck, im November 1776.

Freund, die Liebe iſt eine verzehrende Flamme, wenn wir ſie ſelbſt aus Vorwiz anfachen! Warte die Stunde ab, wo das Feuer Gottes vom Himmel fällt, und deine Seele ſanft in der Lohe emporwallt. Du weißt, wie Miller ſich allenthalben verbrannt hat. Ich möchte das Mädchen nicht ſein, dem ein ſolches verſengtes Herz am Ende zu Theil wird; denn ich glaube doch, es kommen Tage, wo die Erinnerung jener Liebeleien martert.

Mit meinem Almanach biſt du nicht ganz zufrieden. Das iſt natürlich, denn vieles hab' ich aus Noth drucken müſſen. Wie kann eine jährliche Sammlung, die nicht die einzige in ihrer Art iſt, lauter vollkommne Stücke enthalten? Aber ſchreib' mir doch über einzelne Gedichte dein Urtheil, und was das dortige Publikum davon ſagt. Ich höre gern die Stimme einzelner Leſer, um aus allen mir einen Leitfaden für künftige Sammlungen zu ſpinnen. An Hölty hab' ich auch von dieſer Seite entſezlich viel verloren, und Miller iſt für meinen Almanach ſo gut als todt, ſeit er ſich ins Romanenſchreiberfeld geworfen hat.

Er ersäuft das Gute, das ihm sein Genius beschert, in einem Strome von wäßrichten Geschwätzen, die ihm die leidige Nutzenstifterei eingiebt.

Otterndorf, im Oktober 1779.

Laß dich nicht von Unmut besiegen, Lieber. Es ist mehr Ehre, Eiche zu sein, die dem Winde mit den zarten Zweigen nachgiebt, aber steht, als ein empfindsames Rohr: und Glück noch mehr. Das stürmische Klima der Unterwelt erfodert's, man muß hart sein!

Miller schreibt mir neulich mit vieler Behaglichkeit über seinen neuen Wasserroman, wovon er bewies, daß die Schuld an mir läge, wenn er mir nicht gefiele. Ich werde nun ganz schweigen, und ihn das Lob der Unmündigen einnehmen lassen. Hahn ist im Mai gestorben, bis an sein Ende ein Menschenhasser. O Empfindlichkeit, Mutter der Tugenden! aber, ohne Vernunft, Erzieherin von tugendlügenden Furien, gieb mir meinen Freund wieder.

Otterndorf, im December 1780.

Das Hannöversche Rectorat habe ich ausgeschlagen. Ich hätte mich in der Einnahme wenig gebessert, und wäre dort auf mancherlei Weise geniert, während ich hier, wenn ich meine Schulstunden abwarte, so frei bin als in Wandsbeck. Meine Schüler lieben mich, und thun gerne, was ich will. Hier ändere ich die Lektionen so oft ichs gut finde. Dort ist eine Schulordnung, die die Herrn Scholarchen erst neulich verändert, mithin unübertretlich gemacht haben. Hier nehme ich mich von allen Schulfüchsereien aus: Ich gehe nur Sonntags in der Kirche schwarz, und mit dem Mantel nur, wenn's kalt ist, folge keiner Leiche u. s. w. Dort müßte ich selbst in der Schule schwarz und im Mantel erscheinen, und mich also (wie in den alten barbarischen Zeiten) als ein Mittelding zwischen Prediger und Küster betrachten lassen. Die Otterndorfer haben mich sehr lieb, und wirklich in Betracht dessen, daß die Kirche kein Geld hat, sondern alles durch Auflagen betrieben werden muß, vieles an mir verwandt. Denn mein Haus kostet 4000 Mark. Und jezt da ich bleibe, lassen sie mir's noch bequemer einrichten. Ich bin nicht gezwungen, die lästigen Künstemachereien mit meinen Schülern alle halbe Jahre vorzunehmen. Ich könnte sie ganz unterlassen, wenn ich wollte. Bei alle dem wünschte ich freilich nicht, noch lange hier zu sein: Wasser

und Bücher und Umgang fehlt hier, und Gelegenheit, etwas für meine Familie zurückzulegen. Denn bis jezt, weil ich Schulden bei der hiesigen Einrichtung gemacht hatte, habe ich mein Almanachsgeld noch zugesezt. Und die liebe Familie wird immer zahlreicher.

Eutin, im Juni 1783.

Miller hat mir auf 3 Briefe nicht geantwortet: weil der erste ein abgedrungenes aufrichtiges Urtheil über seine Romane enthielt. Es ist traurig, wenn Freunde der Jugend sich über solche Thorheiten entzwein. Laß uns an einander hangen, lieber Esmarch. Freundschaft ist die edelste Gabe, die Gott den armen Sterblichen beschied.

Eutin, im Oktober 1784.

Ich habe einige Wochen geschwärmt, mein lieber Esmarch, und vor dem Schwärmen gealmanacht, und dazwischen auch geschwärmt. Überhaupt ist dieser Sommer der saurigste meines Rectorlebens, so daß ich mich herzlich nach einem ruhigen Herbst und Winter sehne.

Daß wir uns über deine Freiewi ergetzt haben, glaubst du ohne Versicherung; von mir wenigstens. Denn ich mag es gar zu gerne, daß Leute heiraten, zumal Freunde, die man besuchen, und beim Wünschen einer gesegneten Mahlzeit oder geruhigen Nacht sammt ihrer weiblichen Hälfte umarmen kann. Nim also unsern herzlichen Glückwunsch an, du lieber Esmarch, und besuche uns bald mit deiner Braut oder Frau.

Eutin, im Mai 1796.

Wir danken euch für eure Bereitwilligkeit unsern Heinrich aufzunehmen, während wir nach Halberstadt reisen. Ansprüche hat er nicht, so viel ich weiß, und ihr müßt ihn auch ganz und gar nicht als einen Fremden verzärteln, sondern als euer eigenes Kind halten: dann wird ihm wohl sein, wenn er gar nicht aus seinem gewohnten Kreise herausgeht. Brauche ihn im Garten, lieber Esmarch, nicht bloß so zum Schein, sondern ernsthaft. Jeden Morgen muß er ein paar Stunden lesen. Den Homer nimt er mit; ein Wörterbuch findet er wol da. Einen Lateiner giebst du ihm in die Hand. Du hast den Seneca studirt und übersezt. Wenn du Zeit hast und magst; so geh' einige Scenen mit ihm durch. Welche herliche Nachmittage noch in der Erinnerung,

als du mit dem Vater in Göttingen den Pindar laſeſt! Engliſch oder italieniſch, oder wenn du etwas franzöſiſches bei der Hand haſt, kann er des Nachmittags eine Stunde leſen; oder mit deinen Kindern Geografie, oder was ſonſt vorfällt. Wenn er nur ſich beſchäftigt; das Wie iſt mir gleichgültig. In Kiel laſſen wir ihn nicht gerne die Nacht bleiben; er möchte durch Bekannte in Studentengeſellſchaft gerathen. Wir freuen uns ſchon jezt der ſchönen Herbſttage, die wir mit euch leben wollen. Dann ſollſt du viel von uns Weltdurchwanderern hören; und wir wollen deinen Garten und deine neuen Gewächſe muſtern, und über Zeitung und Gelehrſamkeit nebenher ſchwazen, wie der Pfarrer in Grünau. Die Eklogen habe ich jezt vom Halſe; die Georgica werden einen Theil des Winters wegnehmen. Meine Überſezung des Theokrit iſt fertig: nur die Anmerkungen fehlen. Ich wollte, daß ſie ſich ſelbſt ſchrieben, und ich ſtatt dieſer Kalmäuſerarbeit Lieder in Erneſtinens Mappe anhäufen könnte. Erneſtine bleibt bei Gleim; und ich flattre nach Halle und Jena auf einige Tage. Wir wollen uns recht auslüften, und unerſchöpfliche Geſundheit und Heiterkeit mitbringen, ſo viel, daß wir euch Leutchen was abgeben können. Ich umarme euch, ihr redlichen Freunde.

Jena, im Februar 1804.

Du redlicher Bruder, ich grüße dich und die Deinigen mit der herzlichſten Liebe. Schreiben nur kann ich nicht. Ich arbeite an einem Aufſaz über alte Geografie für unſere L. Zeitung; und es wird mir ſchwer, wieder hineinzukommen. O könnten wir uns einmal ausſprechen!

Dein alter Bruder

Voß.

III.

Briefe

an

die Söhne.

Briefe
an
die Söhne.

An Heinrich und Wilhelm Voß.

Eutin, 28. April 1799.

Nun biſt du's in deinem Halle ſchon etwas gewohnt, lieber Heinrich. Du haſt vieles gefunden, was andere nicht finden, gewogene Freunde und Rathgeber, und, was mir Göttingen ſogar leidlich gemacht hätte, häuslichen Umgang. Wir ſehnen uns, etwas genaueres von deinem jezigen Leben zu erfahren. Unſern Brief haſt du wahrſcheinlich vorgefunden, da ihr *),

*) Heinrich Voß und der Eutiner Jacob Eſchen.

durch die Raſttage in Halberſtadt, etwas verſpätet worden. Das war ein guter Gedanke. Ein ſolcher Greis iſt mehr, als viele Collegia. So ſchlimm hatte ich mir die Reiſe doch nicht vorgeſtellt. Gottlob, daß ſie deiner Geſundheit nicht geſchadet hat. Sind die Schinken in erträglichem Zuſtande angekommen, und haben L. und F. auch patriotiſch hineingehauen? Jezt flicke ich an dem Commentar der erſten Geſänge des Landbaus, und finde noch ziemliche Nachleſe; beſonders war der Ausgang des erſten und der Anfang des zweiten Geſangs mit Schwäche der Krankheit gearbeitet. Ich werde bei der Correktur die Augen aufſperren müſſen. Bald geht's mit Macht an das böſe Regiſter und an die Zeichnungen der Pflüge. Die erſten Morgenſtunden gehören noch ganz dem Homer. Ich habe es Hammerich ſchon angezeigt, daß die Rede von einer ſtark verbeſſerten Ausgabe iſt, wozu ich Zeit brauche. Von den Sprachregeln, die ich für Homers Verdeutſchung annahm, wird nichts nachgelaſſen; aber wohl von der Anwendung derſelben hier und da. Mama hat die Oberaufſicht, wie immer. Wenn's morgen heitere Luft iſt, ſo fahren wir nach Malent. In der Schule fehlt ihr beiden mir noch immer, beſonders wenn ich wie zu Verſtändigen reden will. Ich freue mich aber an dem guten Wilhelm, der rechtſchaffen ſtrebt, dich einzuholen. Das iſt eine große Freude, das Glück ſeiner

Kinder vorauszusehn! Gott segne dich, du guter Heinrich!

Dein liebender Vater

Voß.

Eutin, 5. Mai 1799.

Dein Brief, lieber Heinrich, machte mich so lebhaft, daß ich die Zeitungen vergaß, bis der Zeitungsleser Abraham mich daran erinnerte, und daß ich ein paar Stunden später einschlief. Mir war, als ob ich selbst die Akademie wieder bezogen hätte. Ich bezog sie mit ganz anderen Sorgen. Doch fand ich ein schönes Bett und feste Stühle, und ein zwar mit hundert Wahrzeichen geschmücktes, aber doch brauchbares Büreau. Der Zutritt zu dem edlen Nöffelt wird dir wohlthun. Ich freue mich selbst seine Bekanntschaft zu machen. Nun bist du deines Collegiengehens schon gewohnt. Du hast noch mit keinem Studenten gesprochen. Ich glaube, daß ich in Göttingen mit Niemand, außer den wenigen Bekannten, die meine Freunde besuchten, ein Wort gewechselt habe. Das ist ein Vortheil auf großen Akademien. Mein Register will mir nicht schmecken, da die Odyssee dabei liegt. Ich freue mich deiner Vorarbeit. Klopstock hat endlich in gutmütiger Laune geantwortet; doch will er gar gern hadern. Ich soll ihm erklären,

warum ich Vers für Vers (wie er's nennt) überfeze. Auch wünscht er meinen neuen Homer vor dem Drucke zu sehn, um mir Anmerkungen zu machen. Ich werde mit guter Art mich loswinden. Hat Wolf die Odyssee nach seiner neuen Recension schon herausgegeben? Dann müßte ich sie vergleichen. Lebe wohl, und schreib oft, was du machst.

Eutin, 19. Mai 1799.

Entschuldige mich bei Wolf, daß ich heute nicht antworte. Ich muß alle Zeit zu Rathe halten, um mit geschäftlosem Herzen euch besuchen zu können; und, wenn das auch nicht wäre, du kennst mich, wie schwer mir Unterbrechung einer Lieblingsarbeit ist. Ich glätte jezt die Odyssee mit großer Freude. Dein Wunsch nach theologischen Büchern hat mir Freude gemacht. Aber die Vogelschen waren schon verkauft; und welche hätte ich, bei dem veränderlichen Gehalte solcher Schriften für dich wählen sollen? Du mußt dir Bücher anschaffen, wie du sie jedesmal brauchst; für die Zukunft wird Rath. Klopstock hat endlich, nach seiner Art freundlich, geantwortet; aber mich zu einer ziemlich umständlichen Erklärung über meine Grundsäze poetischer Übersezungen genöthigt, worauf ich ein Ende dieses trostlosen Briefwechsels erwarte. Jacobi und Stolberg sind beide mit meinem lezten

Briefe ſehr zufrieden. Vielleicht werde ich das Weſentlichſte daraus in die Berliner Monatsſchrift geben, um der neuverbeſſerten Überſezung Aufmerkſamkeit zu verſchaffen, und einige Zweifel niederzuſchlagen. In das große Publikum hinein ſpricht man über ſo etwas mit weniger Anſtand, als in einem Briefe. Es thut mir ſehr leid, daß dir die Dogmatik bei Nöſſelt entgehn ſoll. Aber du kannſt ſeine Dogmen aus anderen Vorträgen auffammeln; und mitzulernen, was man im Examen dir abfodern wird, iſt auch nothwendig. Als Geſchichte menſchlicher Verirrungen hat ſelbſt das Craſſeſte ſeinen Reiz; es ſind φοβεραὶ χάριτες. Alles bedenkt ſich noch, ob es ausgrünen will. Selbſt die Fröſche mögen nicht röcheln. Ihr habt den Frühling doch etwas voraus, und ſeid im Schuze des ruſſiſchen Mishauches. Lebe wohl, mein guter Heinrich, und bleib unſer und deiner eingedenk, wie du biſt.

Eutin, 26. Mai 1799.

Es iſt heute ſo naßkalt, lieber Heinrich, und ſo dicke Luft, daß ich nicht einmal Feuer ohne Rauch in der Stube haben kann. Dabei vergeht mir ſelbſt die Luſt an der Odyſſee. Alſo rechne es mir an, daß ich die paar Worte mitſchreibe. Bringe Herrn Profeſſor Wolf meinen Dank für ſeine Gefälligkeit gegen

dich. Ich werde meinen ſtark verbeſſerten Homer mitbringen, und guten Rath anhören. Dann wollen wir auch, woran ich vor 2 Jahren nicht zu denken wagte, über einen Kommentar zum Homer mit einander plaudern. Ich habe bei der Ausbeſſerung der Odyſſee meinen Otterndorfer Kommentar zur Seite, und die Vaterliebe für manches iſt rege geworden. Freilich die Ilias erfodert etwas, wovon noch nichts vorgearbeitet iſt. Freilich das ganze, ſeitdem ſo erſchwerte kritiſche Fach. Freilich das unvermeidliche Anſtoßen an die neue Hypotheſe, der ich lieber ausweiche. Und dann die Menge anderer Arbeiten. Aber Geſundheit und Mut hülfe am Ende ſchon durch. Welche Freude für mich, mit einem Manne wie Wolf gemeinſchaftlich zu arbeiten, wenn nicht die leidige Hypotheſe dazwiſchen läge! Bredow will jezt den gefälligen Helwag einſtudiren, und zuſehen, ob ſich ein Bild, wie Xenofon die durchwanderten Länder angiebt, entwerfen laſſe. Haſt du im Merkur geſehn, daß auch Schüz, der Oberkritikus den Horaz nach ſeiner Art handhabt? Wolfs Wohlgefallen an Hermann und Dorothea begreife ich, und begreife es nicht. Sei vorſichtig, nicht deines Vaters Luiſe und ſein Urtheil gegenüber zu ſtellen. Herder hat in der Erfurter Zeitung den Properz von Knebel als ein Werk für die Ewigkeit ausposaunt, und auf mich mit Spott herabgeſehn: der ſelbige, der mich durch Lob ins Angeſicht ſchamroth machte! Von Klopſtock habe ich wieder einen

freundlichen Brief, aber es kommt nichts heraus. Leb wohl, mein Junge.

Schwedt, im August 1799.

Schulz hat hier unter dem Einpacken vertraulich mit uns geplaudert; und da er weggeht, um zu sehn, ob es morgen Wetter zum Reisen oder zum Bleiben sein werde, giebt mir Mama den Brief, damit du wenigstens meine Hand sehest. Wir haben viele Freude mit einander gehabt, lieber Heinrich, und, was noch erfreuender ist, auch an einander. Du hast deine Eltern gesünder und heiterer gesehn, und wir unsern ältesten Sohn in schönem Gedeihn an Leib und Seele. Fahre fort, lieber Sohn, wie du thust, die Freude unsers annahenden Alters zu sein. Ich nähre die süße Hofnung, daß uns noch schöne Jahre bevorstehn. Die ersten Gefühle nach der Trennung sind vorbei, und du gehst wieder deinen ebenen Gang. Wir haben noch die Tage bei Brückner vor uns; dann gerade zurück nach unserm Eutin, welches wir doch mit keinem Orte vertauschen möchten. Ich drücke dich an mich, lieber Heinrich.

Dein treuer Vater

Voß.

Eutin, 15. September 1799.

Guten Morgen, lieber Heinrich. Ich ſtehe hier, nach genoſſenem Kaffee, in meiner Sommerſtube am Pult, den Homer feilend, und freue mich der Sonne, die eben jezt über die Wolken zu ſiegen verſpricht. Da bringt mir die freundliche Mutter den Brief, damit du, wie ſie ſagt, wenigſtens meine Hand ſeheſt. Sie weiß, daß man mich ſo zum Schreiben bringt; zumal nach meiner Reiſe, da ich ſogar den geliebteren Arbeiten mit jeder Entſchuldigung ausweiche. Wenn nur die aufgeſammelte Erkältung ſich erſt wieder verſauſt hat, ſollt ihr noch Freude an mir haben. Heute komme ich an den 15. Geſang der Ilias. Ich ſehne mich ſelbſt nach dem Ende, um zu ſehen, wohin mich dann ein Stoßwind des heiligen Geiſtes treiben wird. Jacobi reiſt heute nach Hamburg, und hat es auf ſich genommen, mit Klopſtock zu ſprechen. Er hat, um ſich in die Sache hinein zu ſezen, den Briefwechſel mit ſich genommen. Ich will mit dem grämlichen Alten auf's Reine. Ich freue mich, daß dir deine Geſchäfte wieder lieb ſind; auch deiner Luſt an neuen Büchern. Du wirſt doch mit dem Beutel im Vertraun Rechnung halten? Lebe wohl, mein guter Heinrich; ich freue mich, ſo oft ich an dich denke, über dich ſelbſt, und über die günſtige Lage,

worin du bist, geliebt und ermuntert von so vielen Rechtschaffenen.

Eutin, 8. November 1799.

Deine Briefe, mein lieber Heinrich, sind ein Zuwachs unserer Glückseligkeit; wir sehn dich gedeihn im Guten, und freuen uns im voraus, an dir einen wackern Gefährten durch die Abendröthe unseres Lebens zu erhalten. Was du von Wolfs und deiner übrigen Gönner fortdauernder Güte gegen dich sagst, ist mir sehr angenehm; besonders aber, daß dir deine Studien so zu Herzen gehn. Ich hoffe, du wirst auch einmal von Herzen reden, und das Deinige mitwirken zur Veredlung der Jeztaufwachsenden. Du weißt wol schon, daß ich an den Theokrit gegangen bin. Nächstens sende ich dir eine weitläuftige Untersuchung über die Hekate, damit du sie Wolfen mittheilst, und um seine Erinnerungen bittest. Die mystische Hexe hat mich lange herumgenarrt, bis ich ihr auf die Spur kommen konnte, woher und wohin. Wenn viel dergleichen bevorsteht, so werde ich mit dem Theokrit diesen Winter nicht fertig. Dein Umgang mit Herrn Professor Vater freut mich. Schade, daß ich den Mann, den ich, wie wenige, achte, und als gewordenen und werdenden mir ausmerke, nicht schon

in Halle gesehn habe. Erinnere Kurd Sprengel an die theokritischen Pflanzen; sonst muß ich selbst daran pfuschen. Lebe wohl, mein ehrlicher Junge, und sei mir, um es auf lange sein zu können, nicht allzu fleißig. Grüß deine Freunde, alle und besonders.

Eutin, 1. Februar 1800.

Versteh uns ja nicht so, als tadelten wir dich wegen der angeschaften Bücher; wir freuen uns deiner Freude. Wir wollten nur warnen, deinetwegen, du Guter, nicht unsertwegen. Je mehr (des Entbehrlichen) sich einer zu versagen weiß, desto reicher ist er. Überfluß wäre meiner Ausbildung schädlicher gewesen, als der Mangel: den ich dir freilich nicht wünschen möchte, und den auch der liebe Gott für dein Gedeihen nicht nöthig fand. Ich habe, durch meine Feder, mehr als ich brauche: aber ohne sie hätte ich zu wenig. Also muß ich zurücklegen. Ich umarme dich, mein lieber Sohn, und freue mich deiner. Erhalte deine Gesundheit, deine Unschuld und Bescheidenheit. Ich schreibe im Lehnstuhl gestreckt, daher so undeutlich; auch wegen der Pfeife.

Eutin, 17. Auguſt 1800.

Ich umarme dich, mein lieber Heinrich, daß du wieder geſund biſt. Schone dich, wie du thuſt, und laß uns nicht in Unruhe. Denke darüber nach, und frage verſtändige Männer, ob die Luft in Halle dir ſchädlich ſei. In dem Falle müßteſt du nach Jena oder Göttingen. Denn in Kiel wäre es nichts, obgleich das Stolbergiſche Bekenntnis die Halbkatholiken, die jezt im Däniſchen vorwalten, ein wenig ſtuzig machen wird.

Eutin, 12. April 1801.

Mit meinem innigſten Segenswunſche begrüßt dich dieſer Brief an deinem künftigen Wohnorte, du theurer Wilhelm. Ich vermiſſe dich ſehr; du warſt ſo gut und verſtändig, und dachteſt mit Ernſt an den Zweck, wozu wir hier ſind. Aber wir werden uns an beiden Seiten gewöhnen, der täglichen Mittheilungen zu entbehren, und den Gedanken: Unſer Wilhelm wird zur Freude ſeiner Eltern und Angehörigen gedeihn! ungetrübt zu genießen. Wir wollen ihn feſt halten, dieſen tröſtenden Gedanken; er umfaßt dein Glück, du lieber Sohn, und das unſrige. Für uns ſuchen wir

hier keinen Zuwachs an Glückſeligkeit, als unſre Kinder auf gutem Wege zu ſehn. Gott führe dich!

Seit du weg biſt, können wir nichts reden noch denken, als was nun unſer Wilhelm wol mache. Das Wetterglas, der Haushahn, die Sperlinge in meinem Pflaumbaume, die ziehenden Wolken, alles wird befragt, ob das Wetter dir günſtig werde; und alles antwortet Ja. Geſtern Abend freute ich mich der abnehmenden Hagelſchauer, und heute in der Morgendämmerung der heiteren Windſtille, in der ich dich über die Elbe hinſchweben ſah. Heute Nachmittag ſtieg ich mit dir in die Poſtkutſche nach Celle, und ſtopfte mir ein Pfeifchen aus deinem Seehundsfelle; du ſchienſt mir ganz behaglich mit deinem Reiſegefährten da zu ſizen. Du gehſt nicht in die Fremde, wie ich vor 28 Jahren; du findeſt wohlwollende Bekannte, und einen liebreichen Bruder. Ihr könnt ein ſchönes Leben mit einander führen. Und wenn es irgend möglich zu machen iſt, ſo komme ich mit der Mutter dieſen Sommer zu euch. Es würde uns beiden ſo heilſam ſein, als euch angenehm; und der alte Gleim hat nicht viele Jahre mehr übrig.

Heute habe ich die Ilias wieder vorgenommen, um ihr die lezte Abglättung zu geben. Ich will die erſten Geſänge, wenn ich ſie vorgeleſen habe, gleich abſenden. Das Beſte, was ich zu leiſten vermag, wird dann wol geſchehen ſein.

Heinrich bekommt diesmal nichts. Doch er lebt gewiß einzig in dir, dem wieder vereinigten, und genießt, was du empfängst, als das seinige mit. Ich schließe euch beide an mein Herz, ihr guten Kinder, Ihr Hofnung unsers herannahenden Alters.

Eutin, 6. Juni 1801.

Ich lege dies Blatt auf meine Odyssee, um meinen Telemachos zu trösten, daß es in der Welt nicht immer zugeht, wie wir's erwarteten. Laß es gut sein, lieber Wilhelm. Wir haben das unsrige gethan, und Halle, wie es schien, nach Gründen gewählt. Das halbe Jahr wird nicht verloren sein, und die Erinnerung, wenigstens so lange mit Heinrich auf Einer Akademie gelebt zu haben, wird dir noch im Alter wohlthun. Mache deine Einrichtungen für Jena so, wie du nach reifer Überlegung und Rathfragung aufrichtiger Freunde es gut findest; ich billige alles. Du wirst dort deinen Heinrich vermissen, aber nicht ohne Freunde sein; und zweckmäßige Thätigkeit wird dich bald aufheitern. Ja, wenn du recht artig bist, wer weiß, ob wir nicht einmal dich in Jena besuchen: nicht unangemeldet, versteht sich, damit du uns die häßlichen Gerippe vorher aus dem Wege räumst. In

der nächſten Woche gehts nach Neumühlen *), wo wahrſcheinlich Brinkmann noch verkehrt. Mag er; ich höre ihn lieber, als manchen, der über ihn ſpottet: er iſt jung und Belletriſt, das entſchuldigt; und ohne Falſch, das vergütet. Vorher ſende ich homeriſches Manuſcript für die zweite Preſſe, und aus Neumühlen, wo zum Durchleſen ſich Zeit finden wird, das übrige der Ilias. Ich werde alſo in Neumühlen recht ſorglos fortſchlendern, wenn ich nur immer höre, daß ihr, meine Kinder, euch wohl befindet. Mit Klopſtock ſoll es ſchon gehn: höflich und unbefangen; aber kein Wort von Poeſie und Sprache; und, wenn er eindringt, ſanfte Abweiſung.

Grüße Wolf herzlich, und ſage ihm, daß wir uns zu ſeinem Beſuch in vollem Ernſt freuen, weil wir in vollem Ernſt daran glauben. Es wird ihm wohl thun, und mir auch. Gegen die Zeit habe ich meinen Homer vollendet. Sein neues Buch erwarte ich aus ſeiner Hand. Goſſelin in Paris hat mir durch Vanderbourg Fragen über meine homeriſche Welttafel gethan, die ich nach der Reiſe beantworten werde. Hätte ich Zeit, ſo arbeitete ich gern meine hekatäiſche Welttafel ſo aus, daß ich ſie ihm mittheilen könnte.

*) Einem Landhauſe der Sievekingſchen Familie in der Nähe von Hamburg.

Eutin, 18. Oktober 1801.

Mein herzliches Willkommen in Jena! Ihr kommt unter ſchönen Vorbedeutungen an; ihr werdet mit Sehnſucht und frohen Erinnerungen Jena wie Halle verlaſſen. Das erwarte ich von euch. Die Jünglingsjahre unter Freunden und Wohlwollenden ſind herliche Zeiten, wenn ſie man genießt, wie ich weiß, daß ihr beide thut. Grüßt die wackeren Freunde, und die edlen Männer, die ſich euer ſo väterlich annehmen. Ach wie gerne ſähen wir euch einmal dort! Ob es angehen wird? Freut euch wenigſtens, daß wir jezt wohl ſind, und fünf gerade ſein laſſen. Ich drücke euch beide an mein Herz; fahrt fort, die Freude unſeres Lebens zu ſein.

Eutin, 27. Januar 1802.

Jubeln über die vollendete Arbeit *) muß ich ſelbſt mit der Feder, die mir getreu diente. Aber nun bin ich ſo hölzern, ſo kalt, ſo — Eutiniſch. Ich glaube, es iſt unreifer Schnupfen. Ich habe allerlei im Kopfe, woraus Oden entſtehn könnten, wenn ſie

*) Die Zeitmeſſung der deutſchen Sprache.

machos am ersten zu Worten kommt. In Heidelberg wird für uns schwerlich etwas zu thun sein. Was mag wol der liebe Gott damit meinen, daß er uns einen Traum nach dem andern vorspielen läßt? Wir haben unsere Lust an ihrem Spiel, und sehen ohne Unlust sie wieder abziehen. Doch verlangt mich nach Weinbrenners Antwort. Wenn unser Bleiben in dieser Saalbaderei entschieden ist, so wollen wir uns hier noch ein wenig behaglicher einrichten, mit dem Gedanken, daß eins ins andere gerechnet, für uns kein besserer Ort zu finden sei. Ich drücke dich ans Herz, du braver Hans. Grüße unsre Freunde.

Dein treuer Vater

Voß.

Jena, 4. Februar 1805.

Auch von mir einen herzlichen Dank an deinen so geschickten als gefühlvollen Arzt für seinen tröstenden und völlig beruhigenden Brief. Gott gebe bald die Erfüllung dessen, was er so bestimmt vorhersagt; daß mein lieber Hans mit seinem leidlichen Übel wieder der alte fröhliche Hans sei, und die Seinigen fröhlich mache. Grüße den braven Weinbrenner, Hebel, und wen du sonst von unsern Freunden siehst; auch den Herrn Seligmann, dessen nach Würzburg bestimmte Rheinweinrömer sich schwerlich bis Jena zu-

recht finden werden. Lebe wohl, alter Junge: wohl an Leib und Seele.

Den orthodoxen Ketzerjäger Hermes, der unter Wöllner in Berlin sein Unwesen trieb, hat der Curator Reventlau nach Kiel berufen, als Vorsteher des Schullehrerseminariums.

Heidelberg, 11. Februar 1810.

Ich drücke die die Hand, alter lieber Hans, und spreche meinen herzlichen Segen über dich aus. Deine Mutter hat von dem lebhaften Gedanken an dich auch Schmerz an der Seite, doch nur auf der Haut bekommen. Ich habe dir diese Art Theilnahme nicht bewiesen, und ich glaube auch, du verlangst sie nicht. Unsere Gedanken sind beständig um dich; die Reise zu dir unser häufiges Gespräch. Melde uns alle Wendungen deines Befindens, kurz und bestimmt, wie du pflegst, und wenigstens jede Woche. Melde bald, daß du in Besserung seist. An deiner Pflege muß nichts gespart werden! Lebe wohl, du Herzenssohn.

Heidelberg, 24. Oktober 1822.

Heinrichs Geist war vollzeitig; des Leibes Hülle war hemmend. Gott, der Allweise, der Alliebende, hat

den edlen Geist aus der Verdumpfung ins Freie versezt, in gedeihlicheren Boden und sonnige Luft. Ihn in jene geliebte Hülle zu uns zurückzuwünschen, wäre Unverstand, Unglaube an Gott. Wir müssen schon hier uns aufrichten zu einem wehmütigen getrosten Ausruf: Gelobt sei der Herr, der die Welten lenkt, und die Seelen aus Verdämmerung zum Lichte führt, durch die Lehren seines göttlichen Gesandten. Dorthin folgen wir dem Geschiedenen, und beten an.

Dein Vater

Voß.

An Abraham Voß.

Heidelberg, 3. Februar 1811.

Da unterbricht mich Erneſtine mitten im ſchönſten Fluß eines Diſtichons, das ich, wie Moſes, aus dem Felſen herausſchlagen mußte! Gleich viel. Mein lieber Abraham leſe von meiner eigenen Hand, wie ſehr ich eines ſo guten Sohns und ſeines Gedeihns in dem glücklichen Rudolſtadt*) mich freue. Könnten wir doch deinen Geburtstag mit einander feiern! Das heißt: Lägen doch Heidelberg und Rudolſtadt näher beiſammen! Denn um nichts möchte ich die eine von unſern Schulſtellen wünſchen. Jezt ſollen unſere Gedanken an deinem Geburtstage ſich begegnen im Gläſergeklirr. Du wirſt fortſtreben im Guten, und glücklich ſein! Amen! Auch denken wir noch einige Zeit euer Weſen, ihr lieben Kinder, mit anzuſehn, und Kinder zu werden mit euch. Die Reiſe nach Rudolſtadt iſt feſt beſchloſſen; ich muß der treflichen Fürſtin, der Heilbringerin aus beſſerer Zeit, meine Verehrung noch ſelbſt bezeugen; ich muß ſo manchen Biederen, in

*) Der Sohn war im Herbſt 1810 am Gymnaſium zu Rudolſtadt angeſtellt worden.

deſſen Umgang du glücklich biſt, kennen lernen; ich muß dich in deiner Thätigkeit ſehn. Auch habe ich dem Ritter auf der Bettenburg *) mein Wort gegeben, das ich mit altdeutſcher Treue löſen muß. Reiſepfennige wird Properz ſchaffen, der eben ſo willig, als Tibull, ſich deutſchen läßt. Am 23. December fing ich an, und heute beginne ich die lezte Elegie des 2. Buchs. Unſer Freund Knebel wird es nicht übel nehmen, zumal da er nicht mehr als 36 Elegieen überſezt hat. Den lateiniſchen Text werde ich auch, obgleich ohne weitläuftige Kritik, mit meinen Lesarten herausgeben. Seit ich die Mägde mit der Weckuhr über ihrem Bette erfreut habe, bekomme ich auf den Schlag 5 Feuer in den Ofen. Die goldene Schlaguhr, womit die ſchelmiſche Mama mich erfreut hat, ſagt mir in der Dunkelheit, wenn die Unruhe zur Arbeit mich weckt, ob ich mich wieder aufs Ohr legen, oder wach bleiben muß. Ein Druck; und wie eine kleine Elfin ſagt ſie freundlich Beſcheid. Ich kann's nicht laſſen, auch bei Tage mit ihr ein wenig zu tändeln, wenn auch Mama dazu lacht. Nun, Freude zum Geburtstage, und Grüße für deine Freunde!

Voß.

*) Herrn von Truchſeß.

Segenswünsche für die Enkel.

1.

Sei gesegnet, du holder Johann Heinrich der vierte deines Geschlechts, werde gut, wie der erste, und nach Vermögen fortstrebend, wie die zwei nächsten. Sauge dich rund an deiner rechtschaffenen Mutter, und blicke getrost mit den blauen Äuglein umher. Das verhängnisvolle Jahr mit seinen Wehen sinkt in den Schooß der Ewigkeit; vor dir blüht die neugeborne Segenszeit, wovon du viele Jahre beglückt und beglückend durchleben mögest!

2.

Willkommen auf dieser schönen Erde, du kleine vom Himmel kommende Erneſtine. Ich sehe dich vor mir in deiner Lieblichkeit, du verſprichſt aus deinem unschuldigen Gesichtchen eine Erneſtine, wie ſie, die deinen Vater getragen hat. Ja werde wie ſie Segen und Freude der Deinigen, und aller Freundinnen und Rechtſchaffenen; wie ſie, Vorbild einer künftigen Enkelin! Im Sommer, wenn's möglich iſt, ſchließen wir dich in unſere Arme, o du Süße, die ſo klar vor mir ſchwebt. Thu' mir dem Schweſterchen nichts zu Leide, braver Heinrich; gewöhne dich an ihr Stimmchen, das bald wie ein Lautenton klingen wird; wiege ſie hübſch, und wenn ſie ſchläft, rufe

ziehend. Ich wünschte sehr, daß Thiersch käme und Schweighäuser. Könntest du bei uns sein, so wäre es noch behaglicher. Fahre denn fort, unsern Aristofanes zu pflegen, und in dem Garten den fleißigen Jungfraun vorzustehn. Die Rankengewächse werden den Regen nicht übel nehmen. Aber — woher Brot und Wein für die armen Landleute? Grüße Paulus, Fries, und was sich nach uns erkundiget.

Voß.

An Wilhelm Voß,

bei

ſeines Ferdinands Scheiden.

Heidelberg, 19. December 1818.

Euer Verluſt iſt hart, liebe Kinder. Der erſte Sohn, ſo kerngut von Geiſt und Herzen, und, wie es ſchien, ſo kerngeſund, — plözlich hinweggeraft aus der Blüte der ſchönſten Hofnungen! Aber, traut dem Allwaltenden, nicht zum Verblühn, nein zu ſchönerer Entwickelung in dem höheren Daſein, wohin ſo viele der edelſten Keime frühzeitig verpflanzt werden; wohin, eben ſo wunderbar, der Allweiſe auch Erwachſene aus der Fruchtzeit verſezt, die nicht hier, ſondern in einer höheren Schöpfung, zur Reife gedei-

hen ſoll. Laßt uns den Blick ſenken und erheben, zu dem liebenden Ordner des Lebens, des beginnenden hier, und des geiſtigeren, wohin uns der Tod durch ein grauliches Dunkel führt! Er trockne eure Thränen, und kräftige euer Herz!

Voß.

An Hans Voß.

Jena, 14. Januar 1805.

Dein Brief hat mir Sorge gemacht, lieber Hans; aber ich entschlage mich ihrer, wenn ich an deinen geschickten und sorgfältigen Arzt und an deine verständige Folgsamkeit denke. Auch Stark, der einen ähnlichen Patienten seit Jahren hat, erhöht unsern Mut. Nur möchten wir gern von deinem Arzte selbst ein beruhigendes Wort hören. Es ist gar zu hart, bei solchen Fällen eine so weite Kluft der Entfernung zu denken *). Schicke uns oft einen Brief über diese Kluft, guter Hans. Du hast uns sehr lieb, das wissen wir; aber die Liebe der Eltern zu guten Kindern ist noch stärker. Das weißt du aus der Odyssee, mein Junge, wo bei der rührenden Erkennung Tele-

*) Der Sohn erlernte damals unter Weinbrenner in Carlsruh die Baukunst.

machos am ersten zu Worten kommt. In Heidelberg wird für uns schwerlich etwas zu thun sein. Was mag wol der liebe Gott damit meinen, daß er uns einen Traum nach dem andern vorspielen läßt? Wir haben unsere Lust an ihrem Spiel, und sehen ohne Unlust sie wieder abziehen. Doch verlangt mich nach Weinbrenners Antwort. Wenn unser Bleiben in dieser Saalbaderei entschieden ist, so wollen wir uns hier noch ein wenig behaglicher einrichten, mit dem Gedanken, daß eins ins andere gerechnet, für uns kein besserer Ort zu finden sei. Ich drücke dich ans Herz, du braver Hans. Grüße unsre Freunde.

Dein treuer Vater

Voß.

Jena, 4. Februar 1805.

Auch von mir einen herzlichen Dank an deinen so geschickten als gefühlvollen Arzt für seinen tröstenden und völlig beruhigenden Brief. Gott gebe bald die Erfüllung dessen, was er so bestimmt vorhersagt; daß mein lieber Hans mit seinem leidlichen Übel wieder der alte fröhliche Hans sei, und die Seinigen fröhlich mache. Grüße den braven Weinbrenner, Hebel, und wen du sonst von unsern Freunden siehst; auch den Herrn Seligmann, dessen nach Würzburg bestimmte Rheinweinrömer sich schwerlich bis Jena zu-

recht finden werden. Lebe wohl, alter Junge: wohl an Leib und Seele.

Den orthodoxen Ketzerjäger Hermes, der unter Wöllner in Berlin sein Unwesen trieb, hat der Curator Reventlau nach Kiel berufen, als Vorsteher des Schullehrerseminariums.

Heidelberg, 11. Februar 1810.

Ich drücke dir die Hand, alter lieber Hans, und spreche meinen herzlichen Segen über dich aus. Deine Mutter hat von dem lebhaften Gedanken an dich auch Schmerz an der Seite, doch nur auf der Haut bekommen. Ich habe dir diese Art Theilnahme nicht bewiesen, und ich glaube auch, du verlangst sie nicht. Unsere Gedanken sind beständig um dich; die Reise zu dir unser häufiges Gespräch. Melde uns alle Wendungen deines Befindens, kurz und bestimmt, wie du pflegst, und wenigstens jede Woche. Melde bald, daß du in Besserung seist. An deiner Pflege muß nichts gespart werden! Lebe wohl, du Herzenssohn.

Heidelberg, 24. Oktober 1822.

Heinrichs Geist war vollzeitig; des Leibes Hülle war hemmend. Gott, der Allweise, der Alliebende, hat

den edlen Geist aus der Verdumpfung ins Freie versezt, in gedeihlicheren Boden und sonnige Luft. Ihn in jene geliebte Hülle zu uns zurückzuwünschen, wäre Unverstand, Unglaube an Gott. Wir müssen schon hier uns aufrichten zu einem wehmütigen getrosten Ausruf: Gelobt sei der Herr, der die Welten lenkt, und die Seelen aus Verdämmerung zum Lichte führt, durch die Lehren seines göttlichen Gesandten. Dorthin folgen wir dem Geschiedenen, und beten an.

Dein Vater

Voß.

An Abraham Voß.

Heidelberg, 3. Februar 1811.

Da unterbricht mich Erneſtine mitten im ſchönſten Fluß eines Diſtichons, das ich, wie Moſes, aus dem Felſen herausſchlagen mußte! Gleich viel. Mein lieber Abraham leſe von meiner eigenen Hand, wie ſehr ich eines ſo guten Sohns und ſeines Gedeihns in dem glücklichen Rudolſtadt*) mich freue. Könnten wir doch deinen Geburtstag mit einander feiern! Das heißt: Lägen doch Heidelberg und Rudolſtadt näher beiſammen! Denn um nichts möchte ich die eine von unſern Schulſtellen wünſchen. Jezt ſollen unſere Gedanken an deinem Geburtstage ſich begegnen im Gläſergeklling. Du wirſt fortſtreben im Guten, und glücklich ſein! Amen! Auch denken wir noch einige Zeit euer Weſen, ihr lieben Kinder, mit anzuſehn, und Kinder zu werden mit euch. Die Reiſe nach Rudolſtadt iſt feſt beſchloſſen; ich muß der treflichen Fürſtin, der Heilbringerin aus beſſerer Zeit, meine Verehrung noch ſelbſt bezeugen; ich muß ſo manchen Biederen, in

*) Der Sohn war im Herbſt 1810 am Gymnaſium zu Rudolſtadt angeſtellt worden.

deſſen Umgang du glücklich biſt, kennen lernen; ich muß dich in deiner Thätigkeit ſehn. Auch habe ich dem Ritter auf der Bettenburg *) mein Wort gegeben, das ich mit altdeutſcher Treue löſen muß. Reiſepfennige wird Properz ſchaffen, der eben ſo willig, als Tibull, ſich deutſchen läßt. Am 23. December fing ich an, und heute beginne ich die lezte Elegie des 2. Buchs. Unſer Freund Knebel wird es nicht übel nehmen, zumal da er nicht mehr als 36 Elegieen überſezt hat. Den lateiniſchen Text werde ich auch, obgleich ohne weitläuftige Kritik, mit meinen Lesarten herausgeben. Seit ich die Mägde mit der Weckuhr über ihrem Bette erfreut habe, bekomme ich auf den Schlag 5 Feuer in den Ofen. Die goldene Schlaguhr, womit die ſchelmiſche Mama mich erfreut hat, ſagt mir in der Dunkelheit, wenn die Unruhe zur Arbeit mich weckt, ob ich mich wieder aufs Ohr legen, oder wach bleiben muß. Ein Druck; und wie eine kleine Elfin ſagt ſie freundlich Beſcheid. Ich kann's nicht laſſen, auch bei Tage mit ihr ein wenig zu tändeln, wenn auch Mama dazu lacht. Nun, Freude zum Geburtstage, und Grüße für deine Freundel.

Voß.

*) Herrn von Truchſeß.

Segenswünsche für die Enkel.

1.

Sei gesegnet, du holder Johann Heinrich der vierte deines Geschlechts, werde gut, wie der erste, und nach Vermögen fortstrebend, wie die zwei nächsten. Sauge dich rund an deiner rechtschaffenen Mutter, und blicke getrost mit den blauen Äuglein umher. Das verhängnisvolle Jahr mit seinen Wehen sinkt in den Schooß der Ewigkeit; vor dir blüht die neugeborne Segenszeit, wovon du viele Jahre beglückt und beglückend durchleben mögest! —

2.

Willkommen auf dieser schönen Erde, du kleine vom Himmel kommende Erneſtine. Ich sehe dich vor mir in deiner Lieblichkeit, du versprichst aus deinem unschuldigen Gesichtchen eine Erneſtine, wie sie, die deinen Vater getragen hat. Ja werde wie sie Segen und Freude der Deinigen, und aller Freundinnen und Rechtschaffenen; wie sie, Vorbild einer künftigen Enkelin! Im Sommer, wenn's möglich ist; schließen wir dich in unsere Arme, o du Süße, die so klar vor mir schwebt. Thu' mir dem Schwesterchen nichts zu Leide, braver Heinrich; gewöhne dich an ihr Stimmchen, das bald wie ein Lautenton klingen wird; wiege sie hübsch, und wenn sie schläft, rufe

jedem: huſch! Dann ſollſt du gelobt werden, und belohnt mit einer tüchtigen Ehrenwurſt! Du, liebes Töchterchen, habe Dank für die Mühe; dein Erneſtinchen wird dich und deinen Mann mit thätigem Dank erfreuen.

Großvater Voß.

3.

Willkommen, mein ſüßer Hermann! Werde ſtark und fromm, und vollende mit Gott, was dir ſein Rath beſchied. Bald nehmen wir dich ſegnend in unſre Arme. Deine Großmutter fühlt ſich jeden Morgen kräftiger und der Herbſt verſpricht unſrer Reiſe freundlich zu ſein. Sauge dich rund indeß, daß deine Eltern und Großeltern ihre Luſt an dir haben.

Großvater Voß.

4.

Töchterchen Luiſe, mein ganzes Herz ſegnet dich. Wachſe auf zur Freude der Eltern, der Geſchwiſter, und aller die dich ſehen, dann wird dir ſelbſt Freude die Fülle, und du denkſt mit Luſt auch an uns Großeltern, die noch eine Zeitlang mit dir zu leben denken. Bleib' ſo artig, wie du anfängſt, und gönne der guten Mutter Nachruhe. Bei Tage magſt du einmal muthwillig ſein, und dem Schweſterchen Erneſtine nachjagen. Ich küſſe dich, trautes Kind.

Voß.

Briefe

von

Johann Heinrich Voß

nebst

erläuternden Beilagen

herausgegeben

von

Abraham Voß.

Dritter Band.

Zweite Abtheilung.

Halberstadt,
bei Carl Brüggemann.
1833.

Inhalt.

Seite

I. Eutin und Jena.

Eutin.

Eutin, vom Herbst 1800 bis zur Ankunft in Jena, im Herbst 1802. (Von Erneſtine Voß.) 3

Jena.

Jena; vom Herbst 1802 bis zum Sommer 1805. 22

II. Über Voßens Verhältnis zu Schiller und Göthe. (Von Erneſtine Voß.) . . . 43

III. Allgemeine Andeutungen über Voß. (Von Erneſtine Voß.) 71

Beilage zu Seite 76.

An J. L. Böckmann.

Wandsbeck, 22. December 1775. 105

An den Markgrafen von Baden.

Wandsbeck, 20. December 1775. 106

Seite

IV. Vermischte Briefe.

1. An Hölty.

Wandsbeck, 15. Mai 1775. 113
— 3. Februar 1776. 115
— 28. Merz 1776. 116
Flensburg, 1. Juli 1776. . . . . —

2. An Miller.

Eutin, 21. September 1787. 118

3. An Clamor Schmidt.

Eutin, 21. September 1787. 125
— 10. Juni 1788. 126
— 29. September 1788. 127
— 21. Oktober 1789. 128
— 11. Juli 1790. 129
— 1. Oktober 1795. 130

4. An Christoph Friedrich Nikolai.

Eutin, 27. August 1787. 131
— 5. April 1789. 132
— 17. Juli 1790. 133
— 13. Merz 1791. 134
— 26. Februar 1797. 134
— 27. Merz 1797. 137
— 8. September 1797. 139
— 27. November 1800. 140
Jena, 1. Januar 1803. 142
— 1. Juni 1803. 144
— Oktober 1804. 146
Heidelberg, 31. Mai 1808. 148
— 1. September 1808. 150
— 20. Januar 1809. 151

Seite

5. An Baggesen.
Eutin, 30. April 1796. 152
— 30. Januar 1797. 155
— 9. Mai 1797. 156
— 20. Januar 1800. 158

6. An Wieland.
Eutin, 26. Februar 1797. 159
— 5. Merz 1797. 161
Wieland an Voß.
Vom 11. Merz 1804. 164

7. An den Herzog von Oldenburg.
Eutin, 20. Mai 1802. 166
Jena, im December 1803. 168
— im Mai 1805. 171

8. An den Grafen Holmer.
Eutin, im Herbst 1785. 175
— 10. Mai 1802. 178
Jena, im December 1803. 182

9. An Weinbrenner.
Jena, im Frühjahr 1805. 183

10. An Hofer.
Jena, im Frühjahr 1805. 185

11. An Griesbach.
Heidelberg, 7. März 1806. 187

12. An Paulus.
Jena, 3. Mai 1804. 189
— 2. August 1804. 191
Heidelberg, 28. Januar 1811. 192

Seite

13. An Schmeelke.
Heidelberg, 5. November 1809. 194

14. Von und an Ruhnkenius. 196

V. Die lezten Lebenstage von Voß.
(Von Erneſtine Voß.) 205

VI. Voß in ſeiner Wirkſamkeit als Schulmann.
(Von Friedrich Karl Wolff.) . . . 237

Aus dem zweiten Bande der Antiſymbolik, Seite 69. (Zu Seite 263.) 279

Bemerkungen zu dieſem Aufſaze von einem andern Schüler Voßens. 283

VII. Verzeichnis der Schriften von J. H. Voß. 297

I.

Eutin und Jena.

Eutin und Jena.

Eutin.

Eutin, vom Herbst 1800 bis zur Ankunft in Jena, im Herbst 1802.

(Von Erneſtine Voß.)

Es war an einem Sonntage, als Stolberg Eutin verließ. Lebendig iſt mir noch der Eindruck geblieben, welchen das Geläute der Glocken auf Voß machte. Ich fand ihn weinend, als ich ihm ſein zweites Frühſtück brachte. Er ſagte: An Stolberg muß ich mit ganz anderen Gefühlen denken, als an meinen Schulz, der im Grabe ruht. Indem er in langſamen Zügen ein Glas Wein trank, fügte er hinzu: Gott laſſe es ihm wohlgehn! Möge er die Ruhe finden, nach der er ſich ſo lange vergeblich geſehnt, und einen Freund, der es ſo treu mit ihm meint, als ich mir bewußt bin, es mein ganzes Leben gemeint zu haben! —

jedem: huſch! Dann ſollſt du gelobt werden, und belohnt mit einer tüchtigen Ehrenwurſt! Du, liebes Töchterchen, habe Dank für die Mühe; dein Erneſtinchen wird dich und deinen Mann mit thätigem Dank erfreuen.

Großvater Voß.

3.

Willkommen, mein ſüßer Hermann! Werde ſtark und fromm, und vollende mit Gott, was dir ſein Rath beſchied. Bald nehmen wir dich ſegnend in unſre Arme. Deine Großmutter fühlt ſich jeden Morgen kräftiger und der Herbſt verſpricht unſrer Reiſe freundlich zu ſein. Sauge dich rund indeß, daß deine Eltern und Großeltern ihre Luſt an dir haben.

Großvater Voß.

4.

Töchterchen Luiſe, mein ganzes Herz ſegnet dich. Wachſe auf zur Freude der Eltern, der Geſchwiſter, und aller die dich ſehen, dann wird dir ſelbſt Freude die Fülle, und du denkſt mit Luſt auch an uns Großeltern, die noch eine Zeitlang mit dir zu leben denken. Bleib' ſo artig, wie du anfängſt, und gönne der guten Mutter Nachruhe. Bei Tage magſt du einmal muthwillig ſein, und dem Schweſterchen Erneſtine nachangeln. Ich küſſe dich, trautes Kind.

Voß.

Briefe

von

Johann Heinrich Voß

nebst

erläuternden Beilagen

herausgegeben

von

Abraham Voß.

Dritter Band.

Zweite Abtheilung.

Halberstadt,
bei Carl Brüggemann.
1833.

Inhalt.

Seite

I. Eutin und Jena.

Eutin.

Eutin, vom Herbst 1800 bis zur Ankunft in Jena, im Herbst 1802. (Von Erneſtine Voß.) 3

Jena.

Jena, vom Herbst 1802 bis zum Sommer 1805. 22

II. Über Voßens Verhältnis zu Schiller und Göthe. (Von Erneſtine Voß.) . . . 43

III. Allgemeine Andeutungen über Voß. (Von Erneſtine Voß.) 71

Beilage zu Seite 76.

An J. L. Böckmann. Wandsbeck, 22. December 1775. 105

An den Markgrafen von Baden. Wandsbeck, 20. December 1775. 106

Seite

IV. Vermischte Briefe.

1. An Hölty.

Wandsbeck, 15. Mai 1775. 113
— 3. Februar 1776. 115
— 28. Merz 1776. 116
Flensburg, 1. Juli 1776. . . . . —

2. An Miller.

Eutin, 21. September 1787. 118

3. An Clamor Schmidt.

Eutin, 21. September 1787. 125
— 10. Juni 1788. 126
— 29. September 1788. 127
— 21. Oktober 1789. 128
— 11. Juli 1790. 129
— 1. Oktober 1795. 130

4. An Christoph Friedrich Nikolai.

Eutin, 27. August 1787. 131
— 5. April 1789. 132
— 17. Juli 1790. 133
— 13. Merz 1791. 134
— 26. Februar 1797. 134
— 27. Merz 1797. 137
— 8. September 1797. 139
— 27. November 1800. 140
Jena, 1. Januar 1803. 142
— 1. Juni 1803. 144
— Oktober 1804. 146
Heidelberg, 31. Mai 1808. 148
— 1. September 1808. 150
— 20. Januar 1809. 151

Seite

5. An Baggesen.
Eutin, 30. April 1796. 152
— 30. Januar 1797. 155
— 9. Mai 1797. 156
— 20. Januar 1800. 158

6. An Wieland.
Eutin, 26. Februar 1797. 159
— 5. Merz 1797. 161

Wieland an Voß.
Vom 11. Merz 1804. 164

7. An den Herzog von Oldenburg.
Eutin, 20. Mai 1802. 166
Jena, im December 1803. 168
— im Mai 1805. 171

8. An den Grafen Holmer.
Eutin, im Herbst 1785. 175
— 10. Mai 1802. 178
Jena, im December 1803. 182

9. An Weinbrenner.
Jena, im Frühjahr 1805. 183

10. An Hofer.
Jena, im Frühjahr 1805. 185

11. An Griesbach.
Heidelberg, 7. März 1806. 187

12. An Paulus.
Jena, 8. Mai 1804. 189
— 2. August 1804. 191
Heidelberg, 28. Januar 1811. 192

Seite

13. An Schmeelke.
Heidelberg, 5. November 1809. 194

14. Von und an Ruhnkenius. 196

V. Die lezten Lebenstage von Voß.
(Von Erneſtine Voß.) 205

VI. Voß in ſeiner Wirkſamkeit als Schulmann.
(Von Friedrich Karl Wölff.) . . . 237

Aus dem zweiten Bande der Antiſymbolik, Seite 69. (Zu Seite 263.) 279

Bemerkungen zu dieſem Aufſaze von einem andern Schüler Voßens. 283

VII. Verzeichnis der Schriften von J. H. Voß. 297

I.

Eutin und Jena.

Eutin und Jena.

Eutin.

Eutin, vom Herbſt 1800 bis zur Ankunft in Jena, im Herbſt 1802.

(Von Erneſtine Voß.)

Es war an einem Sonntage, als Stolberg Eutin verließ. Lebendig iſt mir noch der Eindruck geblieben, welchen das Geläute der Glocken auf Voß machte. Ich fand ihn weinend, als ich ihm ſein zweites Frühſtück brachte. Er ſagte: An Stolberg muß ich mit ganz anderen Gefühlen denken, als an meinen Schulz, der im Grabe ruht. Indem er in langſamen Zügen ein Glas Wein trank, fügte er hinzu: Gott laſſe es ihm wohlgehn! Möge er die Ruhe finden, nach der er ſich ſo lange vergeblich geſehnt, und einen Freund, der es ſo treu mit ihm meint, als ich mir bewußt bin, es mein ganzes Leben gemeint zu haben! —

Weil ein Glas fehlte, um nach Hausſitte bei einem herzlichen Wunſch anzuſtoßen, reichte er mir freundlich das ſeinige. Darauf gingen wir in den Garten, wo wir uns, wie ſo oft geſchah, im Geſpräch aufheiterten. Alles was uns an dem Tage nahe kam, ſprach nur von Stolberg. Wir hörten, er habe den Morgen noch eine Meſſe gehört, und ſei ſehr bewegt in den Wagen geſtiegen. Am folgenden Tage war Voßens Seele zu der Heiterkeit gelangt, daß er das Begräbnißlied vollendete, welches ihn in der ſchlafloſen Nacht mit den Gedanken an ſeinen Schulz beſchäftigt hatte*): „Ich habe", ſagte er, „mitunter geſchlummert, aber die halbwachen Träume waren immer von Schulz und Stolberg." Seine Geſpräche den Tag über thaten mir unendlich wohl, aber am Abend war er freilich auf eine beunruhigende Weiſe erſchöpft. In den nächſten Tagen, wo er ſich anſtrengte wieder ſeine Stunden zu geben, und ſich freute, daß es ihm gelang, dichtete er die Ode an Jacobi**), welcher gleich nach Stolbergs Abreiſe aus Hamburg zurückkehrte. Die Empfindungen Beider bei Stolbergs letztem Schritt waren ſehr verſchieden. Der Gedanke der Möglich-

*) „Bei dieſem Liede dachte ich mir meinen Schulz, und erheiterte durch die wehmüthige Beſchäftigung den Tag, da ein anderer vieljähriger Freund mich verließ." Anm. zu dieſem Ged. von Voß.

**) S. Sämmtl. Gedichte. Dritter Band, S. 69.

keit, daß Stolberg bei ruhiger Besinnung noch einmal umkehren könne, blieb bei Voß vorherrschend. In Gesprächen über Stolberg mit Jacobi ward ihm nicht wohl, wohler mit dem Franzosen Vanderbourg *), der seit längerer Zeit Jacobi's Gast war, und uns öfters besuchte. Sein Gefühl in der ersten Zeit bezeichnen die Worte aus dem Gedicht an Jacobi:

Eingedenk nur des Guten, die Zufäll' alle vergessend,
Segnen wir Ihn, deß Stätte nun leer ist.

Dieses Gefühl gab ihm die Stimmung, in seinem Beruf die gewohnte Treue zu üben und allmählig zu Beschäftigungen zurückzukehren, die seine und des ganzen Hauses Heiterkeit aufrecht erhielten.

Sehr am Herzen lag ihm auch sein Misverhältnis mit Klopstock dem achtzigjährigen, dem von seiner Seite nicht ausgewichen werden konnte, wenn er nach seiner Überzeugung eine andere Bahn betrat als die, welche Klopstock für die einzig rechte hielt. Hatte er doch schon als Jüngling bei Übersendung der ersten

*) Charles Vanderbourg, Emigrant, später Mitglied des französischen Nationalinstituts, starb im Jahre 1827. Er übersezte während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Deutschland unter andern Jacobi's Woldemar, und lieferte einen schäzbaren Commentar zu den Horazischen Oden.

Gedichte in einer Ode an Klopstock*) die Worte ausgesprochen:

Du, Keines Knecht, auch sein nicht! —

So entstand die Ode: Klopstock in Elysion, welche denn auch ihren Zweck nicht verfehlte**). — Ein sehr freundlicher Brief von Klopstock erheiterte Voß sehr, und es ward gleich für den nächsten Frühling eine Erholungsreise nach Hamburg beschlossen, wo wir in zehn Jahren nicht gewesen waren. — Es hat Voß noch in Heidelberg eine große Freude gemacht, von einem Reisenden zu erfahren, daß ein Wiener Künstler nach dieser Ode ein schönes Gemälde geliefert, welches vielen Beifall gefunden.

Sein nächstes war, das Versprechen zu erfüllen, welches er seinem Schulz am lezten Abend ihres Beisammenseins auf Erden gegeben hatte, mehreren seiner Melodien***) zu dänischen Liedern deutsche Worte un-

*) Ausgabe von 1802. Erster Band, S. 50.

**) Vgl. den Brief an Gleim vom 27. Oktober 1800, und über das ganze Verhältnis den Briefwechsel zwischen Voß und Klopstock im Anhange zur Zeitmessung der deutschen Sprache. Zweite Ausgabe. Königsberg 1831.

***) Voßens Bemühungen, zu diesen in Deutschland kaum gekannten Melodien einen Verleger zu finden, sind ohne Erfolg geblieben. Möge Herr Professor Nägeli in Zürich glücklicher sein!

zuzulegen. Dieſes ſind die Lieder in der Ausgabe letzter Hand, viertem Band, S. 80—105. Die ſchönen Tage möchte ich ſchildern können, die wir in dieſer liederreichen Zeit verlebten, wo Voß immer am Clavier verſuchte, wie ihm ſelbſt war, und ob er bei dem, was er zu erreichen geſtrebt, auf Schulzens Beifall zu rechnen hätte. Bei den meiſten hatte er das Gefühl des Gelingens, denn er friſchte ſich gern Schulzen's Worte auf, der einmal bei der Arbeit am Thaumpſchen Hymnus *) ſehr ernſt und feierlich ſagte: „Hier haſt du dich mächtig angeſtrengt, und das muß ich loben; aber als Kapellmeiſter darf ich nicht, denn ich brauche ein A und etwas Sanfteres für meine Töne, und meine Töne ſind an dieſer Stelle unverbeſſerlich.“ — Bei den ſanften Liedern lobte er ſich ſelbſt dadurch, daß er ſie mehrmals hinter einander ſang, und ſagte dann wol wehmüthig: „Warum konnten wir nicht noch eine Weile vereint ſchaffen?“

Daß er außer ſeiner nächſten Umgebung niemand hatte, der ſeine Stimmung theilte, war ihm oft ſchmerzlich, weil er es nicht unterdrücken konnte, von dem zu reden, was ihn belebte. Theilnahme bedurfte er, nach Lob ſtrebte er nicht.

Bei jedem Liede dachte er ſich gern eine beſtimmte Perſon, der er wohlthun möchte durch angenehme Empfindung. Zu dem Liede: der trauernde Freund,

*) S. dritt. Bandes erſte Abth. S. 111.

weckten ihn alte Erinnerungen an Stolberg. Bei den meisten aber war es Schulzens Seele, die ihm in der ganzen Zeit immer so nahe schien, als Hölty's Seele es war, wie er dessen Nachlaß besorgte. Das Festlied der Deutschrussen (in der Ausgabe von 1802: Hymne an den Kaiser Alexander) hatte eine eigene Veranlassung. Ein Prediger in der Nähe von Petersburg wandte sich an ihn mit der Bitte, ihm zum Geburtsfeste Alexanders ein Lied zu dichten, wodurch er seine Lage zu verbessern hofte. Das Klingende, was ihm etwa zum Lohne würde, erbot er sich mit Voß zu theilen, wenn dieser sein Eigenthumsrecht an ihn abtreten wollte. Beides verweigerte Voß ernsthaft, da das Gedicht seine eigenen Gefühle aussprach, und er nie einem Fürsten, außer seinem Landesvater aus Liebe und Dankbarkeit, ein Exemplar seiner Werke gesandt hatte. Wie es der Mann damit gehalten hat, ist in seinem Dankbriefe nicht gesagt worden.

Während dieser Zeit hatte sich seine seit Stolbergs Abzug verstärkte Reizbarkeit bedeutend vermindert, und er sprach mit einer Art Sehnsucht davon, daß er diese und jene gelehrte Arbeit wieder vornehmen wolle, und welche die erste sein solle. Weil grade eine neue Ausgabe des Homer bevorstand, fühlte er das höchste Verlangen, seine Homerischen Papiere zu ordnen und zu vollenden. Anders war es aber, als er die Schulzischen Noten zurücklegte, und nun eine große Leere sich seiner bemächtigte. Sein Unvermögen irgend

etwas vorzunehmen und ſeine Reizbarkeit ſtiegen in einem ſolchen Grade, daß ich oft verzagte, weil es nicht möglich war, alles zu entfernen, was ihn unſanft aufregte. Dabei fehlte der Schlaf, weil ihn jedes Geräuſch in und außer dem Hauſe ſtörte. Da war es oft eine Maus oder ein Mücken-Geſumm, was eine ſchlafloſe Nacht brachte, und ſo manches was ihn bei heiterer Stimmung gar nicht berührte, konnte ihn in einen Grad von Unmut verſezen, der ihn auf das traurigſte verſtimmte. Hierbei in ſeiner Gegenwart eine heitere Außenſeite zu behalten, war eine Aufgabe, die nicht immer gelingen konnte, und dann ward das Übel nur noch größer. Höchſt unglücklich habe ich mich in ſolchen Zeiten nur zu oft gefühlt, wo ſich kein Ausweg zeigte, der zum Beſſeren geführt hätte. Wohl ſagte er dann manchmal: ich bedaure uns beide, und hörte es gern, wenn ich in heiterem Ton hinzufügte: doch dich mehr als mich. —

Eine freundliche Einladung des Herrn Poel, Schwiegerſohnes von Büſch, und der Madame Sieveking, die bei Jacobi's zum Beſuch waren, im Frühling einige Wochen auf ihrem reizenden Landſize in Neumühlen bei Altona zuzubringen, erheiterte unſern Blick in die Zukunft. Jacobi's Schilderung von dem Aufenthalte daſelbſt gab uns das Gefühl, daß wir ohne Zwang für uns würden leben, oder uns in die Geſellſchaft miſchen können, wie es uns für Leib und Seele am paſſendſten ſchien. Dieſen Eindruck hielten

wir feſt, und bildeten ihn auf unſre Weiſe aus. Etwas Mut, ſich zu beſchäftigen, ſtellte ſich auch allmählig wieder ein. Es ward nöthig, den Homer von neuem zu muſtern, um nicht vom Drucker gedrängt zu werden, und wenn es damit nicht fortging, ward im Altdeutſchen geleſen. Auch in der Schule, erwachte die Neigung, länger zu ſein, als eigentlich nothwendig war. In nicht heiterer Stimmung kam Voß oft ſchon eine halbe Stunde vor dem Schluß erſchöpft nach Hauſe; in beſſeren Zeiten nicht ſelten eine halbe Stunde ſpäter, wo ihn dann die Bemerkung der Köchin: „Heute pflegt der Herr Hofrath ſich einmal wieder“ nicht wenig beluſtigte. An ſolchen Tagen gab es immer heitere Tiſchgeſpräche, die uns alle auffriſchten.

Der ſpät eintretende Frühling nöthigte uns, die Reiſe nach Neumühlen bis Ende Junius zu verſchieben, und ſo gab es wieder viele Tage, von denen wir ſagten: ſie gefallen mir nicht. Der Empfang in Neumühlen übertraf unſre Erwartung weit. Es ward uns gleich wohl in dieſem freundlichen Zirkel, der nach unſerm Maßſtabe nicht klein war; wir fanden viele uns ganz unbekannte Geſichter, und, was einen eigenen Eindruck machte, manche, die wir vor zehn Jahren als Kinder geſehn, waren jezt blühende Jungfrauen und kräftige Jünglinge.

Die erſte Nacht ſollte für uns eine Prüfung ſein. Unſer Zimmer lag nicht weit von der Treppe, und den

nächſte Tag war der Geburtstag des Hausherrn, zu dem Jung und Alt Überraſchungen für den folgenden Morgen bereitete. Da fehlte es denn nicht an Geflüſter und Lachen, Hundegebell und anderem Geräuſch. Voß war eben eingeſchlafen, als das große Leben ſich von unten heraufbewegte. Den Verſuch im Bette zu bleiben widerrieth ich; wir ſtanden auf, zündeten Licht an, und ſchon dieſes wirkte wohlthätig. Anfangs erklärte er, wir wollten in aller Frühe wieder abreiſen, und einige Tage in Hamburg bleiben, da man keinem zumuten könne, ſeine gewohnte Lebensweiſe umzuformen. Was zuerſt Ruhe gab, war die nahe liegende Bemerkung, daß der Vorabend zu einem Geburtstage keinen Maßſtab für das Ganze abgeben dürfe. Während unſers immer ruhiger werdenden Geſprächs ward es auch im Hauſe ſtiller, noch vor Mitternacht legten wir uns nieder, und ſchliefen die ganze Nacht ungeſtört, ſo daß uns das kleine Abentheuer am Morgen ſelbſt komiſch erſchien.

Wie wohlthätig wirkte der ſchöne Aufenthalt auf Voß! wie gerne haben wir noch in der Folge dieſer Zeit gedacht! Die alten Freunde, mit denen wir vom Wandsbeck aus in herzlichem Verkehr ſtanden, waren treu anhänglich wie ſonſt. Selbſt Claudius thaute etwas auf, Rebekka war ganz unverändert. Von Klopſtock war nur ein Schatten mehr da, ſelbſt die Geſtalt war ſo hingewelkt, wie ich nie einen Greis geſehen. Um ſo ſchroffer fielen die kleinlichen Eitel-

leiten auf, die durch das Alter nicht geschwunden waren. Gegen Voß war er so herzlich, als er zu sein vermochte: das Zeugnis gaben ihm alle. Aber aus Voßens Gedächtnis konnte sich dieses Bild immer und immer nicht verwischen, und wurde von neuem lebhaft aufgefrischt, als wir ein Jahr später den blinden Gleim noch so voll inneres Lebens und so theilnehmend für alles fanden, was jeder von sich selbst und aus der Welt mitzutheilen Lust hatte.

Die Folgen dieser Auffrischung hielten zu unsrer und zur Freude Anderer bis nach Neujahr vor. Voß nahm sogar unvollendete Arbeiten zur Hand, und es that ihm wohl, daß Bredow Theilnahme an seinen Planen und deren Ausführung zeigte. Angenehm unterhielten uns auch die Nachrichten aus Jena, wohin unsre ältesten Söhne im Herbst von Halle gezogen waren, da beide sich befriedigt bei dem Wechsel fühlten, und vorzüglich im Griesbachschen Hause als Familien-Glieder aufgenommen waren. Die alten Spaziergänge wurden nicht versäumt, kleine Besuche in unserm engeren Zirkel gemacht, und Windstille und Sonnenschein benuzt, um im Garten auszuführen, was bei Regen und Sturm im Zimmer beschlossen war.

Aber der Winter, welcher mit Nebel und feuchter Luft begonnen, ward später kalt bei scharfem Ostwind. Die Schüler ins Haus kommen zu lassen, oder mehrere Stunden auszusezen, dazu konnte Voß sich nicht entschließen. Da kehrten die gewohnten Übel verstärkt

wieder und nahmen alle Heiterkeit mit ſich fort. Zum erſtenmal fühlte er in ſeiner ganzen Stärke, daß er zu Grunde gehn müſſe, wenn der Herzog ihn nicht zur Ruhe ſezte mit der Freiheit, ſich einen Ort zu wählen, wo er wieder hoffen könnte aufzuleben. Eben ſo beſtimmt fühlte er, daß er eine Bitte nicht wagen dürfe, weil eine abſchlägige Antwort ſeinen Zuſtand nur verſchlimmern würde. Vergebens führte ich dagegen an, daß wir ſelbſt bei nicht günſtigem Erfolg den Troſt behielten, alles Mögliche verſucht zu haben, und daß wir auf des Miniſters kräftige Mitwirkung rechnen könnten. Seine große Niedergeſchlagenheit in dieſer Zeit war noch ſchwerer zu ertragen, als jeder Ausbruch von Verſtimmung, der doch meiſtens nicht anhaltend war. Stets ſuchte ich Mut feſtzuhalten oder einzureden, und, wo möglich, eine heitere Seite zu finden, aber mit geringem Erfolg. Endlich entſchloß ich mich ſelbſt an den Miniſter zu ſchreiben, und ihm alles vorzulegen, wie es war. Ein theilnehmender Hausfreund billigte meinen Entſchluß, und mir ward das Herz leicht, als er ſich auch mit dem Briefe zufrieden erklärte. Der Brief ſollte den folgenden Morgen abgeſendet werden, als ich in einer ſchlafloſen Nacht fühlte, ich dürfe ohne Voßens Beifall einen ſolchen Schritt nicht wagen. Am Morgen erzählte ich ihm alles offen, und gab den verſiegelten Brief in ſeine Hand. Weinend ſchloß er mich in ſeine Arme, ehe er das Siegel abnahm, und war ſehr bewegt, während

er las. Es erfolgte eine lange ſtumme Periode, in der er auf- und abging, in ſehr ruhigem Schritt. Endlich ſagte er: „Ich danke dir, denn du haſt mich überzeugt, daß ich die Bitte wagen muß.“ Noch am nämlichen Tage trug er ſein Anliegen dem Miniſter, und da dieſer ihm Hofnung gab, auch dem Herzoge vor *).

Durch des Herzogs Krankheit ward die Antwort um einige Wochen verzögert; endlich erfolgte eine über Erwarten günſtige: alle Wünſche waren von dem gütigen Fürſten genehmigt worden. Das war ein Tag, wie wir noch keinen erlebt! und unſre Freude mußten wir gleich allen mittheilen, die mit uns in enger Berührung ſtanden. Jezt konnten wir mit Heiterkeit Plane machen, die bis dahin nur auf unſicherem Grunde ruhten. Bei der Wahl eines neuen Wohnorts wurde vor allen Rückſicht auf unſre ſtudirenden Söhne genommen. Da die über Jena eingezogenen Erkundigungen alle genügend ausfielen, und uns im Griesbachſchen Hauſe eine Wohnung angeboten wurde, in der Schiller früher mehrere Jahre gelebt hatte, entſchieden wir uns bald, uns vorerſt dort niederzulaſſen. Mehrere Vorſchläge, uns in Eutin feſtzuhalten, nahmen wir als deutliche Zeichen, daß man uns ungern ziehen ließ. Hatten wir ſelbſt ja auch nie das Gute ver-

*) Siehe dieſe Briefe und: Erneſtine Voß an Miller, Voß an Gleim. Zweiter Band, S. 136 und 357—360.

kannt, was uns in Eutin zu Theil geworden, und es zu eigenem Nachtheil wol manchmal überschätzt!

Im Juli ward die Abschiedsreise zu unsern lieben Dithmarsern*) angetreten. Voie fanden wir niedergeschlagener als wir wünschten, und körperlich sehr abgespannt, aber nach der leichten Seite in seiner Natur konnte ihn ein Besuch wie der unsre in wenigen Tagen auffrischen. Unsre silberne Hochzeit sollte dort gefeiert werden, und wir hatten alle Mühe abzuwehren, daß er dieses Fest nicht zu einem glänzenden machte. Daß er Esmarch und Schmeelke heimlich eingeladen, war uns Freude, denn zu ihnen zu reisen erlaubte unsre Zeit nicht: beide wurden durch Geschäfte gehindert. Wie waren der alte Niebuhr und seine schon sehr schwache Frau noch an diesem Feste so froh! Uns war der Tag sehr ernst und feierlich. In der einsamen Frühstunde hatten wir die ganze Reihe Lebensjahre durchmustert, und uns selbst bei dem heiteren Blick in die Zukunft nicht verhehlt, daß uns auch manches Trübe bevorstehen könne, wovon wir jetzt keine Ahndung hätten. Daß wir uns selbst noch waren, was wir am Hochzeitstage uns zutrauten, gab uns die ruhige Heiterkeit, die uns stets von allen

*) Eine Schilderung von Dithmarschen und seinen Bewohnern, bei denen wir uns so oft Stärkung für Leib und Seele holten, findet der Leser in der fünften Beilage.

Stimmungen die liebſte geweſen, und was wir einander zu danken hatten, fühlten wir von ganzer Seele. — Die theilnehmende Liebe der Geſchwiſter rührte uns von neuem. Die Kinder bekränzten uns, der Bruder hatte das beſte aus ſeinem Gewächshauſe vor den Fenſtern zierlich geordnet, und kleine Geſchenke, als Andenken an dieſen Tag, überraſchten aus der Ferne und Nähe.

Unvergeßlich ſind uns die Tage bei Piehl in Brunsbüttel geblieben. Er freute ſich brüderlich, daß Voß den Ruheſtand, den er bedurfte, erreicht, aber die Trennung auf immer ſtimmte ihn ſo weich, wie wir ihn nie geſehen. Er war ſehr dringend, den nächſten Winter bei ihm zu bleiben, und ſeine lockenden Überredungskünſte konnten uns wol zu ernſthafter Überlegung reizen. Drei ſchöne Zimmer in ſeinem neuen Bau ſollten wir ihm für ſeine Lebenszeit einweihen, und die höchſte Freiheit behalten, zu thun und zu laſſen, was uns beliebte. Wie oft haben wir dieſes liebevollen Ruheſitzes gedacht in dem trüben Winter, den wir in Jena zu durchleben hatten! — Er fügte ſich bei unſerm Weigern, weil er ſelbſt einſah, daß die Marſchluft und das Regenwaſſer Voß nicht zuträglich waren. Mit Handſchlag mußten wir geloben, beim nächſten Beſuch in Holſtein wenigſtens vier Wochen bei ihm zu bleiben. Er verſprach dagegen, uns in der neuen Heimat aufzuſuchen. Wie wenig ahndeten wir damals, daß dieſer thätige, kräftige und lebensfrohe Mann in den ſchweren Zeiten, die auch Dithmarſchen

eine andere Gestalt gaben, ein Opfer seiner rastlosen Anstrengungen werden sollte! —

Unbeschreiblich heiter und auch körperlich gestärkt kehrte Voß von dieser Reise zurück, so daß der von so Vielen ausgesprochene Wunsch immer lebhafter in ihm ward, den Winter noch in Eutin zu bleiben. Voßens Nachfolger, Bredow, erbot sich entgegenkommend, uns gegen Miethzins die Rectorwohnung zu überlassen, als geheime Einwendungen von Seiten der Behörde diesen Entschluß wieder wankend machten. So erschien denn endlich die Stunde, wo wir uns zur Abreise rüsten sollten.

Während des Packens hatten wir noch einen Besuch von Esmarch, der sich mit seiner Versezung nach Rendsburg sehr zufrieden erklärte. Es machte ihm und uns gleiche Freude, daß er noch kleine Andenken, wie z. B. die hellklingenden Agnes-Gläser*), mitnehmen konnte, die ihm im Gebrauch mit uns lieb geworden waren. Den Abschied erleichterte uns die Hofnung eines baldigen Wiedersehens an seinem neuen Wohnorte. Auch Hensler kam noch; aber das war ein trauriger Abschied, denn sein Ansehn bestätigte, was seine Worte sagten, daß sein Ende nicht mehr fern sei. Doch war er heiter und sprach mit Zuversicht aus, daß Voß wieder frisch und rüstig werden würde, wenn er sich selbst überlassen leben könne. Wenige Tage vor

*) S. dritt. Bandes erste Abth. S. 84.

unſrer Abreiſe überraſchte uns Voſe. Wir ſchliefen ſchon auf geliehenen Betten, und fühlten uns unbehaglich und niedergeſchlagen. Dies brachte wieder etwas friſchen Lebensmut, denn der Bruder war ſo heiter, wie gewöhnlich auf Reiſen. Uns erleichterte er die Abſchiedsbeſuche, indem er ſie mitmachte, und es war ihm Freude, daß wir die Einladungen zu Mittags- und Abendſchmäuſen nicht ablehnten.

Am vorlezten Abend war noch ein allgemeiner Schmaus auf unſerm Saale, zu welchem die Hausmütter nach Verabredung alles angeordnet hatten. Nach holſteiniſcher Sitte wurden die Gläſer häufig angeſtoßen, doch vermochte ſelbſt der Punſch nicht, die gewohnte Fröhlichkeit hervorzurufen, wie er in dem nämlichen Kreiſe ſo oft gethan.

Am folgenden Morgen in der Frühe verließ uns Voſe. Als er weg war, machten wir uns im Garten durch Thränen leicht. Er war ſo treu und gut, und wie manche Auffriſchung nach ſchwerem Druck hatten wir in ſeiner Umgebung gefunden, wie er in der unſeren! — Es war ein ſtummer Tag für uns alle. Wir machten uns nichts ſagen, als wir zulezt im Garten noch jeden Baum und Strauch und den lieben Plaz am See beſuchten. Noch weiß ich, daß Voß Bredow ſeine liebſten Bäume zur Pflege empfahl, und den weißen Roſenbuſch der Agnes, und ſeine Efeuranken an der Planke, wie die Agnesbank am See, und die Laube, an der er immer ſelbſt die

Zweige und Ranken leitete, um keine Lücken zu sehn. Den Tag über kamen nach und nach die Hausfreundinnen, um kleine Vorräthe in Empfang zu nehmen, und vorzüglich um Blumenzwiebeln und Pflanzen zu holen. Unter diesen bewegte mich am meisten die Nicolovius, die alle Kinder mitbrachte und mir eine schöne Haube aufsezte, die sie für mich gearbeitet, nachdem sie vorher eine Locke abgeschnitten hatte. Jacobi's Schwestern waren je näher dem Schluß, je traulicher gegen mich. Doch blieb unser Verkehr im Hause, wie er immer gewesen war, freundlich, aber nicht herzlich.

Unsre Bitte, beim Verlassen des Hauses nicht gegenwärtig zu sein, wurde von allen gewährt, außer von unsern Nachbarn Hellwags, welche noch das lezte Frühstück besorgten. Wie viele Fenster aber öfneten sich, als wir durch die Stadt fuhren! Wie viele Freundlichkeiten der lezten Tage sollten uns den Abschied schwer machen!

Voß zeigte sich viel weicher als ich. Gewiß, ich empfand zu sehr das Ende von so vielem Drückenden, was Jahre lang auf mir gelastet, um die Lücken zu fühlen, die nach und nach entstehen mußten. Ich hielt mich zu fest an der Hofnung des inneren Auflebens in ihm, bei der mir alles, was mir noch bevorstehen konnte, leicht zu tragen schien.

In Lübeck hatten wir versprochen mehrere Tage auszuruhen. In Overbecks gemütlichem Gartenhause fanden wir den herzlichsten Empfang. Als wir Abends in unser Zimmer kamen, war Voß ungewöhn-

lich bewegt. Er weinte, und es dauerte lange, ehe er reden mochte. Sehr wehmütig sprach er sich darüber aus, daß wir keine Heimat hätten, und vielleicht lange keine wieder fänden, unter lauter uns fremden Menschen und Gegenständen, und auf der Stufe der Jahre, die wir erreicht hätten. Er hörte es gern, daß ich einen andern Ton anstimmte, und von den vielen Schwierigkeiten redete, die wir überwunden, von der Ruhe, nach der er sich so lange gesehnt, von der Wiedervereinigung mit unsern Kindern, von dem mutigen Vereinttragen dessen, was uns beschieden sein möchte. Wir legten uns schlafen mit dem Gefühl, daß wir schon so manches Herbe im Leben glücklich bestanden hätten, und jezt doch mit der größten Hofnung einem sorgenfreien Alter entgegen sehen könnten.

Schon auf der Reise, die sehr vom Wetter begünstigt ward, kehrte bei Voß die alte gewohnte Heiterkeit zurück, die sich stets so wohlthuend mittheilte. In Braunschweig hatten wir mehrere angenehme Tage, vorzüglich auf dem Campeschen Garten, wohin uns zu Liebe Alles, was wir zu sehen wünschten, eingeladen ward. Eschenburg, obgleich vom Schlage gelähmt und des Gebrauchs seiner Hände beraubt, zeigte die alte herzliche Theilnahme, und sein Geist war noch ungeschwächt.

Je weiter wir uns von der Heimat entfernten, leiteten sich unsre Gespräche hauptsächlich auf die Einrichtung für den nächsten Winter. Rührend war es mir, wie weit Voßens Vorsorge für mich sich aus-

dehnte. Nach ſo vielen Laſten ſollte ich den erſten Winter gar keine zu tragen haben, wir wollten uns mit dem begnügen, was die beſte Garküche in Jena uns beſcheren würde, ich ſollte nur für ihn und die Söhne, und mir ſelbſt leben. Wohl mir, daß ich bei dieſer erheiternden Ausſicht nicht wußte, wie ganz anders es werden ſollte! —

Von unſerm Aufenthalte in Halberſtadt iſt an einem andern Orte *) geredet worden. In Naumburg blieben wir eine Nacht. Der Ort gefiel uns ſo wie ſeine Umgebung, und die bei dem braven Superintendenten Kaiſer eingezogenen Erkundigungen eröfneten uns die Ausſicht, hier im Nothfall eine freundliche ländliche Wohnung zu finden. Ähnliche Ausſichten hatten ſich durch Demme früher in Altenburg gezeigt. Die nächſte Umgebung von Jena erſchien uns in einem freundlichen Licht, beſonders durch die herrlichen Wieſen, deren ſpätes Grün das Auge erfreute. Die kahlen Berge in der Ferne zogen nicht an. Griesbachs, welche die Stunde unſrer Ankunft ungefähr berechnen konnten, hatten unſern Wagen von ihrem Altan bemerkt, und einen Mann entgegen geſandt, der den Weg nach ihrem Garten zeigte. Als wir an der Pforte hielten, ſtanden ſchon der liebe Alte und ſeine freundliche Frau zu unſerm Empfange bereit.

*) Siehe die zweite Beilage.

Jena.

Jena, vom Herbst 1802 bis zum Sommer 1805.

Beide gaben uns das Gefühl der herzlichsten Theilnahme, welche schon ihre erste Handlung aussprach. Sie hatten gleich bei Erblickung des Wagens in die Stadt geschickt, um unsern Söhnen die frohe Botschaft mitzutheilen, und die Reisebedeckung war noch nicht abgelegt, als diese schon erschienen, und an dem gedeckten Tisch ihre Plätze mit einnahmen. Die beiden lieben Alten schienen die Freude des ersten Wiedersehens so ganz zu fühlen, sie waren an ihrem eigenen Tisch stumme Gäste mit heiterem Gesicht, die unsre Mittheilungen anhörten, als wären es eigene Angelegenheiten; und da unsre Briefe an die Söhne ihnen nicht fremd geblieben, schien unsre Unterhaltung ihnen nur eine Fortsezung dessen, wovan sie sich durch Theilnahme ein Recht erworben. Nach dem Essen führte mich die freundliche Mutter in unser bequem eingerichtetes Gastzimmer, welches die Aussicht in das weite Thal gewährte, und den erfreulichen Anblick eines schönen Gartens mit Bäumen, die voll Obst hingen, und Blumen in allen Ecken. Die gemeinschaftliche Freude an un-

ſern Kindern und die herzlichſte Theilnahme an unſerm Wohl war das erſte Band zwiſchen uns beiden, unſre gemeinſchaftliche Freude an Garten und Blumen das zweite. — Unſre Sachen waren wohlbehalten angekommen; das gab uns die ruhige Ausſicht, bald zu einer Art von Häuslichkeit zu gelangen. — Voß und Griesbach erkannten ſich ſchon in den erſten Geſprächen als Gleichgeſinnte. Wie wohl that es Voß, einen gefunden zu haben, mit dem er ſich über alles ausſprechen konnte, und dieſen mit ſolcher Freude über das Streben unſrer Kinder reden zu hören! Ziemlich erſchöpft fühlten wir uns, als der Abend herankam, aber wie ſanft und erquickend war nach einem heitern Geſpräch die erſte Nachtruhe!

Der Anfang des erſten Tages ward uns gleich dadurch behaglich, daß ſich der alte Griesbach nicht in ſeiner gewohnten Lebensweiſe unterbrechen ließ. Die Mutter brachte uns ſelbſt unſer Frühſtück, und es ward beſchloſſen, daß wir noch vor Mittag unſre Wohnung ſehen wollten. Sie gefiel uns recht wohl, aber freilich bemerkten wir die undichten Fenſter nicht, die allenthalben die Luft willig hereinließen. Eine Magdkammer war nicht da, aber eine Magd brauchten wir ja auch nicht, da wir eigentlich keine Wirthſchaft führen wollten. Für die laufenden Bedürfniſſe ſchien eine muntere kleine Schweizerin hinlänglich, die uns von der Mutter Griesbach empfohlen wurde. Konnte ſie auch noch kein Bett machen, ſo war ich ja gewohnt, dieſes

ſelber zu thun. In dieſe und ähnliche Vorſchläge ging ich fröhliches Mutes ein, da Voß ſo heiter und hoffnungsvoll ausſah, daß ich mit voller Zuverſicht auf einen geſunden Winter rechnete.

Unter den Bekanntſchaften der erſten Tage war auch der Kammerrath Vogel, noch ein Jugendfreund von Griesbach. Er erklärte ſich gleich bereit, uns überall mit Rath und That behülflich zu ſein, und hat ſein Wort treu gehalten. Auch Thibaut*) wieder zu finden war uns eine große Freude. Es waren ja alte Bekannte, und ſie ſchloß ſich kindlich an die, welche ſie oft in dem Hauſe ihrer Eltern zu Kiel mit Liebe aufgenommen geſehen.

Wir wünſchten nun ſo bald als möglich einzuziehen, welches auch nach Verlauf einer Woche geſchah, ſo ſehr Griesbachs darauf drangen, daß wir ganz gemütlich bei ihnen ausruhn ſollten. Die freundlichen Herbſttage zu der herzlichen Behandlung wirkten unbeſchreiblich wohlthätig auf Voß. Er vergaß an ſeinen Körper zu denken, und machte große Spaziergänge, deren er lange entwöhnt war, zu jeder Tageszeit. Unter den Ausfahrten mit Griesbachs bleibt mir eine nach dem Rothen-Stein unvergeßlich, die mich lebhaft an unſre Eutiner Wirtſchaft im Prinzen-Holz erinnerte.

Ganz wollte Voßens gründliche Heiterkeit nicht

*) Er war von Kiel nach Jena gerufen worden.

auf mich übergehn, so sehr ich auf alle Weise dagegen zu kämpfen suchte. Deutlich weiß ich noch, daß ich eines Abends in der Dämmerung bitterlich weinend auf einer Bank im Griesbachschen Garten saß, neben dem Wirtschaftsgebäude, welches von einer Pfälzer Familie bewohnt wurde. Die Pächterin trat eben aus dem Stall, in dem sie ihre Kuh gefüttert hatte. Sie setzte sich traulich zu mir und nahm mir das Tuch aus der Hand, um mir die Thränen zu trocknen, mit den Worten: „Sie haben gewiß eine Heimat verlassen, die Ihnen lieb war, aber man fügt sich allmählig darein.“ Ich konnte ihr nicht mit Worten danken, aber später habe ich nicht selten Gelegenheit gehabt, ihr zu zeigen, daß ich ihre Theilnahme lebhaft empfunden.

Die ersten Wochen in der neuen Wirtschaft waren untadelhaft; auch mir gelang es, die heitere Stimmung festzuhalten, die zu Voßens Wohl nothwendig war. Wir fanden unser Mittagessen aus der Garküche ganz genießbar; indessen waren alle sehr zufrieden, wenn Sonntags ein solider Braten auf den Tisch kam, und beim Abendtisch, dessen Besorgung die Mutter übernommen, irgend ein Gericht an Holstein erinnerte.

In dieser heitern Zeit des ersten Auflebens kamen Vorschläge, ein Haus in der Vorstadt zu kaufen. Daß die Lage des Hauses durch den vorbeifließenden Bach feucht wurde, daran dachte Keiner. Die innere Ein-

richtung zog uns an; indem ſie Bequemlichkeit mit hinlänglichem Raum auch für die Söhne vereinigte. Kräftiges Zureden auf der einen Seite, einen ſo wohlfeilen Kauf nicht fahren zu laſſen, unterſtützte unſre eigne Sehnſucht nach einem feſten Ruhepunkt, wo jeder einen beſtimmten Wirkungskreis hatte. Kaum konnten wir ſelbſt daran glauben, ſo war das Haus ſchon unſer, und gab zu mancherlei Planen Spielraum. Den Garten, welcher aus einem Akazienwalde beſtand, verſprach ein Landpfarrer zu ſäubern und zu ebnen, wenn wir ihm die Bäume überlaſſen wollten. Als aber im Frühling zum Graben Hand angelegt werden ſollte, war zu unſrer Verwunderung ſo viel Wurzelwerk nachgeblieben, daß wir noch mehrere Wochen Arbeit fanden, während der Herr Pfarrer*) die jungen Bäume zweckmäßig ausgehoben, und die alten zu Brennholz genutzt hatte. — Im Hauſe gab es bei genauer Unterſuchung mehr zu beſſern, als wir nach der erſten Überſicht vermutet hatten. Da mußte Maurer und Zimmermann in anhaltende Bewegung gebracht, und viel Nachſicht und Geduld geübt werden, ehe der Bau ganz beendigt war. —

Sein Studirzimmer für den Winter hatte Voß bald eingerichtet, denn wie konnte er heiter bleiben ohne

*) Derſelbe Pfarrer P. zu W—a, welcher im Jahre 1806 vor der Schlacht bei Jena Napoleon den Weg durchs Rauthal führte.

Thätigkeit, die ihm ſelber genügte? Dies vermehrte unſer Aller Wohlſein. Die Schriften Gellers von Kaiſersberg aus Griesbachs Bibliothek wurden laut vorgeleſen, und an ſeinem Heinrich fand er einen treuen Theilnehmer bei der Bereicherung Adelungs und bei dem, was er innerlich ſelbſt gewann. Auch in mir lebte die Hofnung eines heitern Winters allmählig auf. In einigen Auktionen fand ſich Gelegenheit, mancherlei für die alte und die neue Wohnung anzukaufen. Welche Freude war es, als Voß in ein Stehpult ſeine Papiere einräumte, als wir das erſtemal wieder am eigenen Tiſche aßen, und eine Hausuhr ſchlagen hörten, die der Eutiner glich und für ein ſolides Werk anerkannt ward! Dieſer täglich ſich mehrende Wohlſtand gab erfreuliche Abendgeſpräche. Dann fanden die Kinder ſich meiſtens bei uns ein, und Voß war es lieb, wenn ſie einige ihrer Freunde mitbrachten.

Bald ſpürte Voß, daß er ſeiner Neigung zu Spaziergängen im feuchten Flußthal nicht ſo ſehr hätte nachgeben müſſen. Die alten Übel, Kopfreißen und Zahnweh, ſtellten ſich allmählig ein, und mit dieſen unbehagliche Stimmung. Das Übel nahm in einem ſo hohen Grade zu, daß er ſich durch einen lauten Schrei Luft zu machen ſuchte. Solcher Anfälle kamen ſehr oft an einem Tage mehrere, auch in der Nacht, und ließen ſtets eine unbeſchreibliche Reizbarkeit zurück. Von Himly verordnete Bäder fielen beim erſten Verſuch ſo unglücklich aus, daß kein zweiter gewagt wer-

den durfte, und manche äußere Mittel gewähreten nur nothdürftige Linderung. Dieſer Zuſtand hielt ungefähr vier Wochen an, und die Reizbarkeit erreichte bei der Unfähigkeit zu arbeiten den höchſten Grad, ſo daß ich noch jezt das Gefühl von dieſen Wochen habe, ſie wären die unglücklichſten meines Lebens geweſen. Wie wohl that mir da manchmal der kräftige Zuſpruch des alten Griesbach, der meine Lage ſo ganz von Seiten des Gefühls zu faſſen wußte! Das Schwerſte war, eine heitere Außenſeite feſt zu halten, und Alles zu entfernen, was die Reizbarkeit vermehren konnte. Beides gelang nicht immer, und ich hatte vielfältig Gelegenheit, durch Schaden klug zu werden. Beſuche machten ihm nie Freude, weil Reden ſein Übel leicht hervorrief, und Töne des Bedauerns waren ihm immer unangenehm. Um elf Uhr kam regelmäßig Griesbach aus dem Collegium, und dieſer hatte eine eigene Art, wohlthätig auf Seele und Leib zu wirken. Sie hatte dieſes nicht, ſo hoch wir die Theilnahme, mit der ſie überall Erleichterung zu ſchaffen ſuchte, anerkennen mußten. Wie oft bat er mich, in der Dämmerung, wo ſie gewöhnlich ins Zimmer trat, zu ihr zu gehen, um ſein Gewitterableiter zu werden! Aber meine Gegenwart war an vielen Orten nöthig. Ich mußte, ſo gut oder ſchlecht es gehen wollte, wenigſtens für Voß kochen, und den großen Ofen in gleichmäßiger Wärme zu erhalten, war, bei dem Unvermögen der kleinen Magd, ſchon ein Hauptgeſchäft. Die Söhne kamen

in dieſer böſen Zeit des Abends gar nicht zum Eſſen. Hatte ich einmal etwas Gutes bereitet, ſo ließ ich Eichſtädt einladen, den Voß gerne ſah. Dieſer konnte ihn immer unterhalten mit Manchem, was in der gelehrten Welt vorfiel, und ſo ging er heiterer zur Ruhe, als wenn wir allein waren.

Eine Kleinigkeit mag hier ſtehen, die uns einen Tag angenehm beſchäftigte. Beim Auspacken der Wäſche fand ich eine Fliege, die mir todt ſchien. Ich brachte ſie Voß, da ſie doch in Eutin mit uns gelebt hatte, welcher ſie auf die Fenſterbank in die Sonne legte. Mit großem Jubel rief er mich nach einer Weile, als er bemerkte, daß ſie Leben zeigte. Wir ſtreuten nun Zucker um ſie herum, brachten ſie ſpäter an den abgekühlten Ofen und behandelten ſie wie ein Glied der Familie, bis ſie ſich endlich unter den andern Fliegen im Zimmer verlor.

Auf alle Weiſe ſuchten wir den Gedanken zurückzudrängen, daß wir Eutin vor Winter nicht hätten verlaſſen und kein Eigenthum kaufen ſollen, ohne ſicher zu ſein, ob wir an dem neuen Wohnſitze gedeihen würden. Beides war nicht mehr zu ändern, und wer gab uns die Verſicherung, daß dieſes Übel Voß in Eutin nicht auch hätte heimſuchen können? Wir ermahnten uns gegenſeitig, in der jetzigen Lage die beſte Seite zu ſuchen, und ſtärkten uns mit der Hofnung, daß in der neuen Wohnung ſich Alles anders geſtalten werde. Die Nothwendigkeit, auf Oſtern einziehn zu müſſen, ward

uns dadurch erleichtert, daß beim Ausbessern des Hauses Alles rasch von Statten ging. Jeder Bericht ward freudig aufgenommen. Auch ich ging manchmal hinaus, und kam immer mit Hofnung einer besseren Zukunft belebt zurück.

Gegen Weihnachten ward es allmählig heller. Mit den Schmerzen verlor sich die Reizbarkeit, aber ziemlich fest stand es bei Voß, daß er in Jena schwerlich zum Wohlgefühl gelangen würde, worauf er gehoft hatte. Den ersten recht heitern Abend hatten wir zu Weihnachten bei Griesbachs, wo uns eine feierliche Beschерung bereitet war.

Über die Recension der Heyniſchen Ilias hat Voß ſich in der Antisymbolik*) ausgesprochen. Sie begann bald nach Neujahr, und da erwachte wieder seine alte Lebendigkeit, wie immer, wenn ihn etwas von ganzer Seele beschäftigte. Bei Vorlesung derselben waren Griesbach, Schütz und Eichstädt gegenwärtig, nach deren Urtheil Voß sich bereit erklärte, zu streichen und zu mildern, wo es möglich sei.

Die Hauptanlagen im Garten waren gemacht, ehe wir unsern Umzug hielten. Das freundliche Wetter während desselben stimmte uns heiter neben dem Gefühl, wieder ein Eigenthum zu haben, das von allen Seiten die Sonne beschien. Wir fingen an, uns glücklich zu fühlen, in der Hofnung, es sollte besser

*) Siehe den zweiten Band S. 95—105.

werden, und fanden allmählig Troſt im Leiblichen. Das Zuſammenleben mit den Kindern fingen wir nun erſt an von ſeiner lichteſten Seite zu genießen, da die unvermeidlichen Störungen ſich immer ſeltener einfanden. Selbſt die kleinen Freuden aus alter Zeit ſollten zurückkehren. Voß hatte oft den Wunſch geäußert, wieder einen Vogel um ſich zu haben. Da brachte Heinrich eines Tages einen Baſtard-Stieglitz, der bald völlig zahm wurde, und als Liebling Aller uns nach Heidelberg gefolgt iſt. Auch für ein Klavier, wonach ſich der Vater vorzüglich ſehnte, wußte der Sohn bald Rath zu ſchaffen.

In dieſem Gefühle wiederkehrender Heiterkeit vergingen die Sommer-Monate, obgleich das Gefühl, eine Heimat gefunden zu haben, ſich nicht einſtellen wollte. Dem Vorſaz, uns keine Klagen gegen einander zu erlauben, blieben wir treu, ſo ſchwer uns dieſes oft wurde, da wohl mancherlei eine Klage zuließ. Was uns fortwährend drückte, war die Geiſtesabnahme meines Bruders in Meldorf, die ſich in Folge eines Schlagfluſſes einſtellte, und für ihn und die Seinigen eine traurige Zukunft vorausſehen ließ, wenn er in einem ſolchen Zuſtande noch eine Weile fortleben ſollte. Dazu kam die Sorge um unſern Heinrich, der von einer zur Herſtellung ſeiner Geſundheit unternommenen Reiſe in die Heimat bedenklich krank zurückkehrte, ſo daß wir längere Zeit auf das Äußerſte gefaßt ſein mußten. An die Freude über ſeine endliche Geneſung

knüpften sich Unterhandlungen mit Weimar, welche namentlich für den Sohn entscheidend werden sollten.

Gegen Weihnachten kamen Anträge an Voß, die durch Böttigers Abgang erledigte Stelle als Director am Weimarschen Gymnasium zu übernehmen. Da er hierauf nicht eingehen wollte, bot man ihm die Oberaufsicht der Landesschulen, unter der alleinigen Verbindlichkeit, nur manchmal einige Wochen in Weimar zuzubringen. Seinen Sohn wolle man als Professor anstellen, mit der Aussicht, Director zu werden. Auch dieses mußte abgelehnt werden, und so vereinigte man sich endlich dahin, daß für Heinrich eine neue Lehrstelle errichtet wurde, die er mit dem nächsten Frühjahre antrat. Um auch Voß etwas Angenehmes zu erweisen, erfolgte eine Anweisung auf eine Naturalienlieferung von Holz, Korn und Wildpret, die sich auf etwa 200 Thaler belief.

Während uns der Plan zu einer Reise ins südliche Deutschland beschäftigte, auf welcher wir Miller in Ulm zu besuchen gedachten, gelangte an Voß der Antrag, als Vorsteher des philologischen Seminars nach Würzburg zu gehen. Die Geschichte dieses Rufs erzählt er in der Recension des Baierschen Lehrplans (Kritische Blätter, Band II. S. 21) auf folgende Weise:

„Im Anfange des Jahres 1804 schrieb mir Paulus *), ich möchte in dem wärmeren Würzburg, wenn

*) S. die Briefe an Paulus vom 3. Mai und 2. Aug. 1804.

nicht als Lehrer, doch als Rathgeber, für eine von mir zu bestimmende Vergütung, mich niederlassen. Ruhe, ländlicher Aufenthalt und Umgebungen fesselten mich in Jena. Es kam im April ein erneuerter Antrag, zugleich für meinen ältesten Sohn; auch dieser ohne Erfolg. Im Ausgange des Julius, als ich grade nach Ulm und Carlsruhe verreisen wollte, ward ich ersucht, Lehrer der klassischen Literatur für Würzburg und andere Örter vorzuschlagen. Ich machte den kleinen Umweg, meinem Freunde die Vorschläge mündlich zu entwickeln, und die unter glücklichen Einflüssen aufblühende Akademie zu sehn. Bald wurden die vorigen Anträge mit so einnehmender Güte wiederholt, daß, sie abzulehnen, Anstrengung erfoderte; aber, ländliche Ruhe! blieb meine Losung. Man begegnete allen Einwürfen, man sicherte mir die bisherige Lebensart, wenn ich, unter dem Schuze der Akademie, ein filologisches Seminar durch selbsterwählte Gehülfen einrichtete und in Aufsicht nähme. Nach entschiedenem Ob, vernahm ich das Wie aus dem Munde des innigst verehrten Grafen von Thürheim. Von mir ward keine Bedingung gemacht; ich hörte allein, und mehr als ich erwartete. Die Abrede ward der höchsten Bestätigung heimgestellt; ich reiste ab, und kam früher, als nöthig war, nach Würzburg zurück. Statt des Grafen von Thürheim, den Geschäfte in München aufhielten, fand ich den befremdenden Studienplan, und lebhafte Anstalten zur neuen Organisation. Herr Graser,

den ich hochachte, und Herr Wismayr ließen von Herrn Paulus sich zu mir führen, und hörten die Gründe meiner Abneigung; Herr W. zwar ohne sie zu verstehn. Ich sah nun wohl, daß die Hauptbedingung, in welche ich einging, ein ruhiger Wirkungskreis, jezt unerfüllbar, und für solche Schulen ein solches Seminar zwecklos sein müßte. Um wo möglich den raschen Gang der Schulrevolution zu hemmen, erklärte ich öffentlich (in der Jen. Allg. Lit.-Zeitung) meine Bedenklichkeit. Meine Bedenklichkeit hat sich nicht wieder in Mut verwandelt. Wo die hierarchische Hyder aus dem Scheintode im Verborgenen keimt und schlängelt, da ist nicht gut Kränze flechten."

Die Anstalten zur Reise wurden mit zunehmender Heiterkeit immer eifriger betrieben. Im August saßen wir in unserm gemächlichen Wagen, für dessen Anschaffung der treue Kammerrath Vogel Sorge getragen hatte. Jenseits Würzburg bezogen sich unsre meisten Gespräche auf die Hofnung, dort einen behaglichen Ruhesiz zu finden. Aber schon in Ulm wurde diese Hofnung bedeutend gestört, und wir fingen an, selbst im Gespräche mit Miller, alles Gute in Jena fest zu halten.

Das Leben mit Miller, in welchem Voß so ganz den alten herzlichen Freund wieder erkannte, wirkte einzig wohlthätig auf ihn, nur war der Eindruck bei beiden verschieden. Miller fand Voß äußerlich wenig verändert, aber heiterer und sanfter und duldsamer.

Voß hingegen fand Miller, den er zulezt als schlanken, sich leicht bewegenden Jüngling gesehn, voll und rund und zu feierlich als Consistorial-Rath, woran er sich erst gewöhnen müsse. Beide gestanden sich ihre Eindrücke mit alter Offenherzigkeit, täglich wurden mehr alte Gefühle frisch, und oft war ich Zeuge der innigsten Liebeserklärungen zwischen beiden. Voß konnte nicht aufhören zu sagen: „Du wirst mir täglich mehr der alte Miller!“ und dieser: „Du wirst mir täglich mehr der alte Voß!“ In allen Wendungen des Gespräches waren sie bei den wichtigsten Dingen eines Sinnes, und auch wenn es das Heiligste nicht galt, ward es ihnen nie schwer, einen Vereinigungspunkt zu finden; nur war Miller in Manchem leichter befriedigt, als Voß, und dieses gab nie — Streit. Jeder gab Rechenschaft von seiner Ansicht, und meinte dann, daß es ein langweiliges Leben auf Erden sein würde, wenn Alle dieselbe hätten. Sie wurden sogar so jugendlich, daß sie die beiden Samstage ihres Zusammenseins Bundestag hielten, und manches seitdem Geschriebene strenge kritisirten, auch Plane machten zu künftigen Arbeiten, ehe jeder diese schöne Welt — denn wahrhaft schön schien sie beiden im Wiedervereintleben! — mit einer schöneren vertauschte. Voß hob sich in solchen Stunden einmal so weit, daß er zu Miller sagte: „Wenn Stolberg einige Tage unter uns lebte, er würde sich und seine jezigen Ansichten so weit in den Hintergrund stellen, daß er ein

Bundesbruder sein würde wie in alter Zeit, und wie er es auch noch manchmal in Eutin sein konnte." — Es ward nun beschlossen, daß wir uns wo möglich jedes Jahr besuchen wollten. Die erste Zusammenkunft sollte bei uns sein, in Würzburg oder in Jena. Wenig ahndeten wir, daß diese die lezte sein würde.

Die wunderherlichen Gegenden fast überall und die fröhliche Thätigkeit der Landleute gaben uns die angenehmsten Unterhaltungen. Hier sahen wir zuerst die frischen Landmädchen die in den Wiesen geschnittenen Futterkräuter in ungeheuren Lasten auf dem Kopf tragen, als wären sie nicht schwerer wie die weggethane Haube, die auf dem Rücken hing. Voß fühlte so frisches Leben in sich, daß er oft sagte, er möchte jezt wieder Lieder singen, wenn Schulz mit seinen Tönen noch lebte. Ein großer Genuß war es, das Brechen des Obstes zu sehen, an Wegen, in Äckern und Gärten; dabei das fröhliche Gekreisch der Kinder, wenn die überreifen Äpfel herunterfielen, und die große Sorgfalt, mit der der Segen vor Beschädigung geschont und heimgebracht ward.

Die einfachen häuslichen Sitten der Ulmer erinnerten uns lebhaft an unser liebes Dithmarschen. Gastfrei ward dem Besuchenden vorgesezt, was die Tageszeit zum Bedürfnis machte und was sich grade vorfand, ohne in der Bewirtung bedeutend von dem abzuweichen, was Hausſitte war. Galt es aber einen Ehrenschmaus, deren wir mehrere erlebten, so mochte

einen wol die Angſt anwandeln, wie man den großen Anmuthungen Genüge leiſten würde; doch herſchte auch hier die heitere Laune der Wirte, die ſich durch freien Genuß des Gaſtes geehrt fanden, ohne ihm durch zudringliches Nöthigen Feſſeln anlegen zu wollen.

Sehr wohl ward es uns an allen Orten, welche wir auf der Reiſe außerdem berührten, und die gemachten Erfahrungen konnten nur dazu dienen, die angenehmſten Eindrücke zu hinterlaſſen. In Carlsruhe lebten wir einige Tage mit Weinbrenner. Wie einzig herzlich erſchien uns gleich dieſer Mann, und welche Freude gab uns ſeine Zufriedenheit mit unſerm Sohne, welchen er vor kurzem in ſein Inſtitut aufgenommen hatte. Von den Würzburger Planen wollte er nichts hören. Ins Badiſche müſſe Voß ziehen, und bei der neugeſtifteten Univerſität in Heidelberg nüzlich werden. Ja er wollte durchaus mit Voß nach Baden gehn, um daſelbſt die Sache mit dem Kurfürſten einzuleiten, und gab faſt unwillig nach, als Voß dieſes ſtandhaft verweigerte.

In Heidelberg ſchickte Voß gleich nach Creuzer, welchen ihm Griesbach als ehemaligen Hausgenoſſen empfohlen hatte; ich aber nach einem Schmied, um unſern Wagen repariren zu laſſen. Als ich gerufen ward, um mit dem Wagenarzt zu reden, ſtand Creuzer vor mir, und ich wollte eben meine Unterhandlung mit ihm beginnen, als er ſich Voß zu erkennen gab. Den Abend wurde zu einem Spazier-

gange nach dem Schlosse benuzt. Damals war die Umgebung der Ruine noch eine Wüste, wenn man sich erlauben könnte, so Schönes eine Wüste zu nennen.

An Creuzers Bekanntschaft hatte Voß im Ganzen Freude, obgleich ihm eine gewisse mit Demut gepaarte Freundlichkeit nicht gefallen wollte; wobei er vielleicht besser für sich würde gesorgt haben, wenn er den ersten Eindruck festgehalten hätte. Wir legten uns spät zur Ruhe, aber die lebhaften Abendgespräche und die Aufregung nach solchem Spaziergange bei untergehender Sonne ließen uns wenig schlafen.

Früh am Morgen saßen wir wieder im Wagen, und die Fahrt nach Neckarelz mit allen ihren wunderbaren Abwechselungen entzückte uns fast noch mehr als der gestrige Abend, weil wir sie allein genossen. Es war ein einzig schöner Herbsttag, an dem der leichte Frühnebel uns häufig verbarg, was er uns eben so häufig durchschimmern ließ. Dieser Tag steht recht fest in meinem Herzen. Voß war so heiter, so ganz der alte Voß in seiner vollen Liebenswürdigkeit — obgleich eine ungewisse Zukunft vor uns lag —, daß ich nie die Worte vergessen werde, die er mir unterwegs sagte: „Wir wollen uns freuen, daß wir noch wie die Kinder ganz in der Gegenwart leben können.“

Die Tage in Würzburg waren nicht geeignet, eine heitre Stimmung zu unterhalten, sie gaben uns aber die Überzeugung, daß unser Paulus ein echter Freund sei, und das achteten wir für Gewinn des Lebens.

Zwar nicht ohne Hofnung, daß ſich alles noch beſſer geſtalten könne, war er doch weit entfernt, irgend etwas beſchönigen zu wollen, was ſich in der Zwiſchenzeit geändert hatte. Wir reiſten mit dem frohen Gefühl ab, noch zur rechten Zeit gefunden zu haben, daß Würzburg für Voß kein Paradies werden könne, und mit dem feſten Vorſaz, in Jena alles Gute möglichſt anzuerkennen.

Im Winter ging es mit Voßens Geſundheit wenigſtens leidlich, doch ſank der Mut wieder, da es mit der Arbeit nicht nach Wunſch gehen wollte, und er bei rauherem Wetter die Spaziergänge einſtellen mußte. Sehr angelegentlich drang er darauf, daß ich die auf mir ruhenden Hauslaſten bald möglichſt vermindert ſehen ſollte. Denn wohl hatte er bemerkt, daß mein Antheil, ſeit wir in Jena waren, meine Kräfte überſtieg, aber wir hatten vermieden, über dieſen Punkt zu reden, weil wir kein Mittel zur Abhülfe vor uns ſahen. In Ulm hatte ich erfahren, daß es dort nicht an Mädchen fehle, die daran gewöhnt wären, ohne übertriebene Anſprüche an die Welt, keine Arbeit für zu niedrig zu halten, zu welcher eine rechtliche Hausfrau ſich unter Umſtänden gern entſchließt. Eine ſolche ward mir vorgeſtellt, wir vereinigten uns über die Bedingungen, und die Wahl fiel gegenſeitig nach Wunſch aus, ſo daß ich wieder herzlich dankbar mich meines Lebens freuen konnte.

Im Frühjahr 1805 bekam Voß einen Brief von Weinbrenner mit der Meldung, der Kurfürſt

wünsche, er möge Heidelberg zu seinem Aufenthalte wählen, und ihm 500 Gulden Pension biete. Die Freude darüber war sehr groß, aber das Gefühl doch vorherschend, daß Voß für diese Summe Jena nicht verlassen dürfe, ohne undankbar gegen so manche Freundlichkeiten zu erscheinen. Da kam ein zweiter Brief vom Curator Hofer, nach welchem die Pension auf 1000 Gulden erhöht und freier Umzug bewilligt wurde. Wer war nun froher als wir? Es war ein einziges Leben, welches von diesem Augenblick an in uns erwachte, und wir konnten uns kaum überzeugen, daß nicht alles ein Traum sei.

Ehe wir Jena verließen, entschlossen wir uns noch nach Leipzig zu gehen, wozu der alte Nicolai, der damals sehr leidend war, Voß dringend aufgefodert hatte. Auch in Giebichenstein bei Reichardts ward vorgesprochen, wo wir die liebe alte Mutter Alberti wußten, die ihr traurig gewordenes Leben bei den Söhnen in Schlesien zu enden gedachte. Das war ein höchst trauriges Wiedersehen! Wir sahen kaum einen Schatten der alten Gestalt, fanden aber ganz die liebende Mutter wieder, die sie uns immer gewesen war und der wir so vieles verdankten. Drei von ihren Töchtern waren in der Zeit katholisch geworden. Gespräche über diese, das fühlten wir gleich, mußten vermieden oder abgeleitet werden, wenn ihr volles Herz manches gab, was sie nicht zurückhalten konnte.

II.

Über Voßens Verhältnis

zu

Schiller und Göthe.

Über Voßens Verhältnis zu Schiller und Göthe.

(Von Erneſtine Voß.)

Ich habe den Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt geleſen. Dabei ſind mir Schiller und Voß einander gegenüber ſo lebendig geworden, daß ich, ſo weit das Vermögen geht, verſuchen will, die Eindrücke meiner Seele im Zuſammenhange wiederzugeben.

Schiller und Voß als Menſchen mußten ſich liebgewinnen. Der Erfolg hat dies bewieſen, als ſie ſich kennen lernten, obgleich die Umſtände bei unſerm Leben in Jena ſich nicht ſo fügten, daß ſie ſich oft und anhaltend geſehn hätten. Aber als Schriftſteller war eine zu große Kluft zwiſchen ihnen, die ihre gegenſeitige Anſicht vom Dichterberuf nicht auszufüllen erlaubte. Vom höchſten Ideal hatten beide ganz verſchiedene Begriffe. Voß auf ſeinem von Jugend auf abgeſchiedenen Standpunkte ſchloß ſich, ſobald er denken

und empfinden konnte, an die Alten, und je vertrauter er im Fortschreiten seines Wissens mit ihnen ward, desto fester ward auch seine Ansicht, daß unsre eigene Veredelung nur auf den Alten beruhe. Oft und lebhaft hat er sich hierüber ausgesprochen, aber es wieder mitzutheilen liegt nicht in meiner Macht; so glücklich es mich machte, wenn ich, was warm im Gespräche lebte, stillhorchend mitfühlen konnte. Schiller dagegen hatte keine warme innere Liebe für die Alten; sein Ideal war: die Kraft der Neueren könne und müsse etwas Höheres erstreben, und dieses schien ihm bei seiner Lebhaftigkeit und redlichen Anstrengung in allem, was er vornahm, nicht schwer. Diese Anstrengung mit dem Gefühl verbunden, sein Ziel zu erreichen, hätte Voß mit lebhafter Freude empfunden, wenn er diese Briefsammlung noch erlebt, aber die Hauptansicht in derselben, wenn auch in sanftem Tone, gemisbilligt, so wie sich Schiller auch wol der Ergießungen über Voß enthalten hätte, die Vorurtheil voraussezen. Gerne wäre ich Zeuge eines Gesprächs zwischen beiden über griechische Weiblichkeit gewesen, da Voß von der Schönheit der weiblichen Charaktere im Homer so ganz durchdrungen war. Lebendig ist mir noch im Sinne, wie er sich im Jahre 1817 über die Nausikaa aussprach, als er in Eutin mit dem Herzog von Oldenburg bei Tischbein zusammengetroffen war. Tischbein hatte eben seine drei schönen homerischen Gemälde vollendet, der Herzog bestellte ein vier-

tes, und Voß ſollte den Inhalt angeben. Er ſchlug den Abſchied des Odyſſeus aus dem Kreiſe derer vor, die ihm das Leben gerettet. Es ward die Scene gewählt, wo das unſchuldige Mädchen mit der Liebe zum Odyſſeus im Herzen hervortrit, und von Odyſſeus den Segen für ihr künftiges Leben in Empfang nimt. Mittheilen möchte ich auch wol, wie er ſich über den Charakter der Penelope äußerte: ihre rührende Stimmung in der Einſamkeit, ihr Verhältnis zum Sohne und zu den Freiern, zum Laertes und allen Dienenden. Selbſt für die Helena konnte er Nachſicht und Mitleid erregen.

So gewiß Voß und Schiller über den Begriff von Sentimental und Naiv nie einig werden konnten, bin ich doch überzeugt, daß ſie im Geſpräch ſich in ihren Meinungen näher gerückt wären. Sicher aber wäre Schiller vor dem Gedanken erſchrocken, ein Urtheil über Voß, in einem Briefe ſo kurz und ſcharf hingeſtellt, nachdem beide von der Welt geſchieden, der öffentlichen Mittheilung zu übergeben. Schillers Freude an der Schlegelſchen Homer-Recenſion, ſein Verdammungswort über die Gedichte des Almanachs von 1796, verbunden mit den Äußerungen im Briefwechſel zwiſchen Göthe und Schiller, als zeigten ſie Nachlaß des Geiſtes, und fielen ſogar in einen krämmelnden Ton —, alles dieſes würde Voß wehe gethan haben, weil er auf jene Lieder Werth legte, und ſein ganzes Weſen in ernſten und heiteren Stun-

den von den Gefühlen durchdrungen war, die in ihnen mit solcher Wärme ausgesprochen sind. Aber nach seiner Natur hätte eine solche Aufwallung der Seele nur von kurzer Dauer sein können, und was sein guter Geist ihm später eingab, wäre dennoch entstanden, ohne Beimischung des Gefühls, ob es Beifall erhalte oder nicht. Wie er in dieser Rücksicht dachte und fühlte, mögen zwei seiner Epigramme deutlich machen:

Trefflichkeit.

Treffliche nennt hier einer mit Lob, dort einer mit Tadel;
Doch das Gemeine versinkt, weder gekannt noch bemerkt.

Kunstregel.

Thue dir selber genug! Im misurtheilenden Volke
Wird dich ein anderer schlecht nennen, ein anderer gut.

Tadel konnte Voß wohl ertragen, aber im gerechten Gefühl seines eigenen Werthes, und bei dem ihm stets nahen Gedanken, wie weit er noch von dem erstrebten Ziele entfernt sei, keinen ungerechten Tadel. So wenig ihm daher die Schlegelsche Recension im Ganzen weder gerecht noch billig schien, so ernstlich prüfte er dennoch die einzelnen Rügen und Vorschläge zu Verbesserungen, obgleich die Ausbeute eben nicht bedeutend war.

Schillers Worte über Voß haben auch mir wehe gethan, aber in Verwunderung konnten sie mich nicht sezen, da sie mit Voßens Empfindung über

Schiller als Dichter in Einklang ſtehen. In der Periode, wo Schillers Gedichte in den Almanachen zuerſt mit großem Beifalle aufgenommen wurden, hat Voß, ſelbſt in geſelligen Zirkeln, wohl ſein Urtheil gegeben, wenn auch weniger ſcharf, als im traulichen Stübchen. Denn er merkte bald, daß es bei manchem nicht in dem Sinne wirkte, wie es gegeben war, ſondern daß man ihn eines kleinlichen Gefühls fähig hielt, welches nicht in ſeiner Seele lag. Mit Stolberg über Schiller zu reden, vermied er gern, da die Götter Griechenlands dieſen in einen heiligen Zorn geſezt hatten, den Voß nicht theilen konnte.

Voß fand in Schillers Gedichten das unleidlich, was Schiller Pathos nennt. Er ſagte wol: Sie reizen den Vorleſer, ſich ſelbſt dabei in ſeiner Kunſt zu heben, aber ich möchte den Zuhörer ſehen, der ſich ſelbſt und anderen Rechenſchaft geben könnte, was ihm innerlich eigentlich wohlgethan. Wie oft hat er mir ein Gedicht vorgeleſen, und die einzelnen Schönheiten lebhaft empfunden; aber faſt jedesmal legte er mitten im Leſen das Buch ſchweigend hin, ſich in einem Geſpräche Luft machend, nachdem er einigemal im Zimmer ruhig auf- und abgegangen war. Auch bei den Schauſpielen machte er den Verſuch, ob er mit der Welt fortſchreiten könne. Den Wallenſtein las er uns in den Abendſtunden vor, aber es ging bei weitem nicht ſo, daß wir uns nach ihnen ſehnten. Die Weitſchweifigkeit in den Ergießungen Einzelner er-

regten ihm Misbehagen, so wie das Übermaß der Sentenzen; doch ward er leicht wieder so geduldig, um weiter zu lesen. Maria Stuart las er ebenfalls noch vor; gegen die Jungfrau von Orleans sträubte er sich, so sehr er auch Einzelheiten, die nach seinem Ausdrucke rein menschlich waren, zu loben hatte. Über die Braut von Messina unterhielt er sich in Jena lange mit seinem Sohne Heinrich, dessen enthusiastische Liebe für Schiller ihm nur Freude machen konnte. Es war sehr angenehm für mich, zu bemerken, wie beide sich allmählig begegneten, und am Ende in ihrem Urtheile sich ziemlich vergleichen konnten. Denn nach dem Eindrucke, den Schillers liebenswürdige Persönlichkeit auf Voß gemacht hatte, ward jedes Urtheil von ihm über den Dichter bei weitem eindringender für andere, als es vorher sein konnte. Als Wilhelm Tell in Weimar aufgeführt ward, war er selbst leidend, aber sehr dringend, wenigstens der Gattin und den Söhnen die Freude dieses Genusses zu verschaffen. Dieser Abend wird mir stets unvergeßlich sein. Ich saß in Schillers Loge neben ihm, und ich sah in seinem unbeschreiblich heitern Gesicht, wie jedes Gelungene in der Aufführung, und jeder Beifall, der dem Dichter galt, auf ihn wirkte; besonders die Scene mit dem Apfel, welche von Vater und Kind so gegeben ward, daß jeder Zuschauer von der Angst ergriffen ward, als ob er Wirklichkeit vor sich sähe. Auch ich mußte ihm die Hand reichen, die er mir herzlich drückte.

Über Schillers Schauspiele hat Voß, wenn er dazu veranlaßt ward, sich schon in Eutin offen ausgesprochen; es geschah um so unbefangener, da von Vergleichungen mit sich selber hier nicht die Rede sein konnte, und oft fand er in den Gefühlen Anderer Einklang mit eigenen.

Der Xenien-Almanach machte einen sehr üblen Eindruck auf Voß, den er lange nicht verschmerzte, so viel anziehendes für ihn sie auch enthalten mochten; nur fühlte er, Wiz und Laune dürften nicht angewandt werden, anderen wehzuthun oder gar zu schaden. Es sei unrecht, Gleim, der einen Halladat gedichtet, Kriegslieder gesungen, die eine Zeitlang im Munde Aller gewesen, und Fabeln geliefert, die zum Theil schwer zu übertreffen seien, so an sein Alter zu erinnern, weil seine Lieder nicht mehr den für ächt gehaltenen Ton anstimmten, obgleich selbst diese Lieder auf einen großen Theil der Leser zum Guten wirkten *). Die erste lernende Wirkung dieser Menschen-Ausstellung war ihm sehr unangenehm. Selbst in Eutin, wo wenig Gedrucktes Theilnahme fand, waren mehrere Exemplare in Umlauf, und es fehlte nicht an zudringlichen Bitten um Entzifferung der angedeuteten Namen, wozu er sich aber nicht verstand, und sich auch mit seiner

*) Vergl. den Brief an Gleim vom 9. April 1797. Bd. II. S. 384.

wünschte, er möge Heidelberg zu seinem Aufenthalte wählen, und ihm 500 Gulden Pension biete. Die Freude darüber war sehr groß, aber das Gefühl doch vorherschend, daß Voß für diese Summe Jena nicht verlassen dürfe, ohne undankbar gegen so manche Freundlichkeiten zu erscheinen. Da kam ein zweiter Brief vom Curator Hofer, nach welchem die Pension auf 1000 Gulden erhöht und freier Umzug bewilligt wurde. Wer war nun froher als wir? Es war ein einziges Leben, welches von diesem Augenblick an in uns erwachte, und wir konnten uns kaum überzeugen, daß nicht alles ein Traum sei.

Ehe wir Jena verließen, entschlossen wir uns noch nach Leipzig zu gehen, wozu der alte Nicolai, der damals sehr leidend war, Voß dringend aufgefodert hatte. Auch in Siebichenstein bei Reichardts ward vorgesprochen, wo wir die liebe alte Mutter Alberti wußten, die ihr traurig gewordenes Leben bei den Söhnen in Schlesien zu enden gedachte. Das war ein höchst trauriges Wiedersehen! Wir sahen kaum einen Schatten der alten Gestalt, fanden aber ganz die liebende Mutter wieder, die sie uns immer gewesen war und der wir so vieles verdankten. Drei von ihren Töchtern waren in der Zeit katholisch geworden. Gespräche über diese, das fühlten wir gleich, mußten vermieden oder abgeleitet werden, wenn ihr volles Herz manches gab, was sie nicht zurückhalten konnte.

II.

Über Voßens Verhältnis

zu

Schiller und Göthe.

Über Voßens Verhältnis zu Schiller und Göthe.

(Von Erneſtine Voß.)

Ich habe den Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt geleſen. Dabei ſind mir Schiller und Voß einander gegenüber ſo lebendig geworden, daß ich, ſo weit das Vermögen geht, verſuchen will, die Eindrücke meiner Seele im Zuſammenhange wiederzugeben.

Schiller und Voß als Menſchen mußten ſich liebgewinnen. Der Erfolg hat dies bewieſen, als ſie ſich kennen lernten, obgleich die Umſtände bei unſerm Leben in Jena ſich nicht ſo fügten, daß ſie ſich oft und anhaltend geſehn hätten. Aber als Schriftſteller war eine zu große Kluft zwiſchen ihnen, die ihre gegenſeitige Anſicht vom Dichterberuf nicht auszufüllen erlaubte. Vom höchſten Ideal hatten beide ganz verſchiedene Begriffe. Voß auf ſeinem von Jugend auf abgeſchiedenen Standpunkte ſchloß ſich, ſobald er denken

und empfinden konnte, an die Alten, und je vertrauter er im Fortschreiten seines Wissens mit ihnen ward, desto fester ward auch seine Ansicht, daß unsre eigene Veredelung nur auf den Alten beruhe. Oft und lebhaft hat er sich hierüber ausgesprochen, aber es wieder mitzutheilen liegt nicht in meiner Macht; so glücklich es mich machte, wenn ich, was warm im Gespräche lebte, stillhorchend mitfühlen konnte. Schiller dagegen hatte keine warme innere Liebe für die Alten; sein Ideal war: die Kraft der Neueren könne und müsse etwas Höheres erstreben, und dieses schien ihm bei seiner Lebhaftigkeit und redlichen Anstrengung in allem, was er vornahm, nicht schwer. Diese Anstrengung mit dem Gefühl verbunden, sein Ziel zu erreichen, hätte Voß mit lebhafter Freude empfunden, wenn er diese Briefsammlung noch erlebt, aber die Hauptansicht in derselben, wenn auch in sanftem Tone, gemißbilligt, so wie sich Schiller auch wol der Ergießungen über Voß enthalten hätte, die Vorurtheil voraussezen. Gerne wäre ich Zeuge eines Gesprächs zwischen beiden über griechische Weiblichkeit gewesen, da Voß von der Schönheit der weiblichen Charaktere im Homer so ganz durchdrungen war. Lebendig ist mir noch im Sinne, wie er sich im Jahre 1817 über die Nausikaa aussprach, als er in Eutin mit dem Herzog von Oldenburg bei Tischbein zusammengetroffen war. Tischbein hatte eben seine drei schönen homerischen Gemälde vollendet, der Herzog bestellte ein vier-

tes, und Voß ſollte den Inhalt angeben. Er ſchlug den Abſchied des Odyſſeus aus dem Kreiſe derer vor, die ihm das Leben gerettet. Es ward die Scene gewählt, wo das unſchuldige Mädchen mit der Liebe zum Odyſſeus im Herzen hervortrit, und von Odyſſeus den Segen für ihr künftiges Leben in Empfang nimt. Mittheilen möchte ich auch wol, wie er ſich über den Charakter der Penelope äußerte: ihre rührende Stimmung in der Einſamkeit, ihr Verhältnis zum Sohne und zu den Freiern, zum Laertes und allen Dienenden. Selbſt für die Helena konnte er Nachſicht und Mitleid erregen.

So gewiß Voß und Schiller über den Begriff von Sentimental und Naiv nie einig werden konnten, bin ich doch überzeugt, daß ſie im Geſpräch ſich in ihren Meinungen näher gerückt wären. Sicher aber wäre Schiller vor dem Gedanken erſchrocken, ein Urtheil über Voß, in einem Briefe ſo kurz und ſcharf hingeſtellt, nachdem beide von der Welt geſchieden, der öffentlichen Mittheilung zu übergeben. Schillers Freude an der Schlegelſchen Homer-Recenſion, ſein Verdammungswort über die Gedichte des Almanachs von 1796, verbunden mit den Äußerungen im Briefwechſel zwiſchen Göthe und Schiller, als zeigten ſie Nachlaß des Geiſtes, und fielen ſogar in einen krämmelnden Ton —, alles dieſes würde Voß wehe gethan haben, weil er auf jene Lieder Werth legte, und ſein ganzes Weſen in ernſten und heiteren Stun-

durch seine Gegenwart nicht stören ließ, von allem zu erzählen, was ich erhascht. Ich holte Wein und was sich sonst fand herbei, um den Gast zu erfreun, und wir stießen auf ein behagliches Leben in Jena an.

Den ersten Winter sahen wir Göthe gar nicht; wie schwer er war, konnte Göthe nicht wissen, da es nicht in Voßens Art lag, überstandene Übel durch Erzählung aufzufrischen. Ein paar freundliche Billette erhielt Voß von ihm durch Reisende, die seine Bekanntschaft wünschten.

Als wir im neuen Hause eingerichtet waren, kam Göthe auf mehrere Wochen nach Jena, und besuchte uns oft; auch holte er Voß mehrmals zu einer Spazierfahrt ab, von der dieser stets heiter nach Hause zurückkehrte. Unsre Bitte, Abends zuweilen mit uns vorlieb zu nehmen, erfüllte er gern; sich anmelden zu lassen, dazu war er nicht zu bewegen, hinzufügend, für das, was er bei uns sich holen wollte, wäre auch das kleinste Mahl das rechte.

Gegen mich war er stets sehr artig. Eine Freundlichkeit werde ich ihm nie vergessen, die mein Herz traf. Einmal fand er mich im Garten knieend auf dem Boden, um die Einfassung auszubessern. Er untersuchte theilnehmend mein Geschäft, und rieth Sachen zu wählen, die nicht so leicht vom Zufall gestört würden. Meine Antwort war, ich wäre noch zu unkundig in Jena, um die Pläze zu wissen, wo man sich dergleichen verschaffe. Ich arbeitete fort, während die Herren

auf- und abgingen. Als wir einige Tage später Abends aus einer Gesellschaft heimkehrten, fanden wir alles gar zierlich und hübsch eingefaßt, und überall Sommerblumen hingepflanzt, unter denen so manches alte Bekannte. Göthe wollte den Dank dafür nicht annehmen, ward aber beim nächsten Besuch sehr heiter gestimmt durch unsre Freude daran.

Göthe redete auch mit Voß traulich über den Erziehungsplan seines August, den er zuweilen mitbrachte. Es war ein gar lieber lebendiger Knabe. Der Rath fand Eingang, daß er ihn früh gewöhnen müsse, sich in bestimmten Stunden zu irgend einem Zweck zu beschäftigen, und Rechenschaft von dem zu geben, was er aufgefaßt. Während des Aufenthaltes in Jena ward das Anerbieten, ihn täglich eine Stunde und auch wol länger zu beschäftigen, freudig aufgenommen. Ein paarmal ging dies zu gegenseitiger Freude, so lange die Sache dem Knaben noch ein Spiel schien. In der Folge schlief er das Buch vor sich habend ein. Voß erzählte dies Göthe mit Laune, und fügte hinzu: „Ich will nicht bestimmen, ob die Schuld an mir oder an August liegt, denn wir haben beide Gefallen an einander.“ Göthe meinte gleichfalls im scherzenden Ton, er könne es wohl bestimmen, denn er habe ähnliches schon an sich selbst und anderen erfahren. Der Knabe kam noch fortwährend zur bestimmten Stunde, war aber sichtbar froh, wenn Voß grade beschäftigt war und ihn zu mir schickte.

Göthe ließ damals grade die natürliche Tochter drucken, und Voß erfüllte gern seine Bitte, diese in einer bestimmten Stunde mit ihm zu lesen; vorzüglich wolle er seine Ansichten über den Versbau benuzen. Als er das erstemal zu diesem Zwecke kam, begegnete er mir auf der Treppe. Aus Erfahrung kannte er meine Gewohnheit, mich neben die Männer zu sezen, wenn sie mit einander lasen oder sprachen. „Diesmal, sagte er, dürfen Sie nicht bei uns sein, bei der nächsten Vorlesung werde ich Sie aber selbst bitten, Siz und Stimme zu haben." Dazu war der Reineke Fuchs bestimmt, über den beide sehr verschiedene Ansichten hatten; denn Voß hielt dafür, daß Göthe schon durch die Wahl des Hexameters den rechten Ton habe verfehlen müssen*). Zu dieser Vorlesung kam es nie, für Voß ein Beweis, daß die erste Göthe nicht befriedigt. Es war Voß sehr recht, daß Göthe von ihm kein Urtheil über dieses Stück begehrte, da es, wie er sich äußerte, bei ihm einen Eindruck zurückgelassen, den er nicht einmal im Gespräch mit mir wiederholen könne. Solche Verschiedenheit der Ansichten vermochten keinen vertraulichen Verkehr zu begründen, zur Noth nur einen freundlichen.

Gegen die Zeit der Weinlese war Göthe wieder auf einige Monate in Jena, aber er traf es bei uns nicht so, daß bei ihm die Lust zu häufigen Besuchen

*) Vergl. Band II. S. 392.

entstehen konnte; denn was uns drückte, lag außer dem Kreise seiner Theilnahme. Doch sollten wir ihn auch in dieser Zeit von seiner liebenswürdigsten Seite kennen lernen. Dann kam er Abends in seinen Mantel gehüllt, den er, wie er erzählte, noch in seiner Kriegsperiode genutzt, und hatte vorn auf der Brust eine Laterne, an einem Haken hängend. So faßte ihn einmal Voß, als er seine Hülle abgeworfen hatte, kräftig schüttelnd an beide Schultern, und sagte: „Ihr habt etwas gemacht, was uns gar sehr misfallen.“ — Wie so? rief er verwundert, mit ernstem Gesicht. — „Ihr habt eine Sammlung so schöner Lieder so eben drucken lassen, und uns nicht einmal auf diese Freude vorbereitet.“ Der Übergang vom Ernst zu heiterer Gemüthlichkeit in seinem schönen Auge war unbeschreiblich, und er ließ uns beide fühlen, daß ihn dieses angenehm überrascht. Voß las nun mehrere Lieder selbst vor, über andere entstand ein lebhaftes Gespräch. — Ein andermal trat er ins Zimmer, als ich eben einen herzlich kindlichen Brief von seiner Nichte Nicolovius erhalten hatte, in dem sie auf ihre gar zu liebe Weise aus dem häuslichen Kreise erzählte, wo ich so ganz heimisch war. Von dieser Nichte hatte ich ihm schon manches mitgetheilt. „Wenn Sie diesen Brief lesen,“ sagte ich zu ihm, „so sehen Sie das liebe Kind ganz wie es ist.“ Er nahm ihn rasch aus meiner Hand, und fing mit heitern Zügen an zu lesen. Allmählig wurden sie ernster, und am Ende liefen ihm die hellen

Thränen über die Wangen. Er saß eine Weile schweigend, bis er mit lebhaftem Gefühl ausrief: „Diese Tochter ist das wahre Ebenbild meiner Cornelia.“

Als die Unterhandlungen mit Weimar über unsern Sohn in Gang kamen, entschloß sich Voß, auf Göthe's Bitte, selbst auf einige Tage hinüber zu gehen. Wie gerne wär' ich daheim geblieben, aber eine Flechtenwunde an seinem Rücken machte meine Gegenwart nothwendig. Göthe hatte für eine bequeme Wohnung in seiner Nähe gesorgt. Der Empfang in seinem Studirzimmer war sehr freundlich. Selbst meine Gaben fanden eine herzliche Aufnahme: ein lockeres Hausbrot, woran er bei uns öfters Freude geäußert, und ein selbstgezogener schön blühender Rosenstock.

Voß hatte sich am Thore den Namen Hofrath Bach gegeben, weil er, durch den Körper gehemmt, dem Herzoge nicht persönlich aufwarten durfte. Eines Nachmittags war dieser ohne Begleitung zu Göthe gekommen, und hatte im launigen Ton geäußert: Er habe aus dem Thorzettel die Ankunft eines Hofrath Bach ersehen, der bei ihm abgestiegen sei. Da er gern neue Bekanntschaften mache, möge er ihm diesen vorstellen. Dies geschah nun auf die ungezwungenste Weise, Voßens Entschuldigung ward als eine natürliche aufgenommen, und er von jeder ferneren Rücksicht freigesprochen. Der Herzog zeigte ihm große Theilnahme, und fügte den Wunsch hinzu, daß er sich bald im

bessern Clima erholen möge, nebst der Versicherung, daß es ihm eine Freude sein würde, wenn er zu seinem Wohlsein beitragen könne.

Über unsern Sohn ward zwischen Voß und Göthe beschlossen, daß er vor dem Antritte seines Lehramtes einige Wochen bei Göthe wohnen, und sich mit den näheren Verhältnissen seines Berufs allmählig vertraut machen solle. Wie wohl er sich dort gefühlt, und wie wahrhaft väterlich er von Göthe behandelt ward, das hat er selbst in Briefen mit aller Wärme eines fühlenden Herzens ausgesprochen *). — Bei der feierlichen Einführung des Sohnes konnte Voß nicht zugegen sein. Er zog es vor, Göthe's Einladung einige Wochen später zu folgen, und seinen Sohn in der Schule zu besuchen. Auch damals war Göthe sehr herzlich gegen uns, besonders Abends, wenn wir an einem kleinen Tisch, in einem kleinen Zimmer unser Abendbrot verzehrten. Lebhaft wiederholte er einen schon früher geäußerten Wunsch, Voß solle vom Herzog eine Pension annehmen, und da dieses verworfen ward, hieß es, Kleinigkeiten für die Wirtschaft dürfe er doch nicht ablehnen: Korn zum Brotbacken, Futter für die Hühner, Brennholz, ein

*) Diese Briefe an seinen Onkel Boie stehen abgedruckt im Gophronizon, Jahrgang 1829, und werden nächstens mit andern zusammengefaßt herauskommen.

paar Hasen und Rehe in die Küche, für welche Gegenstände denn auch bald die nöthige Anweisung erfolgte.

Als die Würzburger Angelegenheit sich zerschlug, war Voß sehr gerührt über die herzliche Freude, mit der Göthe diese Nachricht empfing. Von neuem suchte er seine Bedenklichkeiten wegen der Pension zu heben, und mancherlei Plane kamen zur Sprache, die sein künftiges Leben erheitern sollten. Bei der bald darauf folgenden Verlegung der Allgemeinen Literatur-Zeitung nach Halle, und der Begründung einer neuen in Jena, für die sich Göthe und Voß gleich lebhaft interessirten, fehlte es zwischen beiden nicht an Berührungen, welche Voßens Mut, in Jena zu bleiben, erhöhen mußten. Dazu dienten auch Vorschläge von Weimar aus, unsre feucht befundene Wohnung mit einer anderen zu vertauschen, oder auf einem zu schenkenden Plaze ein neues Haus hinzustellen, bei dessen Bau Voß kräftig unterstüzt worden sollte. Daß Göthe bei allem diesem, wenn nicht Triebfeder, doch Mitwirkender war, wurde freilich nicht ausgesprochen, erhellte aber deutlich aus seiner herzlichen Theilnahme.

Um so auffallender war die Kälte, welche bei Göthe eintrat, als er hörte, daß Voß geneigt sei, die Heidelberger Anträge anzunehmen. Gewiß hat Voß bei seinem Abschied von Göthe mit aller Anerkennung des Guten gedacht, welches ihm in Jena zu Theil geworden, denn er war tief bewegt, daß er bei Göthe nicht den mindesten Anklang gefunden, und

die Art des Zurückziehens von Göthe's Seite hat er sein Leben hindurch schmerzlich gefühlt.

Einigen Aufschluß über diese plözliche Entfremdung fanden wir schon damals in der Art und Weise, wie von einzelnen Äußerungen Voßens über Göthe gegen diesen ein ungeschickter oder übelwollender Gebrauch gemacht wurde. So entstand unter andern auch das bekannte Gerede, daß Göthe's Recension der Voßischen Gedichte eine Satire sei, die Jeder dafür nehme, nur der nicht, der von sich selbst so über Gebühr eingenommen sei. Eine offene gegenseitige Erklärung, die Voß überall geübt, und so häufig mit Erfolg ausgeübt, hätte vielleicht zum richtigen Verständnis geführt, aber ohne ein Bedürfnis des Herzens konnte sie nicht stattfinden.

Auf Voß läßt sich anwenden, was Johannes Müller bei Übersendung seines Bildes an Zschocke schreibt: „Den gewandten Weltmann werden Sie an mir nicht finden, wenn wir uns einst sehen, eher glaube ich eine gewisse, nur zu offene Gutmütigkeit, wie sie einem natürlich ist, der sein Leben so viel möglich mit Büchern und in der Freundschaft zubringt." Durch arglose Offenheit hat Voß sich manches nachtheilige Urtheil zugezogen. Er sprach gerne gegen Jeden sein augenblickliches Gefühl über Menschen und Sachen aus, wo es nur einer kleinen Weglassung oder Ergänzung bedurfte, um dem Gesagten eine andere Gestalt zu geben.

Etwas Tröstliches für Göthe's inneres Gefühl liegt in folgendem Briefe unsers Sohnes Heinrich an seinen Freund Niemeyer, dessen Inhalt er seinen Eltern nicht mitgetheilt hat:

„Bald nach Schillers Tode habe ich einen Auftritt erlebt, den ich nie vergessen werde. Göthe hatte einen kleinen Rückfall von seinem Übel gehabt, und ging zum erstenmal im Park spazieren. An dem Tage hatte er durch Riemer erfahren, daß mein Vater nach Heidelberg gehen würde. Seine Krankheitsschwäche, Schillers Tod und der Verlust meines Vaters lagen schwer auf seinem Gemüte; er fing mit einer Heftigkeit an zu reden, bei der ich vor Entsezen erstarrte. „Schillers Verlust," sagte er unter andern, und dies mit einer Donnerstimme, „mußte ich ertragen, denn das Schicksal hat ihn mir gebracht; aber die Versezung nach Heidelberg, — das fällt dem Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht." — Wir gingen wol fünf Minuten stumm neben einander, denn ich vermochte in dem größten Jammer, den ich je gefühlt, nicht ihm zu antworten. Endlich ergriff er meine Hand, und schüttelte sie mit einer Heftigkeit, wie er nie gethan. Ich sah ihm ins Gesicht, ich fand so viel Güte in seinen Augen, so viel Wohlwollen auf seiner Stirn, so viel menschlich Erquickendes. Er glich einem sanften Regen nach einem Gewitterschauer. Dies war zu viel für mich, ich that mir Gewalt an und verließ ihn. Aber ich hatte den ganzen Abend keine Ruhe,

weil ich einen Rückfall für Göthe zu erblicken glaubte. Noch spät erfuhr ich, Göthe sei sehr bewegt nach Hause gekommen, und habe lange Zeit mit dem Gesicht ans Fenster gelehnt gestanden. Endlich sei der kleine August gekommen, und habe durch allerlei muthwillige Scherze den Vater wieder aufgeheitert." —

Erfreulicher für Voß war die Entlassung des Herzogs von Weimar. Unsre Reise nach Heidelberg führte uns über Eisenach, in die Nähe des herlichen Sommeraufenthalts der Weimarschen Fürsten-Familie. Voß benuzte den Rasttag, durch persönliches Abschiednehmen zu zeigen, daß er fühle, wie wohlwollend der Herzog ihn während seines Aufenthaltes in Jena behandelt habe. Er fand die freundlichste Aufnahme. Der Herzog sagte unter andern: „In Heidelberg können Sie bei Ihren körperlichen Übeln nicht gedeihen; denn in Heidelberg ist man bei aller seiner Schönheit dem Zuge ausgesezt. Sie sollen mir mit Handschlag versprechen, wenn es Ihnen dort nicht wohl ist, daß Sie es mir gleich melden wollen. Dann schaffe ich Ihnen in Weimar ein Haus mit freundlicher Lage, und suche es Ihnen auf alle Weise behaglich bei uns zu machen."

Bei der Herzogin Amalie, in deren Umgebung keine Hof-Etikette statt fand, ist Voß mehrmals mit Göthe gewesen; auch einmal in ihrer Sommerwohnung in Tieffurt zu Mittag.

Leid hat es mir gethan, daß Voß nicht zu be-

wegen war, dem Herzog von Weimar bei seinem funfzigjährigen Regierungs- und Vermählungsfeste Glück zu wünschen. Seine Ansicht war, an einem solchen Feste wären derer, die Theilnahme aussprächen, so viele, daß er sich fürchte, unter den Zudringlichen zu erscheinen. Mein Gefühl war anders.

Seit wir in Heidelberg waren, fanden wechselseitig freundliche Grüße statt. Gegen unsern Sohn in Weimar blieb der väterliche Ton nicht bloß in wissenschaftlichen, sondern auch in persönlichen Verhältnissen. So zeigte er ihm bei einem schmerzhaften Lippenübel die herzlichste Theilnahme, die sich so weit ausdehnte, daß er gerne mit beitrug, ihn aufzuheitern und vor ängstlicher Sorge zu bewahren. Sehr billigte er es, daß der Sohn seine Stelle aufgab und nach Heidelberg zog, um seine Gesundheit zu stärken. Als er später auf einer Reise Göthe wieder besuchte, und gewiß nicht mit vorlauter Andringlichkeit ihm nahte, fand er mit Trauer im Herzen, daß das alte Verhältnis sich anders gestaltet. Er ward freundlich aufgenommen, aber mit der Steifheit, in der Göthe nie liebenswürdig war.

Im Jahre 1814 besuchte Göthe Heidelberg zum erstenmal, und zwar in heiterer Stimmung. Gegen uns war er sehr freundlich, und hatte Gefallen an unsrer gemütlichen Wohnung, so wie an Voßens gestärkter Gesundheit. Auf eine herzliche Theilnahme hatten wir nicht gerechnet, waren also vollkommen be-

friedigt mit der Unbefangenheit und Freundlichkeit. Er brachte auch einen Tag bei uns zu in heiterer Gesellschaft, und wir mit ihm bei anderen Freunden. Im folgenden Jahre kam er wieder nach Heidelberg, aber körperlich unwohl und dadurch verstimmt. Wir hatten nur ein freundliches Wiedersehn mit ihm auf ein halbes Stündchen. Er kam gleich den ersten Abend, und traf Voß in seinem kleinen Zimmer bei der Arbeit. Die Aussicht aus dem Fenster machte ihm so lebhafte Freude, daß er ankündigte, er wolle zu einer Stunde wiederkommen, wo ihn die Sonne nicht störe, und diese herliche Aussicht zeichnen. Die Stunde kam bei seinem Übelbefinden nicht. Unser Sohn nahte ihm diesmal noch schüchterner als das erstemal, und merkte bald, daß ein kurzer Besuch der angemessene war.

Als Göthe's Sohn in Heidelberg studirte, den wir in seiner kindlichen Unbefangenheit gern hatten, fand er in unserm Hause die Aufnahme, welche es ihm zum Bedürfnis machte, oft wiederzukehren. An Heinrich schloß er sich kindlich an, wie er es in Weimar gewohnt gewesen war, und nahm Rath und Warnung so herzlich hin, wie beides gegeben ward.

Nach Voßens Scheiden habe ich an Göthe geschrieben, weil mein Herz es bedurfte, und ich bereue nicht es gethan zu haben, obgleich die Erwiederung durch ein bronzenes Medaillon, ohne einige Zeilen seiner Hand, mich nicht befriedigte. So sehr mich dieses schmerzte, hab' ich doch später erkannt, daß es zum

Ganzen paßte, und eigentlich wol gut gemeint war. — Ein gewisses Dankgefühl gegen Göthe werde ich mit ins Grab nehmen, wie auch Voß es gethan hat. —

Was hier über Göthe gesagt ist, war bis auf die lezten Abſäze geschrieben, als er noch unter uns weilte, und wäre ihm ohne die mindeſte Scheu vorgelegt worden, wenn ihn sein Gefühl dahin geleitet hätte, es zu wünschen.

III.

Allgemeine Andeutungen über Voß.

Allgemeine Andeutungen über Voß.

(Von Erneſtine Voß.)

Es ſind vielleicht Wenige in dem Fall geweſen, ſo oft über Zurückgezogenheit von der Welt und zu große Arbeitſamkeit getadelt zu werden, als Voß. Dieſes hat ihn oft verſtimmt, noch öfter traurig gemacht, indem es ihm das Gefühl gab, daß er ſo äußerſt ſelten einen fand, der ihn beurtheilte, wie er wünſchte beurtheilt zu werden. Für mich war es immer ein hebendes Gefühl, wenn er mich in ſolchen Stunden in ſeine Arme ſchloß, und ſagte: Gottlob, daß wenigſtens du mich verſtehſt! Lebhafter als er haben vielleicht Wenige es empfunden, daß es kein Fluch für den Menſchen iſt, wenn er im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brot eſſen muß. Sobald er ſich körperlich wohl fühlte, hatte er ſtets Heiterkeit und Mut für ſeinen öffentlichen Beruf, aber nach Beendigung deſſelben wollte er ſich auch nie durch Tadel beſchränken

laſſen, wie er ſeine Ruheſtunden anzuwenden habe. Er für ſeine Perſon, meinte er, ſei nicht im Stande, Jemand ernſthaft zu tadeln, der ſeine Ruheſtunden am Spieltiſch oder im geſelligen Verkehr zubringe, und wenn er einen in dieſer gewählten Weiſe heiter und zufrieden ſehe, ſo halte er ſich gerne daran, daß jede Menſchennatur in der Grundanlage von der andern verſchieden ſei. Den Haupttrieb ſich zu beſchäftigen habe Gott in jeden Menſchen gelegt, und ihm dabei die Freiheit gelaſſen, ihn nach ſeiner Eigenthümlichkeit auszubilden. Dieſer Trieb äußere ſich ſehr früh im Menſchen, und bei der Entwickelung deſſelben zeigten ſich die erſten Spuren von Verſtand und Überlegung. Selbſt ein kleines Kind werde widerſpenſtig, wenn man es gegen ſeine Neigung mit etwas beſchäftigen wolle, ſo leicht es ſei, es an beſtimmte und zweckmäßige Thätigkeit des Geiſtes wie des Leibes zu gewöhnen, ſobald man ihm das Gute und Nothwendige derſelben begreiflich machen könne. Nie aber werde es Liebe und Zutrauen zu dem gewinnen, der ſich einfallen laſſe, eine genaue Aufſicht und Leitung ſeiner Spiele und Ruhezeit haben zu wollen. Warnen möge man es wohl, es werde ſich indeſſen auch nicht unglücklich fühlen, wenn es durch eigenen Schaden vermeiden lerne, was ihm unter ſtrenger Aufſicht nicht begegnet wäre.

Sehr lebhaft fühlte Voß den inneren Beruf, ſeine Geiſteskräfte auszubilden, um ſich ſelbſt Genüge zu thun, und der Mit- und Nachwelt ſich nützlich zu

machen, wobei ihm der Gedanke stets nahe lag, daß, wenn er diesen Zweck nach dem Maße seiner Wünsche auch vielleicht verfehle, die Heiterkeit des Geistes, die er bei der Übung seiner Kräfte und der Erweiterung seiner Kenntnisse sich selber schaffe, der beste Lohn sei, den er begehren könne. „Von allem dem," pflegte er zu sagen, „was wir hier durch Fleiß und Anstrengung „erringen, nehmen wir wol wenig in jene Welt mit „hinüber; aber der Ernst, der Eifer, den wir anwen„den, das Wahre und Gute zu unserm Eigenthum zu „machen, stärkt unsern Geist, und was den Geist „stärkt, das nehmen wir mit, und dieses giebt uns „schon hier das bestimmte Gefühl von der Unsterblich„keit unsrer Seele." Wie oft habe ich Gesprächen solcher Art mit Gleim, Schulz und meinem jüngeren Bruder gehorcht! wie oft mich ihrer auf Spaziergängen erfreut! Wie oft hat er sich hierüber auch mit seinem Sohne Heinrich ausgesprochen! Beide gingen in Anwendung ihrer Kräfte oft sehr verschiedene Wege, aber darin waren sie einig, daß geregelte Thätigkeit und Ausdauer bei einer Sache das beste Mittel sei, den Geist und auch den Körper frisch zu erhalten. Der Körper, meinte er, habe eine sehr laute Stimme, die vor dem Zuviel warne, und ihm immer deutlich anzeige, wann er ausruhn müsse. Kam er aus einer Gesellschaft, wo unbedeutende Gespräche mit einer Art Anstrengung lebhaft erhalten werden mußten, so fühlte er sich eigentlich entkräftet und unmutig, welches nie

der Fall war, wenn er sein Tagewerk nach selbstgewählter Weise vollendet hatte. Dann war er stets heiter, ging wol einigemal schweigend die Stube rasch auf und ab, setzte sich dann zu Tisch, und seine Gespräche waren stets belebend und erheiternd für die Seinigen. Aber auch wenn er vergnügt in einer Gesellschaft gewesen war, brauchte er eine geraume Zeit, um sich wieder zu sammeln, wie er sich ausdrückte, und schlief meistens die Nacht unruhig. Außerdem hatte er beständig den ruhigsten Schlaf, wenn ihn nicht zufälliges Geräusch störte, und Morgens rühmte er die heiteren Träume, die fast immer in Verbindung mit der Thätigkeit des Tages standen. So pflegte er, wie er am Aratus arbeitete, Morgens von den schönen funkelnden Sternbildern zu erzählen, die ihn so leuchtend umgeben, und von ihren Bewohnern in allerlei Gestalten. Nicht selten gelang es ihm, im Traume eine Schwierigkeit zu überwinden, die er am Tage umsonst bekämpft hatte.

Was ihn am meisten verstimmen und oft heftig machen konnte, war eine Störung zur Unzeit. In diesem Punkt habe ich manche drückende Erfahrung gemacht, bis ich allmählig die Festigkeit erlangte, für ihn zu sein, was ich so gerne wollte. Für seine und meine Ruhe war es Nothwendigkeit und ward unvermerkt Neigung, daß ich immer genau wußte, womit und wie er beschäftigt sei, und daß ich in jeder Beschäftigung mit ihm fortlebte. Sonst hätte ich ihm

ſein Leben dadurch nicht erleichtern können, daß ich bei Anfoderungen von Außen, ohne ihn zu fragen, zur rechten Zeit mein Nein oder mein Ja geben konnte; denn nie wußte er gerne vorher, wenn irgend etwas fürs geſellige Leben vorgenommen werden ſollte.

Im eigenen Hauſe ſah er gerne Geſellſchaft, und war ſtets der heiterſte, ſeine Gäſte belebende Wirt; nur mußte alles vermieden werden, was ihm das Gefühl von Anſtrengung und Zurüſtung erweckte. Da gab es denn wieder zu lernen und zu üben für die Hausfrau, denn es lag ihm eben ſo ſehr daran, alles rechtlich und ordentlich zu ſehn. Vor allen lieb war ihm bei jedem Schmauſe das heitre Geſicht der Hausfrau, der man es nicht anſieht, daß ſie Laſten zu überwinden gehabt. In dieſem Sinne iſt die Dankſagung an die Juſtizräthin Niebuhr gedichtet (S. Sämtl. Gedichte, dritter Bd. S. 156). Es war ein ſehr heitrer Morgen, den wir allein in unſerm Zimmer genoſſen, als er es in Meldorf beim Kaffe machte.

Ein Lieblingstraum ſeiner Jugend, den er mit Hölty träumte, war, daß ſie beide, die ſich kein langes Leben zutrauten, als unabhängige Männer die ſchönſten Gegenden von Deutſchland und Italien durchwandern wollten, um das Leben und die Geſchäfte der Landbewohner veredelt in Liedern und Idyllen darzuſtellen. Bei wenigen Bedürfniſſen ſahen ſie keine Schwierigkeit, ſich durch Überſezen und einen heiteren ſorgenfreien Mut die nöthigen Mittel zu erwerben.

Damit hat Voß mich oft lebhaft unterhalten, und dann wol hinzugefügt: Diesen schönen Plan hast du gestört! Öfters sprach er für unser beider Zukunft den Wunsch aus, daß er einen Fürsten finden möchte, der ihm jährlich eine kleine Summe sicherte, mit dem Zutrauen, daß er die ihm verliehene Kraft zur Veredelung des Landmanns anwenden würde. In diesem Gefühl hatte er schon im Jahre 1775 an den Markgrafen von Baden*) geschrieben. Die Aussicht, zu der ihm Böckmann in Karlsruh Hofnung gab, machte ihn eine Zeitlang sehr heiter, doch war er keinesweges traurig, als sie sich in ein Luftschloß verwandelte. Er hatte dabei noch den Gedanken gehabt, seine Eltern mitzunehmen, und vielleicht das Leben seines Vaters zu verlängern, wenn er ihn von dem beschwerlichen Geschäft, eine Menge kleiner Kinder im engen Zimmer zu unterrichten, befrein könne.

An Bücher hat Voß, so lange unsre Kinder bedeutende Unterstüzung bedurften, wenig gewandt. Der nämliche Grundsaz, nach dem wir alle unsre Ausgaben auf das Unentbehrlichste beschränkten, ward von ihm auch bei seinen Büchern befolgt. In Hamburg standen ihm viele Bibliotheken zu Gebot, und an einem sehr gebildeten Antiquar daselbst, Namens Ruprecht, hatte er sich einen treuen Freund erworben, der genau

*) S. die Beilage.

aufmerkte, wo er etwas für gute Preise erhaschen konnte. Dieser sandte ihm schon nach Otterndorf alle Kataloge von Auctionen, und war stets selber froh, wenn er in irgend einem Trödel etwas für seinen Freund fand. Auf diesem Wege ist ihm von altdeutschen Sachen manches zu Theil geworden. Hensler erzählte einmal mit vieler Freude: Er habe einmal in Hamburg auf einer Auction sehr hizig einen alten Autor in die Höhe getrieben. Ruprecht, der auch mit Eifer geboten, habe ihn endlich bei Seite gezogen, und gebeten aufzuhören, weil Voß das Buch nothwendiger brauche, als er. „Ich hörte auf," fügte er hinzu, „so gerne ich das Buch mein genannt hätte." Ein großes Fest war es, wenn ein solches Paket oder Kistchen aus Hamburg ankam. Seine liebsten Schüler mußten die Freude noch den ersten Tag theilen, und jedes der Kinder legte mit Hand an, die neuen Sachen nach dem Saal zu schleppen, wo sie auf einen Tisch ausgebreitet, und von innen und außen beschaut wurden. Waren die Bände gut erhalten, so war die Freude noch größer. Pergamentbände hatte die Mutter schon bei ihrem Vater sauber zu puzen gelernt. Die beschädigten wurden nur in sehr schlechtem Zustande zum Buchbinder gesandt. Wie manchen beschmuzten Pappband hat Voß in seinen Ruhestunden selbst neu überzogen, und mit zierlichen Zügen die Titel aufgeschrieben! Bei solchem Geschäft sah er mich gern in seiner Nähe. Wie lebendig waren dann seine Ge-

Ganzen paßte, und eigentlich wol gut gemeint war. — Ein gewisses Dankgefühl gegen Göthe werde ich mit ins Grab nehmen, wie auch Voß es gethan hat. —

Was hier über Göthe gesagt ist, war bis auf die lezten Abſäze geschrieben, als er noch unter uns weilte, und wäre ihm ohne die mindeſte Scheu vorgelegt worden, wenn ihn sein Gefühl dahin geleitet hätte, es zu wünschen.

III.

Allgemeine Andeutungen über Voß.

Allgemeine Andeutungen über Voß.

(Von Erneſtine Voß.)

Es ſind vielleicht Wenige in dem Fall geweſen, ſo oft über Zurückgezogenheit von der Welt und zu große Arbeitſamkeit getadelt zu werden, als Voß. Dieſes hat ihn oft verſtimmt, noch öfter traurig gemacht, indem es ihm das Gefühl gab, daß er ſo äußerſt ſelten einen fand, der ihn beurtheilte, wie er wünſchte beurtheilt zu werden. Für mich war es immer ein hebendes Gefühl, wenn er mich in ſolchen Stunden in ſeine Arme ſchloß, und ſagte: Gottlob, daß wenigſtens du mich verſtehſt! Lebhafter als er haben vielleicht Wenige es empfunden, daß es kein Fluch für den Menſchen iſt, wenn er im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brot eſſen muß. Sobald er ſich körperlich wohl fühlte, hatte er ſtets Heiterkeit und Mut für ſeinen öffentlichen Beruf, aber nach Beendigung deſſelben wollte er ſich auch nie durch Tadel beſchränken

laſſen, wie er ſeine Ruheſtunden anzuwenden habe. Er für ſeine Perſon, meinte er, ſei nicht im Stande, Jemand ernſthaft zu tadeln, der ſeine Ruheſtunden am Spieltiſch oder im geſelligen Verkehr zubringe, und wenn er einen in dieſer gewählten Weiſe heiter und zufrieden ſehe, ſo halte er ſich gerne daran, daß jede Menſchennatur in der Grundanlage von der andern verſchieden ſei. Den Haupttrieb ſich zu beſchäftigen habe Gott in jeden Menſchen gelegt, und ihm dabei die Freiheit gelaſſen, ihn nach ſeiner Eigenthümlichkeit auszubilden. Dieſer Trieb äußere ſich ſehr früh im Menſchen, und bei der Entwickelung deſſelben zeigten ſich die erſten Spuren von Verſtand und Überlegung. Selbſt ein kleines Kind werde widerſpenſtig, wenn man es gegen ſeine Neigung mit etwas beſchäftigen wolle, ſo leicht es ſei, es an beſtimmte und zweckmäßige Thätigkeit des Geiſtes wie des Leibes zu gewöhnen, ſobald man ihm das Gute und Nothwendige derſelben begreiflich machen könne. Nie aber werde es Liebe und Zutrauen zu dem gewinnen, der ſich einfallen laſſe, eine genaue Aufſicht und Leitung ſeiner Spiele und Ruhezeit haben zu wollen. Warnen möge man es wohl, es werde ſich indeſſen auch nicht unglücklich fühlen, wenn es durch eigenen Schaden vermeiden lerne, was ihm unter ſtrenger Aufſicht nicht begegnet wäre.

Sehr lebhaft fühlte Voß den inneren Beruf, ſeine Geiſteskräfte auszubilden, um ſich ſelbſt Genüge zu thun, und der Mit- und Nachwelt ſich nützlich zu

machen, wobei ihm der Gedanke stets nahe lag, daß, wenn er diesen Zweck nach dem Maße seiner Wünsche auch vielleicht verfehle, die Heiterkeit des Geistes, die er bei der Übung seiner Kräfte und der Erweiterung seiner Kenntnisse sich selber schaffe, der beste Lohn sei, den er begehren könne. „Von allem dem," pflegte er zu sagen, „was wir hier durch Fleiß und Anstrengung „erringen, nehmen wir wol wenig in jene Welt mit „hinüber; aber der Ernst, der Eifer, den wir anwen„den, das Wahre und Gute zu unserm Eigenthum zu „machen, stärkt unsern Geist, und was den Geist „stärkt, das nehmen wir mit, und dieses giebt uns „schon hier das bestimmte Gefühl von der Unsterblich„keit unsrer Seele." Wie oft habe ich Gesprächen solcher Art mit Gleim, Schulz und meinem jüngeren Bruder gehorcht! wie oft mich ihrer auf Spaziergängen erfreut! Wie oft hat er sich hierüber auch mit seinem Sohne Heinrich ausgesprochen! Beide gingen in Anwendung ihrer Kräfte oft sehr verschiedene Wege, aber darin waren sie einig, daß geregelte Thätigkeit und Ausdauer bei einer Sache das beste Mittel sei, den Geist und auch den Körper frisch zu erhalten. Der Körper, meinte er, habe eine sehr laute Stimme, die vor dem Zuviel warne, und ihm immer deutlich anzeige, wann er ausruhn müsse. Kam er aus einer Gesellschaft, wo unbedeutende Gespräche mit einer Art Anstrengung lebhaft erhalten werden mußten, so fühlte er sich eigentlich entkräftet und unmutig, welches nie

dienen, wenn wir die Glaubenslehren im Katechismus bloß nachsprechen, und regelmäßig die Kirche besuchen, um zu beten, zu singen, eine Predigt anzuhören, — fand er selten befriedigt; das Höchste, was er wünschte, hebenden, andächtigen Gesang, nirgend. Wie oft haben Voß und Schulz diesen Gegenstand mit einander verhandelt, und den Wunsch geäußert, daß man Fürsten veranlassen sollte, die Vorübung für Chorgesänge in den Kirchen wieder herzustellen. Schulz war als Knabe Chorsänger in Lüneburg gewesen; Voß war in Penzlin, wo die Kirche damals keine Orgel hatte, vom alten Präpositus und einem verständigen Gehülfen zum Tonhalten im Singen eingeübt worden, und redete oft mit Wärme davon, was er und seine Mitschüler an hohen Festtagen in der Kirche, unter Begleitung der Stadtmusikanten, mit ihren geringen Kenntnissen geleistet hätten. Ähnliches, meinte er, müsse in jedem Dorfe möglich sein, wenn nur der Pfarrer Sinn dafür hätte, und kein Schulmeister angestellt würde, der nicht fähig wäre, den ersten Grund zu legen.

Eine Kirchenagende mit stehenden Formularen zu liefern, war nie seine Absicht, nur Anreden, Gebete, Ermahnungen wollte er geben an Stellen, wo das überströmende Gefühl sich nicht zurückhalten lasse. Den Gesang des Predigers am Altar, wo ein Chor antwortet, hätte er, um ein mechanisches Einerlei zu vermeiden, für jeden Sonn- und Festtag verändert, und dazu einen Bibelspruch gewählt, entweder nach

Luthers Übersetzung, oder metrisch geordnet, wie es die einfachen Töne erfoderten. Solche Versuche hat er mehrere mit Schulz am Klavier gemacht.

Darin habe der Pfarrer bei seiner Gemeine einen festen Grund zu legen, daß sie Taufe und Abendmahl nicht so leicht als Gnadenmittel zur Seligkeit betrachtete. Die Taufe, war seine Ansicht, müsse erst nach der Genesung der Mutter in Gegenwart der Eltern geschehn, und wo Schwäche beim Kinde eine Nothtaufe erfodere, müsse dieser eine feierliche Einsegnung in der Kirche folgen. Die Eltern hätten dann vor der Taufe das Kind den Pathen zu übergeben, und der Pfarrer der Taufhandlung eine kurze Erläuterung voranzuschicken, daß die Taufe geordnet sei als ein Vorbild, daß Gott Reinheit von uns fodere, und Wegtilgung aller Flecken, die an uns haften, wenn wir nicht ernstlich über uns wachen. Dieselbe Kraft, die Gott dem Wasser gegeben, unsern Körper zu reinigen, habe er der Seele verliehn, wenn sie, durch Gebet gestärkt, den festen Vorsaz habe, sich rein zu erhalten. Folgen müsse dann eine Ermahnung an Eltern und Pathen, sich des Kindes nicht bloß im Leiblichen durch Vorsorge anzunehmen, sondern auch auf die Entwickelung seiner Seele zu achten, und es vor allen Dingen durch gutes Beispiel zu leiten. — Mit einem Liede bei der Taufhandlung sowohl als beim Abendmahl hat Voß sich lange und oft im Gespräch beschäftigt, und ich könnte mehrere Lieder aus alten

Gesangbüchern nennen, die er dazu genutzt hätte. Klopstocks Lied beim Abendmahl befriedigte ihn nicht.

Über den Genuß des Abendmahls wich er sehr von der gewöhnlichen Ansicht ab, aber davon war er überzeugt, daß wir es nach einer geläuterten Vorbereitung, was wir dabei zu unsrer Hebung zu denken haben, ein Gnadenmittel zur Seligkeit nennen dürfen. Christus erlöste uns vom Fluch des Gesezes. Er lehrte ein reines Leben, wie Menschen aus eigener Kraft nicht vermögen. Seine Lehre war überall einfach und faßlich und kräftig, das Innerste zu bewegen. Seine Handlungen waren überall wohlzuthun, und Irthümer und Hergebrachtes zu bekämpfen; überall leitete er die Seinen, durch Überwindung ihrer selbst die Welt zu überwinden, und sich mit ihm an den Lohn jenseits zu halten. Dieser Lehre blieb er in jeder Gefahr und Noth treu, treu bis zum Tode am Kreuze. Aber auch hier ward er den Menschen nach seiner menschlichen Natur ein Vorbild, daß wir an uns nicht zu verzagen brauchen, wenn wir ein schweres Leiden mit dem Ausruf im Herzen empfinden: „Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch vorüber; doch nicht mein, dein Wille geschehe!" Am Abend, ehe Jesus von den Seinigen schied, folgte er der damaligen Sitte, durch Essen von einem Brot und Trinken aus einem Becher, die lezte Stunde vor dem Abschied zu heiligen, nannte das Brot seinen Leib, den Wein sein Blut, als Sinnbild, seiner dabei zu gedenken, und auf diese Weise sein Andenken

heilig zu halten, zur Stärkung in seiner Nachfolge. Aber nicht sollen wir glauben, daß der Genuß des Abendmahls auch nur die kleinste Sünde von uns nehmen könne, wenn wir nicht redlich streben, Christi Lehre zu unserem Eigenthum zu machen, und uns mit allen Kräften in seiner Nachfolge zu üben.

Als feierliches Andenken an Jesu Leben, Leiden und Sterben war ihm das Abendmahl stets heilig, aber nicht unerläßliche Pflicht, daran Theil zu nehmen in der öffentlichen Christenversammlung für den, welcher mit sich selbst einig sei, der inneren Stimme zu folgen, die ihm darüber keine Vorwürfe mache. Er hat früher oft gesagt: „Das Trinken aus Einem Kelch mit so vielen, mit denen ich nicht in der mindesten Berührung stehe, hat für mich etwas Störendes, es kann mich also nie zur Andacht heben.“ Doch hat er bis zu seiner schweren Krankheit am grünen Donnerstag immer in der Kirche das Abendmahl genossen, schon aus dem Gefühl, durch Unterlassung seine Pflicht als Lehrer zu verlezen. Die lezten Jahre in Eutin achtete er die Pflicht höher, sich nicht so lange der Kirchenluft auszusezen, welche stets nachtheilig auf seine Gesundheit wirkte. Am Reformationsfeste sagte er zu mir: „Wenn ich die Kirche nicht zu scheun hätte, so wären wir heute beim Abendmahl Theilnehmer.“ Auf meine Antwort, wie recht mir dieses gewesen, da mancher so freigebig mit dem Namen Unchristen sei, und man uns nach unserm Scheiden aus der Welt wol

gar noch ein Grab auf dem Kirchhofe verweigern könne, erwiederte er lächelnd: „Da sei nur ruhig; so tief ist „die Finsternis noch nicht bei uns. Und glaube mir, „ich und du genießen das Abendmahl im Andenken an „Christi Lehre und Tod öfter und andächtiger als manche, „die auf uns, als Unchristen, sich Mühe machen, verächtlich herabzusehn.“ — Befremdet hat es ihn oft, daß ihn keiner, selbst Stolberg nicht, je über seine Ansicht in dieser Sache befragt hat.

Den grünen Donnerstag bestimmte er zur Hauptfeier des Abendmahls. Tags zuvor in der allgemeinen Beichte habe der Pfarrer seiner Gemeine ans Herz zu legen, in welcher Stimmung sie beim Abendmahl erscheinen müßten, um gesegnete Folgen zu erwarten. Keiner solle sich der Vergebung der Sünden trösten, dem sie nicht von ganzer Seele leid seien; keiner sich des Verdienstes Christi, seines Leidens und Sterbens erfreun, der nicht den festen Vorsaz fasse, die Sünde zu meiden, da nur bei solchem festen Willen, den jeder täglich vor Gottes Augen zu erneun habe, ehe er an sein Geschäft gehe, die freudige Hofnung in uns aufgehn könne, daß Gottes Geist unsre Kraft unterstüzen werde. Der Spruch: „Wenn du zum Altar gehest und opferst, und wirst allda eingedenk, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so gehe zuvor hin, und versöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komme und opfere deine Gabe“ — müsse geheilig erklärt bei keiner Vorbereitung zum Abendmahl

fehlen, weil Haß im Herzen zu allem Guten unfähig mache. „An der Predigt vor dem Genuß des Abend„mahls," hat Voß oft geäußert, „möchte ich selbst „meine Kraft versuchen; sie würde kurz werden, aber „ich würde suchen, auch die Herzen der sogenannten „Einfältigen zu heben." Das Nämliche hat er auch oft bei dem Liede: „Herr Gott, dich loben wir!" gesagt, und hinzugefügt: „Es wird bei allen Gelegen„heiten gesungen, wo wir fühlen, daß wir Gott im „Verein zu loben haben; es ist aber zu viel und auch „zu wenig Menschliches darin, um die Seele zu dem „Lobe Gottes zu heben, das noch den ganzen Tag in „uns fortönt."

Der stille Freitag sollte uns der feierlichste von allen christlichen Festen sein; er sollte aber nicht gefeiert werden in schwarzen Kleidern und ohne Musik und durch Gesang von Klageliedern, wie sie sich in den meisten Gesangbüchern finden. Er führte als Beispiel von sich selbst an, wie es ihm schon als Knabe nicht möglich gewesen sei, das Lied: „O große Noth, Gott selbst ist todt!" mitzusingen, und wie er Schelte bekommen, als er dies seiner Mutter erzählt. — Sanfte, aber zur Freude hebende Gefühle wollte er an diesem Tage geweckt wissen, daß Christus mutig und freudig Schmerzen und Tod geduldet, um uns ein Vorbild zu geben in Lehre, Leiden und Sterben, und daß wir uns seines Verdienstes freudig zu getrösten haben, nicht wenn wir ihn mit dem Munde bekennen, sondern nur

wenn wir seinem Beispiel zu folgen den Zweck unsres Lebens sein lassen.

Über das Osterfest hat er sich oft ausgesprochen, noch in den lezten Tagen seines Lebens. Mit dem Liede: „Christ ist erstanden" sollte nach seinem Wunsche der Gottesdienst an diesem Tage beginnen. Nur müsse der Schluß jeder Strofe in etwas allgemein Verständliches umgeändert werden. An die Auferstehung Christi solle der Prediger die freudige Hofnung knüpfen, daß auch wir die Gewißheit haben, nicht im Grabe zu enden; daß wir aber die Auferstehung Christi nur dann als Trost für uns zu denken haben, wenn wir fest an die Lehre Christi glauben, und dies dadurch beweisen, daß wir bei allem, was Gott sendet, seinem Beispiel treu folgen. Von einem Osterliede in diesem Sinne hat er oft geredet, wenn er sein Gefühl darüber aussprach, daß unsern Osterliedern die rechte Hebung fehle. Auch war sein Gedanke, das frische Aufkeimen in der Natur müsse dazu genuzt werden, daß wir in Gottes Werken überall von ganzer Seele empfinden, was wir nicht begreifen, und mit aller Anstrengung andern nicht begreiflich machen können. Dies nannte er die Geheimnisse Gottes, die unser Inneres durchdringen, und uns mit der freudigen Hofnung beleben, daß wir höher steigen und heller sehn werden, weil Gott dazu den Wunsch in uns legte, und bei festem Wollen uns die Kraft gab, schon hier zu empfinden, daß im Höhersteigen die erste Stufe der Seligkeit liegt.

Die Kreuze am Wege und die verzerrten Bilder daran waren nicht nach ſeinem Sinne. Wenn man ſie zur Hebung der Andacht als Bedürfnis erkenne, meinte er, ſolle man uns den Erlöſer nicht im Stande der Erniedrigung darſtellen, ſondern einen Chriſtus, der dem Tode die Macht genommen, Bilder aus ſeinem Leben und Wirken auf Erden.

Seine Anſicht über das Pfingſtfeſt hat er im Pfingſtliede niedergelegt. „An dieſem Tage," ſagte er einmal, „möchte ich zu einer Landgemeine reden, um es ihr recht eindringlich ans Herz zu legen, wie Gottes Geiſt uns überall anredet in ſeinen Werken, vom gröſten bis zum kleinſten, wie er uns überall auffodert zum Dank und zur Freude, zum Suchen auf allen Spuren, die uns nicht nahe vor Augen liegen, zum Selbſtverbreiten von Segen und Freude, wo es in unſrer Macht ſteht.

Die öffentliche Confirmation, als Erneuerung des Taufbundes und Aufnahme in die Gemeine der Chriſten wünſchte er ſehr feierlich, und zwar zu Anfang und zu Ende mit einem Liede. Zu Anfang ſolle der Chor die Gelübde ausſprechen, dann die Kinder ihre Vorſäze und ihr Gebet zu Gott, und hier die Gemeine einſtimmen. Einige Lieder in alten Geſangbüchern ſchienen ihm mit wenigen Änderungen für dieſen Zweck brauchbar; aber der Teufel, dem man dort einen feſten Siz eingeräumt habe, wäre faſt aus allen zu bannen. Statt der Predigt, die an dieſem Tage

ganz wegfallen müſſe, wollte er bloß eine ernſte Anrede an die Kinder, verbunden mit einer Erinnerung und Ermahnung an die Eltern, zu wachen, daß die Kinder ihrer Beſtimmung eingedenk bleiben, und ſich nicht, vom öffentlichen Unterricht getrennt, für vollendet im Lernen und Üben halten. Dann ein nicht zu langes Examen über das, was ſie als Grundlehren ihres Glaubens gefaßt, vor der feierlichen Einſegnung. Zum Schluß ein Lied der ganzen Gemeine, worin der Dank gegen Gott ſich ausſpräche, daß er dieſen Kindern das Glück widerfahren laſſen, zur Erkenntnis ihres wahren Heils zu gelangen, und das Gebet, ſie in feſter Treue an ihrem Gelübde zu erhalten, und vor Leichtſinn zu bewahren.

Das Weihnachtsfeſt müſſe recht benutzt werden, den Eltern eindringlich zu machen, wie wichtig ihr Beruf ſei, ihre Kinder zu Gott wohlgefälligen Menſchen zu erziehn, die nur ſo geleitet andern ſich nützlich machen, und ſelbſt ruhig und glücklich werden könnten. Am Weihnachtsabend hätte ſein Pfarrer Väter und Mütter ſich in der Kirche verſammeln laſſen, und ihnen eine Erklärung gegeben über die Worte Jeſu: „Wer das Reich Gottes nicht empfähet als ein Kindlein, der wird nicht hineinkommen.“ Er hätte ſie aufgefodert, ihren Kindern frühe zu erzählen, daß Chriſtus von Gott in die Welt geſandt worden, um auch den Kindern ein Beiſpiel zu werden von Folgſamkeit und Gehorſam gegen alle, die ihnen Liebes erzeigten; daß

er, ſo lange er lebte, die Kinder geliebt, und die guten Kinder überall geſegnet und zu ſich gerufen habe. — Eltern, die dieſen Tag wählten, ihre Kinder zu erfreun, thäten nicht grade Unrecht, wenn ſie ihnen ſagten, das Chriſtkind ſei in der Nacht gekommen, und habe die Geſchenke für gute Kinder mitgebracht; aber beſſer könnten ſie doch auf ihre Kinder wirken, wenn ſie ihnen ſagten: „Wir Eltern beſchenken unſre Kinder an dieſem Tage gern, damit ſie frühe lernen, Chriſtus wolle, daß gute Kinder fröhlich ſein an dem Tage, an dem er in die Welt gekommen.“ Sein Pfarrer hätte alle Bibelſtellen für das Weihnachtsfeſt benuzt, wo Chriſtus ermahnt: Werdet wie die Kindlein! in der Liebe! in der Hofnung! im Vertraun! in der Unſchuld! Erſt dann könnt ihr allmählig mit Kinderſinn ſtark zu allem Guten werden. — Auch gegen den Gebrauch hätte er geeifert, durch einen Verkleideten den nicht folgſamen Kindern mit Ruthe und ähnlichen Schreckmitteln drohn zu laſſen. Er hätte den Eltern empfohlen, ihre Kinder früh zu gewöhnen, mit Wenigem froh zu ſein, und von dem Wenigen, was ſie glücklich gemacht, anderen mitzutheilen, die ſich keines mit Kerzen geſchmückten Baumes zu erfreun hätten; er hätte auch die Neigung, wenn man ſelbſt froh iſt, andere zu erfreun, lebhaft aufgeregt, und das Beſtreben, ſich der empfangenen Wohlthaten würdig zu erhalten. — Das Weihnachtsfeſt in der Kirche hätte frühe bei Kerzenſchein begonnen, mit Chorgeſängen, beſtehend aus Bibel-

sprächen: Uns ist ein Kindlein geboren! Ob er wol reich war, ward er doch arm um unsertwillen! —

Wie oft haben wir bei solchen Gesprächen unsre kindlichen, oft kindischen Weihnachtsempfindungen wieder lebendig gemacht! Das wußten wir beide noch, daß wir das Lied: „Ein Kindelein so löbelich!" immer mit wahrer Herzensandacht gesungen hatten!

Seine Gefühle beim Schlusse und Anfange des Jahrs hat Voß schön und kräftig in seinen Neujahrsliedern ausgesprochen. Bestimmt hätte er diese in seiner Agende in Form gegeben.

Ein Frühlingsfest sollte nach seinem Wunsche noch in der Luise seinen Plaz finden: An einem heiteren Morgen, wo die Sterne noch schimmern, versammelt der Pfarrer die Jugend, die sich vom Confirmationsunterricht, den Kindern gleich, an ihn geschlossen, um sich, um sie auf eine Anhöhe zu führen, und mit ihm den Aufgang der Sonne zu sehen. In einem Liede wird das allmählige Aufleben der Natur geschildert, welches ich mehrmals an seiner Seite empfunden, gehoben durch seine begeisternden Worte, die, aus heiterer gerührter Seele gesprochen, noch auf lange Zeit stärkend fortwirkten. Zum Schlusse werden bei einem ländlichen Frühmahl unter der Linde die jungen Zweige und vom Thau noch feuchten Blumen zu Kränzen geflochten, um den Altar damit zu schmücken.

Öfters in seinem Leben machte Voß die Bemerkung, wie wenig der Segen Gottes, der sich uns

überall zum Dank und zur Hebung der Seele aufdringe, ſelbſt von guten Geiſtlichen zu gemeinſamer Andacht benuzt werde. Solche Geſpräche wurden von neuem lebendig, als er in Heidelberg zum erſtenmal den Umzug am Frohnleichnamsfeſte ſah, der einen höchſt unangenehmen Eindruck auf ihn machte, beſonders da ein großer Haufe aus der Kirche ins Wirthshaus ging, und zum Schluß eine Pilgerſchar in Lumpen gehüllt mit unwillkommnem Geſchrei, das ſie Geſang nannten, durch die Gaſſen zog, um in einem Wallfahrtsorte begangene Sünden von ſich zu ſchütteln. Sehr lebhaft iſt es mir noch, wie er auf einem Spaziergange einer ſolchen Schar mit ſtarken Schritten auswich, und wie kräftig er ſich über dieſen Unfug ausſprach. — Dieſes Feſt ſollte nach ſeiner Idee an einem Sonntag Nachmittag die Stelle der ſelbſt auf manchen Dörfern nicht ungewöhnlichen Nachmittagspredigt vertreten, gegen das Ende der Heuernte, wenn das Korn zu reifen beginnt. Verſammeln ſollte ſich alles auf einem ſchön gewählten Plaz, auf einer Wieſe, die Kornfelder und Wald im Hintergrunde habe. Gleim hatte eine gewaltige Freude, als er ihm einmal nach Jugendeindrücken eine ſolche Gegend beſchrieb, die er auch in Holſtein oft wiedergefunden. Hier, meinte er, würde die ganze Gemeine ſich gern einfinden. Für die Alten und Schwachen dachte er ſich Size von friſchem Heu; was ſich friſch fühle, müſſe ſtehen; von den Kindern dürften nur zugegen ſein, die

schon durch eigenes Gefühl geleitet, sich stille halten könnten. Den Anfang der Feier sollte das alte Lied: Nun danket alle Gott! machen, zweckmäßig umgewandelt, und mit nicht rauschender Musik begleitet. Nachdem darauf der Pfarrer sorgfältig gewählte, zum Dank für Gottes Segen stimmende Bibelsprüche gelesen, entwickelte er in einer herzlichen Rede, den fünften Vers von Klopstocks Vaterunser vor Augen habend, wie vom ersten Frühlingshauche bis zur Sichel täglich neue Wunder an Gras und Halm sich offenbarten, wie leicht ein Ungewitter alle Hofnungen zerstören könne, und wie wir doch nicht verzagen und gegen die Vorsehung murren dürften, wenn unser Feld von Gottes Hand getroffen sei, und des Nachbarn Acker in freudigem Wuchse dastehe. Zum Schluß folgte eine kräftige Aufforderung, Feld und Acker zur rechten Zeit und mit ungestrengtem Fleiß zu bestellen, und mitzuhelfen, wenn unser Segen reichlicher sei, als der des Nachbarn, der auch nach Kräften das Seinige geleistet. — Dann ginge der Zug paarweise unter abwechselndem Gespräch und Gesang wieder ins Dorf, und den Kindern ließe man die Freiheit, unter der Aufsicht Herangewachsener, sich an den Rändern der Kornfelder große Blumensträuße zum Heimtragen zu suchen. Am Abend sollte die Dorfjugend mit den frohgestimmten Eltern und dem Pfarrer und dessen Familie vereint sich im Freien mit Tanz und Gesang die Zeit verkürzen, und jeder würde gern bereit sein, seinen Antheil an Erfrischun-

gen zu liefern, wenn Mäßigkeit das erste Gesez wäre. Den Pfarrer dachte er sich im Gespräch mit solchen, die den lauten Jubel nicht theilen möchten. —

Es hat Voß oft traurig gemacht, daß er zu Liedern der Art, die so lebendig in ihm lebten, nicht die edelste Zeit nuzen konnte, wo sie sich in ihm regten. Dann sagte er wol: „Aufschreiben möchte ich sie für euch und mich selbst, wenn ich auch wüßte, daß keiner sie mir nachsingt." — Das Nothwerk (Sämtl. Ged. vierter Bd. S. 26) ist der Nachklang eines Gespräches mit unserm wackeren Pfarrer Weise von Malent, als beide einmal an einem Sonntag, wo es die Woche viel geregnet hatte, unter fröhlichen Menschen Korn aufladen und nach Hause fahren sahen.

Als Rudolf Voie krank aus Kopenhagen zurückkehrte, und noch so wohl war, den Abend in unserm Hause zuzubringen, konnte er sich am lebendigsten auffrischen, wenn wir im Gespräch unsre Kinder- und Jugendzeit durchlebten, in der der Vater Kinder und Hausfreunde Abends in Feld und Wald führte, und unter Gesang der Heimweg angetreten ward. Da gedachten wir denn auch einmal der schönen Quelle, die auf einer Anhöhe aus weißem Sande sprudelte, und mit einiger Nachhülfe zu einem sanften Bächlein bergab geleitet war. An dieser Quelle, in Flensburg der Gesundbrunnen genannt, gingen wir nie vorbei, ohne einen frischen Trunk aus der hohlen Hand zu nehmen, und uns Blumen im feuchten Grase zu suchen. Oft

haben auch Voß und ich uns an derselben gelagert, und uns der weiten schönen Aussicht über einen großen, mit Wald und Gebüsch umkränzten Mühlenteich erfreut. — Am folgenden Abend brachte uns Voß den Chorgesang an der Quelle (Sämtl. Ged. dritter Bd. S. 179), ein Gedicht, das ihm selbst lieb sei, und lieber werden würde, wenn es von Schulz seine Vollendung erhielte.

Ein recht fröhliches Erntefest einmal mitzufeiern gehörte zu Voßens Lieblingsgesprächen. Die Jugendeindrücke lebten im Gespräch mit seiner Mutter frischer in ihm auf. In Habeln, wo alles bei der Ernte so munter war, brachten wir die Zeit nach der Schule meistens im Freien oder auf den Höfen Befreundeter zu. Auf unsrer lezten Reise im Jahre 1817 begegneten wir in der Nähe von Halle einem Zuge mit mehreren geschmückten Wagen, die, von Musik begleitet, dem Gutsbesizer Kränze von Ähren und Blumen bringen wollten. Voß sagte lebhaft: „Leibeigne können das nicht sein, aus den fröhlichen Gesichtern mit der frischen Farbe leuchtet der gute Wille zu sehr hervor.“ Er wünschte dem Zuge zu folgen, und sich beim Gutsherrn, dem der lustige Postillon eine große Lobrede hielt, ein Nachtlager auszubitten. Von einer Krankheit in Lübeck mich noch schwach fühlend, durfte ich leider nicht zureden. Was wir konnten, thaten wir. Wir ließen den Zug voraus, und Voß folgte zu Fuß eine lange Strecke, bis wir an die geöfnete

Pforte eines großen Hofes kamen, wo ein schönes Wohnhaus von vielen Wirtschaftsgebäuden umgeben stand. Hier bewegte sich, die Musik an der Spize, der Zug langsam nach dem Hause, Mädchen und Bursche im Verein trugen die Kränze mit bunten Bändern geziert, die an einer Vorrichtung im Hause befestigt wurden, worauf der geschlossene Kreis die Musik mit Gesang begleitete. — Der kleine Umweg verschafte uns einen frohen Abend, und ein gutes Trinkgeld einen noch lustigeren Postillon, so daß wir das spätere Einkehren in einem recht schlechten Gasthofe mit fröhlichem Mut ertrugen. —

Zu einem Erntefest, wie er es sich wünschte, sollten die Vorkehrungen schon am Samstag zuvor geordnet werden: Ährenkränze von jeder Art Feldfrucht mit Blumen und schönem Laub durchflochten; Körbe voll auserlesenen Obstes mit Blumen geschmückt; Flachs, Hanf und was sonst zum Segen Gottes gezählt wird, wozu jeder, der sich gesegnet fühle, nach Willkühr seinen Beitrag liefere; auch die lieben Kartoffeln, freundlich geschmückt, bekämen einen Ehrenplaz. Wer nichts geerntet, bringe Blumen und frische Ranken von Efeu und Immergrün, die ein Segen für Reiche und Arme sind. Dieses alles würde früh Morgens in die Kirche geschaft, und die Kränze am Altar befestigt: der schönste oben in der Mitte, die anderen in Abstufungen zu beiden Seiten; Obst in kleinen und großen Körben durch Vorrichtungen dazwischen, und auf den Stufen

und zur Seite des Altars. Die versammelte Gemeine folge dann dem Pfarrer in die Kirche, der, gleich vor den Altar tretend, mit einem Dankgebet die Feier des Tags beginne. Hierauf werde von der Dorfjugend ein passender Chor gesungen, welcher mit einem Danklied, worin die ganze Gemeine einstimme, endete. Nach einer eindringlichen Predigt sollte ein Schlußlied das feste Vertrauen aussprechen, daß Gott nicht aufhöre zu segnen, und auch da segne, wo er nicht giebt, was wir wünschen und begehren. — Nachmittags sollte jung und alt sich sammeln zur lustigen Feier. Einen dazu geeigneten Versammlungsplaz wünschte er bei jedem Kirchdorf zu finden, mit Tischen und Bänken, die unaufgefodert in gutem Stande erhalten würden. Jede Hausfrau sollte ihren Antheil zur Erfrischung Aller liefern, viel oder wenig, wie es guter Wille und Umstände zuließen. Die Frau Pfarrerin müsse mit gutem Beispiel vorangehn. Auch die Helfer bei der Ernte, die für Taglohn gearbeitet, und sich selbst keines Segens zu erfreun hätten, dürften als geladene Gäste nicht fehlen, und unter diese müsse der Segen vertheilt werden, der am Vormittage die Kirche geschmückt habe, und dadurch zu gutem Zweck geweiht worden sei. Dieses könne zugleich eine Aufmunterung sein, die Gaben Gottes reichlich zu spenden. Der Jugend würde Tanz und jede sittliche Belustigung gestattet, während sich die minder Kräftigen und Alten unter einander und mit dem Pfarrer im Gespräch unterhielten. Auch für

die Kranken und Schwachen, die nicht mehr Theil an der allgemeinen Freude nehmen könnten, müsse etwas Liebes geschehn. Austheilungen der Art würden der Schuljugend anvertraut, die durch Fleiß und Sittlichkeit sich die besten Zeugnisse erworben.

Über das Fest Aller Seelen, zum Andenken der Vorangegangenen, hat Voß sich oft lebendig ausgesprochen; zum leztenmal in großer Bewegung mit wenigen Worten nach seines Heinrichs Scheiden. Er schloß mich weinend in seine Arme und sagte; „Unser Wunsch war, ihm voranzugehn, aber Gottes Wille fügte es anders!“ — Eine stille, ruhige, Gott ergebene Feier wünschte er für diesen Tag vom Pfarrer in den Herzen aufgeweckt, wodurch sich die Sehnsucht nach den Geschiedenen in Dank auflöste für alles Gute, was uns im Leben durch sie zu Theil geworden. Nicht die Klage des Vermissens solle aufgeregt werden, aber kräftig das Gefühl der Unsterblichkeit und des Fortschreitens, wenn Körperleiden und Schwächen nicht hindern und hemmen. Eindringlich solle die Auffoderung sein, zu streben, alles zu meiden, was uns nicht mit Freudigkeit an unsre lezte Stunde denken läßt; so wie die Auffoderung zur Liebe und Schonung gegen alle, die noch mit uns leben. Auch die Ermahnung müsse nicht fehlen, Schwachen, Kranken und Sterbenden ihren Ausgang aus der Welt zu erleichtern durch Erquickung und trostreichen Zuspruch. Ein Lied dazu trug er auch im Herzen, denn das von Jacobi befriedigte ihn nur

in der ersten Zeile. — So war es ihm auch ein störender Gedanke, die Gräber im Verein zu besuchen, aber ein sehr erfreulicher der stille Besuch bei den Gräbern, wo die Liebe sich ausweint, und Blumen pflanzt und streut. — —

Ach, wie heiß wird auch mir oft die Sehnsucht, an seinem Grabe mich unbemerkt ausweinen zu können, und gute Vorsäze zu befestigen, und das Wiedersehn jenseits in der Nähe seiner Asche noch kräftiger zu fühlen, als ich es allein stehend vermag!

Beilage zu Seite 76.

An J. L. Böckmann.

Wandsbeck, 22. December 1775.

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen einen Auftrag von der Art gebe, wie man ihn eigentlich nur vertrauten Freunden giebt. Meine Achtung und Liebe haben Sie schon lange, und ich hoffe, daß ich der Ihrigen nicht unwerth bin. Also ohne Umstände. Wollen Sie die Güte haben, dem Markgrafen beigeschlossenes Päckchen eigenhändig zu überreichen? Es enthält einen Musenalmanach mit einem Briefe, wovon Sie hier eine Abschrift sehn. Ich bitte Sie nicht, mich zu empfehlen, denn Sie kennen mich nicht; sondern nur, wenn's nöthig sein sollte, zu erinnern, daß mein Brief weder eine Quête, noch das Gespinst eines brausenden, unbesonnenen Jünglings sei. Beides widerspricht meinem Charakter; und nicht alle Enthusiasten sind Schwärmer. Ich rechne es nicht zu den kleinsten Reizen der gesuchten Stelle, daß sie mir Ihre nähere Bekanntschaft verschaffen würde. Dazu kommt, daß Claudius, den

ich sehr liebe, einen Ruf nach Darmstadt, als Commissär zur Verbesserung des Baurenstandes, mit 800 Gulden, erhalten hat.

Klopstock ist sehr heiter, und arbeitet fleißig an seiner vortreflichen Grammatik, und am zweiten Theil der Gel. Republik. Ich wünschte nicht, daß Sie für's erste des Briefes an den Markgrafen gegen ihn erwähnten; denn ich schwaze nicht gern vor der That.

An den Markgrafen von Baden.

Wandsbeck, 20. December 1775.

Ich wage es endlich, dem Triebe zu folgen, der mich seit länger als sechs Monaten Tag und Nacht beunruhigt. Bei einem Fürsten, der so hell und edel denkt, darf ich freimütig sein, ohne den Schein des Sonderbaren zu fürchten.

Sie haben durch die Belohnung unsers großen Klopstocks gezeigt, daß Ihnen die Einflüsse der Dichtkunst auf die Tugend und Glückseligkeit eines Volks nicht gleichgültig sind. Die Geschichte freut sich, nach einer so langen Barbarei in Deutschland einen Namen zu finden, den sie den Octavianen, Ptolomäern und Hieronen zugesellen kann; und Ihr Nachruhm wird desto

glänzender sein, je weniger Ihre Handlung dadurch bestimmt wurde.

Ein früher Eifer für die Tugend und ein Bund mit den edelsten unsrer Sänger, trieb mich an, die Gabe der Dichtkunst, die mir Gott verliehn hat, ihrem ersten Zwecke, der Freiheit und Religion, zu heiligen. Ich hielt es für meine Pflicht, mich vorzüglich auf mein Vaterland, und die Provinz meiner Geburt, Mecklenburg, einzuschränken. Allein ich vermutete nicht, daß das Mittel, welches ich versuchte, die Unterdrükkung des wichtigsten Standes im Staate zu hemmen, meine Landsleute gegen einen ihrer patriotischsten Brüder empören würde. Ein Amt, um welches ich mich würdig fühlte anzuhalten, ward, bloß um mich zu entfernen, einem Ausländer gegeben; und ich lernte bei der Gelegenheit, daß selbst die niederträchtigsten von den gewöhnlichen Bewerbungen für mich fruchtlos sein würden.

Vortreflicher Fürst, ich liebe Sie. Hören Sie die Geschichte meines Herzens. Ich studirte schon zwei Jahre in Göttingen, ohne erfahren zu haben, was Liebe wäre, als ich mit der jüngsten Schwester meines Freundes Boie in Briefwechsel kam. Durch ihre Bitte und eine geheime Ahndung bewogen, unternahm ich vor sieben Vierteljahren eine Reise von funfzig Meilen (ihr Vater ist Probst in Flensburg), sahe sie, liebte sie und ward geliebt. Eine tödtliche Krankheit, die mich sieben Wochen in ihrer Eltern Hause aufhielt,

machte uns beide offenherziger, als ſich mit der Fortdauer unſerer Ruhe vertragen konnte. Die Eltern gaben ihre Einwilligung, und wir waren verlobt. Ich bin zu ſtolz, meine Braut zu rühmen, weil ein jeder die ſeinige rühmt; aber das darf ich ſagen, daß ſie nicht verdient, durch mich unglücklich zu werden.

Der Gedanke, der mich ſo unaufhörlich verfolgt, beſteht darin, daß eben die Dichtkunſt, die mir den Unwillen meiner Mitbürger zugezogen hat, mich einem Fürſten empfehlen müßte, der den Bauernſtand als die Wurzel betrachtet, aus welcher das Wohl des ganzen Staats emporblüht. Man hielt ehedem Hofpoeten. Der Ton der Zeit und die Unart ihres Herzens machte ſie zu verächtlichen Poſſenreißern, und ſie wurden abgeſchaft. Gewiß einen beſſeren Erfolg verſpricht die jezige Periode unſerer Literatur, wenn man einen Landdichter beſtellte, den Herz und Pflicht antrieben, die Sitten des Volks zu beſſern, die Freude eines unſchuldigen Geſangs auszubreiten, jede Einrichtung des Staats durch ſeine Lieder zu unterſtüzen, und beſonders dem verachteten Landmann feinere Begriffe und ein regeres Gefühl ſeiner Würde beizubringen.

Obgleich die Liebe allein einen Hufſchmied zum größten Maler ſeiner Zeit umſchaffen konnte; ſo halte ich mich doch verbunden, Ihrer Durchlaucht eine Probe meiner etwanigen Anlage zu dergleichen Volksgedichten, die in neuern Zeiten durch ein Misverſtändnis der Theokritiſchen Sitten in nüchterne Arkadiſche

Eklogen ausgeartet waren, unterthänigst zu überreichen. Durch Hülfe meiner Freunde getraute ich mir, in etlichen Jahren eine ganze Sammlung Idyllen und Lieder zu liefern, die größtentheils eine nähere Beziehung auf die glücklichen Unterthanen von Baden hätten. Außer einer freien Wohnung in der Gegend, wo ich die Sitten des Landes am besten überschauen könnte (etwa in einem Dorfe um Karlsruh?), brauchte ich nur so viel, als zum mäßigen Haushalt in einem so wohlfeilen Lande hinreichte, wobei sich fürs erste immer etwas auf den Musenalmanach rechnen ließe. Und sollten auch auf dies Wenige Ihre angebornen Unterthanen ein näheres Recht haben; so würde ich mich auch durch eine Cameralbedienung, bei der ich nur Muße und Gelegenheit für diese Dichtungsart behielte, verbinden lassen, sie so gut, als bei einer Nebensache geschehn könnte, zu bearbeiten. Ich könnte noch im Fache der alten Literatur gebraucht werden; allein ich fürchte, daß meine dichterischen Talente, die ich als einen Ruf der Vorsicht betrachte, durch ein Lehramt zu viel von ihrem Feuer verlieren würden.

Ich weiß wenige Fürsten, denen ich, als ein freidenkender Mann, solche Vorschläge thun dürfte; denn auch die feinste Schilderung eines Landes ist selten so sehr ein Lob für seinen Beherscher, als es die ganz nackte Darstellung des Badenschen Gebiets für seinen Karl Friedrich sein würde. Ich habe Klopstocks Empfehlung nicht gesucht, weil es mir Mangel an

Vermiſchte Briefe.

I.

An Hölty*).

Wandsbeck, 15. Mai 1775.

Du mußt es mir nicht zurechnen, liebſter Hölty, daß ich dir ſo ſpät antworte; ich habe entſetzliche Zerſtreuungen gehabt! So lange die Grafen hier waren, war nicht viel Ruhe zu ſuchen. Miller iſt ſchon ſeit vierzehn Tagen bei uns, und wir leben hier recht vergnügt. Claudius und ſeine Frau ſind gar vortrefliche Leutlein. Wir ſchlendern den ganzen Tag im Walde, oder im Garten, und athmen Blütenduft und Nach-

*) Ludwig Heinrich Chriſtoph Hölty, geb. zu Marienſee im Hannöverſchen 1748, geſt. zu Hannover 1776. Einen Abriß ſeines Lebens gab Voß in der Ausgabe von Hölty's Gedichten. Hamburg 1804.

tigallengesang. Ich bedaure recht sehr, daß du nicht bei uns sein kannst. Oft reisen wir auch nach Altona, schlafen bei Ehlers, fahren auf der Elbe bei Tage und im Mondschein, werden auf Hamburgische Gärten an der Elbe genöthigt, und übersehn den königlichen Strom mit stolzen Masten gekrönt. Henslern hab' ich deinethalben gefragt. Auf Zimmermann hält er viel; du kannst also ohne Sorgen sein, so weit die Kräfte der Arzneikunst zureichen. Armer Hölty, ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich dich bedaure! Wir wollen's Gottes Weisheit vertrauen, die unsre Tage gezählt hat. Du bist gegen mich noch sehr glücklich, denn du hängst nicht mit so vielen Banden an diesem Leben. Denk' dir meinen Zustand, wenn der Tod in meiner Brust wühlt, und ich dann die Thränen aller Geliebten im Geiste sehe. Dich erwarten deine Eltern, und vielleicht das unbekannte Mädchen, das die Vorsehung deiner Liebe bestimmte, und der Tod ist dein Brautführer. Wenn du vor mir stirbst, so schwebe dein Geist um mich, wenn meine Todesstunde über mir schattet. Sie kann nicht fern mehr sein, ich fühle beständig Schmerz in der rechten Brust, und habe kurzen Othem. Ich weiß gewiß, daß wir auch droben nicht unnüze Glieder in der Schöpfung sein werden, denn sonst würde uns Gott nicht von hier rufen, wo wir so viele Hofnung haben, Gutes zu thun. Und wer weiß auch noch, ob wir diesmal schon abgerufen werden. Du machst mir und Claudius eine sehr an-

genehme Hofnung zu deinem Beſuch. Vielleicht findet ſich etwas, um dich ganz hier zu behalten. Von Luft, ſchöner Gegend und guter Geſellſchaft will ich gar nicht reden. Froher Mut, ſagt man mir, iſt bei uns Leuten kräftiger als Arznei. Sieh zu, ob du das durchſezen kannſt, ſo wollen wir den Brunnen in Geſellſchaft trinken.

Du biſt hier ſehr berühmt, und jedermann bedaurt deine Krankheit. Reichardt hat auf deine Landelegie eine ſchöne Melodie gemacht, die bei der Königsberger Zeitung als Beilage geweſen iſt.

Wandsbeck, 3. Febr. 1776.

Hölty, was machſt du? Warum ſchreibſt du nicht? Deine Stube wartet ſchon zwei Monate auf dich. Du wirſt doch nicht gar wegbleiben? Sonſt hätteſt du mir's ſagen müſſen, weil die Stube für dich gemiethet iſt. Ich bleibe noch hier, aber Claudius reiſt im Frühling nach Darmſtadt. Von Gerſtenberg hab' ich den Auftrag, dich, ſobald du ankömmſt, nach Lübeck zu bringen. Es wird dir da behagen. Komm bald, ich habe recht viele Neuigkeiten für dich. Gott ſtärke deine Geſundheit.

Wandsbeck, 28. Merz 1776.

Daß du diesen Winter nicht hast bei uns zubringen können, hat mir sehr leid gethan. Armer Junge, mit deiner bösen Krankheit! Wärst du doch nur noch mit Sprickmann gekommen! Wir haben diese Tage noch sehr vergnügt zugebracht. Sprickmann und Claudius werden dir davon erzählen.

Was ich gedichtet habe, liegt unter Feilspänen so versteckt, daß es dir wenig fruchten würde, wenn ich's dir auch schickte. Du weißt nicht, was ich alles um die Ohren habe. Ich höre, du arbeitest an einer Zauberballade; das ist mir lieb zu vernehmen. Deine drei Bogen mußt du wieder liefern.

Sei recht vergnügt mit Claudius und Sprickmann. Gott schenke dir Linderung und Heiterkeit, und gebe, daß wir uns nach Johannis gesund sehen.

Flensburg, 1. Juli 1776.

Boie schrieb mir die traurige Nachricht, daß du wieder kränker geworden seist. Du armer Junge, könnte ich dir doch helfen! Gleim fragt mich, ob er dir worin dienen könnte. Er hat herzliches Mitleid mit dir.

Millers beide Romane hab' ich durchgeblättert, und hin und wieder vortreffliche Stellen gefunden; aber

ſein ewiges Moralgeſchwäz gefällt mir nicht. Könnte man ihm doch die Nuzenſtifterei abgewöhnen!

Ach, Hölty, ich habe hier herliche Tage! Warum muß ich nun wieder in meine Einſiedelei, und alle Wonneſcenen traurig wiedertäumen!

Haſt du noch neuere Gedichte gemacht, ſo ſchick ſie mir, oder bringe ſie mit.

Lebe wohl, guter Junge, und ſei ſo heiter, als du kannſt. Ich liebe dich von ganzem Herzen.

2.

An Miller*).

Eutin, 21. September 1787.

Es ist doch eine wahre Herzensfreude, den Namen: Alter Miller! in Gedanken als gegenwärtig auszusprechen. Eine Erinnerung, die mit meinen Flensburger Reisen zu Ernestine verwandt ist. Noch gestern Abend vertiefte ich mich in ein Gespräch über unsre Göttingischen Zeiten, als ich bei meiner einsamen Ernestine behaglich mit der Pfeife im Gartensaal herumwanderte; ich wünschte Ruh den Entschlafnen, und sehnte mich nach dir, du Weitentfernter. Wär's denn nicht möglich, daß wir uns nur Einmal wiedersähen? dachte ich in mir, und maß den Weg und meine Ketten. Bald wäre ich traurig geworden, aber die Sterne blinkten so schön über dem dämmernden See. Wir werden uns wiedersehn, und nie wieder getrennt werden; aber dort über den Sternen, wo Hölty wohnt, und Hahn,

*) Später gefundener Brief.

der nicht mehr Schwermüthige, und Cloſen, und — Nein, nicht die friſcheren Wunden berührt! Aber, du alter, lieber Herzensmiller, wär's denn nicht möglich, noch hier, nur Einmal noch hier? —

Als ich deinen lezten lieben Brief erhielt, dachte ich nicht, daß ich dir ſo ſpät antworten würde. Du dachteſt es auch nicht. Aber du haſt mich gewiß keiner Kälte beſchuldigt. Ich mag dir nicht vorklagen, aber ſonſt begreifſt du mein Stillſchweigen nicht. Erneſtine hat ſeit dem lezten Wochenbette etwas zurückbehalten, das uns viele Sorge gemacht. Im Herbſt 85 reiſten wir nach Hamburg, um Hensler perſönlich um Rath zu fragen. Ich brachte ein Ohrenſauſen mit Doppelſichtigkeit und Betäubung zurück. Erneſtine verbrauchte eine Medicin nach der andern, ich auch; und es blieb, wie es war. Mir verging alle Luſt zu arbeiten, ich vergaß im Schreiben und Sprechen das Ende der angefangenen Periode, und ward immer ſchwermütiger. Im Frühling 86 reiſten wir nach Meldorf, und vergaßen bei Boie und ſeiner vortreflichen Frau alles, was uns drückte. Ich war auch einige Tage in Otterndorf, wo mich die guten Hadeler als einen Bruder aufnahmen. Wir kehrten vergnügt zurück. Wenige Tage vergingen, als ein ſchwarzer Trauerbrief von B's zitternder Hand uns den Tod ſeiner Luiſe verkündete. Keiner von den Meinigen iſt mir näher abgegangen. Der trübe Sommer verging. Da drang Hensler auf den Brunnen; ich fühlte neues Leben. In einer be-

Ehrfurcht für die Weisheit und Gnade Ihrer Durchlaucht schien, bei einer solchen Sache zu überreden. Noch nie hat mich eine Unternehmung getreuscht, die so lange und so heiß in meiner Seele gebrannt hatte; ich bin überzeugt, daß auch diese ein Werk der Fürsehung ist.

Ich bin mit der tiefsten Verehrung u. s. w.

IV.

Vermiſchte Briefe.

Vermiſchte Briefe.

I.

An Hölty*).

Wandsbeck, 15. Mai 1775.

Du mußt es mir nicht zurechnen, liebſter Hölty, daß ich dir ſo ſpät antworte; ich habe entſezliche Zerſtreuungen gehabt! So lange die Grafen hier waren, war nicht viel Ruhe zu ſuchen. Miller iſt ſchon ſeit vierzehn Tagen bei uns, und wir leben hier recht vergnügt. Claudius und ſeine Frau ſind gar vortrefliche Leutlein. Wir ſchlendern den ganzen Tag im Walde, oder im Garten, und athmen Blütenduft und Nach-

*) Ludwig Heinrich Chriſtoph Hölty, geb. zu Marienſee im Hannöverſchen 1748, geſt. zu Hannover 1776. Einen Abriß ſeines Lebens gab Voß in der Ausgabe von Hölty's Gedichten. Hamburg 1804.

tigallengesang. Ich bedaure recht sehr, daß du nicht bei uns sein kannst. Oft reisen wir auch nach Altona, schlafen bei Ehlers, fahren auf der Elbe bei Tage und im Mondschein, werden auf Hamburgische Gärten an der Elbe genöthigt, und übersehn den königlichen Strom mit stolzen Masten gekrönt. Henslern hab' ich deinethalben gefragt. Auf Zimmermann hält er viel; du kannst also ohne Sorgen sein, so weit die Kräfte der Arzneikunst zureichen. Armer Hölty, ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich dich bedaure! Wir wollen's Gottes Weisheit vertrauen, die unsre Tage gezählt hat. Du bist gegen mich noch sehr glücklich, denn du hängst nicht mit so vielen Banden an diesem Leben. Denk' dir meinen Zustand, wenn der Tod in meiner Brust wühlt, und ich dann die Thränen aller Geliebten im Geiste sehe. Dich erwarten deine Eltern, und vielleicht das unbekannte Mädchen, das die Vorsehung deiner Liebe bestimmte, und der Tod ist dein Brautführer. Wenn du vor mir stirbst, so schwebe dein Geist um mich, wenn meine Todesstunde über mir schattet. Sie kann nicht fern mehr sein, ich fühle beständig Schmerz in der rechten Brust, und habe kurzen Othem. Ich weiß gewiß, daß wir auch droben nicht unnüze Glieder in der Schöpfung sein werden, denn sonst würde uns Gott nicht von hier rufen, wo wir so viele Hofnung haben, Gutes zu thun. Und wer weiß auch noch, ob wir diesmal schon abgerufen werden. Du machst mir und Claudius eine sehr an-

genehme Hofnung zu deinem Beſuch. Vielleicht findet ſich etwas, um dich ganz hier zu behalten. Von Luft, ſchöner Gegend und guter Geſellſchaft will ich gar nicht reden. Fröher Mut, ſagt man mir, iſt bei uns Leuten kräftiger als Arznei. Sieh zu, ob du das durchſetzen kannſt, ſo wollen wir den Brunnen in Geſellſchaft trinken.

Du biſt hier ſehr berühmt, und jedermann bedaurt deine Krankheit. Reichardt hat auf deine Landelegie eine ſchöne Melodie gemacht, die bei der Königsberger Zeitung als Beilage geweſen iſt.

Wandsbeck, 8. Febr. 1776.

Hölty, was machſt du? Warum ſchreibſt du nicht? Deine Stube wartet ſchon zwei Monate auf dich. Du wirſt doch nicht gar wegbleiben? Sonſt hätteſt du mir's ſagen müſſen, weil die Stube für dich gemiethet iſt. Ich bleibe noch hier, aber Claudius reiſt im Frühling nach Darmſtadt. Von Gerſtenberg hab' ich den Auftrag, dich, ſobald du ankömmſt, nach Lübeck zu bringen. Es wird dir da behagen. Komm bald, ich habe recht viele Neuigkeiten für dich. Gott ſtärke deine Geſundheit.

Wandsbeck, 28. Merz 1776.

Daß du diesen Winter nicht hast bei uns zubringen können, hat mir sehr leid gethan. Armer Junge, mit deiner bösen Krankheit! Wärst du doch nur noch mit Sprickmann gekommen! Wir haben diese Tage noch sehr vergnügt zugebracht. Sprickmann und Claudius werden dir davon erzählen.

Was ich gedichtet habe, liegt unter Feilspänen so versteckt, daß es dir wenig fruchten würde, wenn ich's dir auch schickte. Du weißt nicht, was ich alles um die Ohren habe. Ich höre, du arbeitest an einer Zauberballade; das ist mir lieb zu vernehmen. Deine drei Bogen mußt du wieder liefern.

Sei recht vergnügt mit Claudius und Sprickmann. Gott schenke dir Linderung und Heiterkeit, und gebe, daß wir uns nach Johannis gesund sehen.

Flensburg, 1. Juli 1776.

Boie schrieb mir die traurige Nachricht, daß du wieder kränker geworden seist. Du armer Junge, könnte ich dir doch helfen! Gleim fragt mich, ob er dir worin dienen könnte. Er hat herzliches Mitleid mit dir.

Millers beide Romane hab' ich durchgeblättert, und hin und wieder vortreffliche Stellen gefunden; aber

ſein ewiges Moralgeſchwäz gefällt mir nicht. Könnte man ihm doch die Nuzenſtifterei abgewöhnen!

Ach, Hölty, ich habe hier herliche Tage! Warum muß ich nun wieder in meine Einſiedelei, und alle Wonneſcenen traurig wiederträumen!

Haſt du noch neuere Gedichte gemacht, ſo ſchick ſie mir, oder bringe ſie mit.

Lebe wohl, guter Junge, und ſei ſo heiter, als du kannſt. Ich liebe dich von ganzem Herzen.

2.

An Miller*).

Eutin, 21. September 1787.

Es ist doch eine wahre Herzensfreude, den Namen: Alter Miller! in Gedanken als gegenwärtig auszusprechen. Eine Erinnerung, die mit meinen Flensburger Reisen zu Ernestine verwandt ist. Noch gestern Abend vertiefte ich mich in ein Gespräch über unsre Göttingischen Zeiten, als ich bei meiner einsamen Ernestine behaglich mit der Pfeife im Gartensaal herumwanderte; ich wünschte Ruh den Entschlafnen, und sehnte mich nach dir, du Weitentfernter. Wär's denn nicht möglich, daß wir uns nur Einmal wiedersähen? dachte ich in mir, und maß den Weg und meine Ketten. Bald wäre ich traurig geworden, aber die Sterne blinkten so schön über dem dämmernden See. Wir werden uns wiedersehn, und nie wieder getrennt werden; aber dort über den Sternen, wo Hölty wohnt, und Hahn,

*) Später gefundener Brief.

der nicht mehr Schwermüthige, und Cloſen, und — Nein, nicht die friſcheren Wunden berührt! Aber, du alter, lieber Herzensmiller, wär's denn nicht möglich, noch hier, nur Einmal noch hier? —

Als ich deinen lezten lieben Brief erhielt, dachte ich nicht, daß ich dir ſo ſpät antworten würde. Du dachteſt es auch nicht. Aber du haſt mich gewiß keiner Kälte beſchuldigt. Ich mag dir nicht vorklagen, aber ſonſt begreifſt du mein Stillſchweigen nicht. Erneſtine hat ſeit dem lezten Wochenbette etwas zurückbehalten, das uns viele Sorge gemacht. Im Herbſt 85 reiſten wir nach Hamburg, um Hensler perſönlich um Rath zu fragen. Ich brachte ein Ohrenſauſen mit Doppelſichtigkeit und Betäubung zurück. Erneſtine verbrauchte eine Medicin nach der andern, ich auch; und es blieb, wie es war. Mir verging alle Luſt zu arbeiten, ich vergaß im Schreiben und Sprechen das Ende der angefangenen Periode, und ward immer ſchwermütiger. Im Frühling 86 reiſten wir nach Meldorf, und vergaßen bei Boie und ſeiner vortreflichen Frau alles, was uns drückte. Ich war auch einige Tage in Otterndorf, wo mich die guten Hadeler als einen Bruder aufnahmen. Wir kehrten vergnügt zurück. Wenige Tage vergingen, als ein ſchwarzer Trauerbrief von B's zitternder Hand uns den Tod ſeiner Luiſe verkündete. Keiner von den Meinigen iſt mir näher abgegangen. Der trübe Sommer verging. Da drang Hensler auf den Brunnen; ich fühlte neues Leben. In einer be-

haglichen Stunde gerieth ich über einige Stellen der Ilias, und verglich Stolbergs und Bürgers Übersezung. Beide gefielen mir nicht; ich versuchte, und es gelang. Verschiedene einzelne Stellen, die mir als vorzüglich schön und mit Kunst gearbeitet im Gedächtnis lagen, bezwang ich, und wollte es nun mit einem ganzen Gesang versuchen. Der erste ward in kurzem fertig; ich schickte ihn an Stolberg, und fragte, ob er seinen Vorsaz, nicht zu ändern, aufgeben, oder mit mir gemeinschaftlich arbeiten, oder mir die Arbeit überlassen wollte. Stolberg stuzte. Ich legte die Ilias weg. Bald besann sich St., verglich meine Übersezung, und drang mit Ernst auf ihre Vollendung. In der Mitte des Mais war ich mit der ganzen Arbeit fertig, und hatte in der Zwischenzeit noch den ersten Gesang von Virgils Georgica vollendet *).

*) „Troz allem Unwetter," heißt es in der Bestätigung S. 176, „wuchs die Ilias fröhlich fort. Wer einmal tapfer sich angestrengt, zu finden, worauf es ankommt, der arbeitet sicherer und leichter, als der flatternde Liebhaber, der ohne Kunstfertigkeit huscht und pfuscht. Auf dem abgelegenen Stübchen konnte mit lebendiger Stimme gedeutscht werden; und, ob Leben gewonnen sei, entschied in der Feierstunde die unbestechliche Hausrichterin. Für uns hätt' ich auf Robinsons Insel mit Begeisterung das Werk vollendet, und dann freilich gewünscht, daß es ein Schif nach Deutschland brächte."

Ich habe gute Hofnung, daß der diesjährige Almanach die Sünde des vorigen wieder tilgen, und Lust zu den künftigen erwecken wird. Nun gürte dich auch, lieber Miller, mir zu helfen. Du versprachst in dem lezten Briefe Naturlieder. O schicke bald, was du gemacht hast, und mache mehr. Du mußt dein edles Pfund nicht vergraben. Ein gutes Lied wirkt oft mehr als eine lange moralische Abhandlung, und daurender.

Der Dichter Nicolay aus Petersburg hat mir seinen einzigen zehnjährigen Sohn unangefragt mit Stolberg zugeschickt, um ihn sieben Jahre bei mir zu behalten. Das Zutrauen war rührend, und der kleine Paul fügt sich, wie eins von meinen eigenen Kindern.

Du hast dich ohne Zweifel über meinen Hofrathstitel gewundert. Bei einer Trauerverordnung fand es sich, daß der Rector mit einem fürstlichen Kammerdiener rangirte. Ich trauerte, wie es mir gut schien, und beschwerte mich, sobald es schicklich war*). Die Folge war der neue Titel, der mich im Anfange sehr belästigte, da ich die Woche oft dreimal mit dem Degen an der Seite zur Tafel gehn mußte. Jezt hab' ich Ruhe, nachdem ich oft abgesagt habe. Diesen Winter mußte ich mit der gesamten Dienerschaft im Trauerornat nach Lübeck, um den Sarg der Herzogin durch die Domkirche zu tragen.

---

*) S. den Brief an den Grafen Holmer vom Herbst 1785.

Stolberg hat mir ein vortreffliches moralisches Lied für den nächsten Almanach geschickt, von der Art, wie ich so gerne selbst welche machen möchte, und von dir mehrere wünschte. Einen tiefen wohlthätigen Eindruck aufs Herz machen nur solche Empfindungen, die Homer und Sokrates auch empfinden konnte, Staunen über Gottes Größe, Weisheit, Liebe, die sich in seinen Werken offenbart. Unter uns, Bruder, ich bin kein Freund von eigentlichen Kirchenliedern. Wenn ich Gott anbete, so denke ich mir alle Guten unter allen Völkern als Mitanbeter und Brüder. — Doch selbst dieses Wohlwollen, das Gott in jedes ehrliche Menschenherz gepflanzt hat, wird von den Buben, die den Geist zu unterjochen trachten, gemisbraucht. Ihr duldet alle, warum uns nicht? — Euch unduldende, hinterlistige, alles außer euch verdammende Mörder des Menschengeschlechts? euch dulden? — Eben die Toleranz verpflichtet uns, der Intoleranz mit unversöhnlichem Hasse zu begegnen, wiewohl der einzelne Intolerant Achtung und Schonung verdienen kann. Ich habe hierüber mit Stolberg scharfe Briefe gewechselt, endlich verstanden wir uns. Ich glaube nicht, daß er sich des engelreinen Lavaters ferner annehmen wird *). Der engelreine Heilige wird öffentlich

*) S. Stolbergs Ode an Lavater und Etwas über Lavater. D. Museum. 1787. Januar und Februar.

der Lüge und Verleumdung angeklagt, wehrt sich mit lügenhaften Verdrehungen und Ausflüchten, wird eingetrieben, und schweigt. Schweigt? Fährt fort, im Stillen zu verleumden; öffentlich seine Freunde anzuflehen, nichts mehr weder für ihn noch gegen seine Feinde zu schreiben, und heimlich sie, wie Reichardten, zu seiner Vertheidigung aufzuwiegeln, und mit Ohrenbläsereien auszurüsten. Ich glaube gern, daß Lavater lange Zeit nur ein Betrogener seiner frommen Eitelkeit und fremder Schalkheit war; aber jezt ist er Betrieger. Aber was hilft's viel, wenn auch hie und da einem Lavater oder Stark oder Cagliostro die Larve entrissen wird? Der Betrogenen, die sich in Betrieger verwandeln, sind unzählige. Du kennst doch Hangwitz. Wer hätte es dem Johannesgesicht ansehn können, daß er noch einmal ein so thätiger Apostel der unbekannten Obern sein würde? O die Freimaurerei! man wagt es noch kaum, auf die Gefahr, die in ihren Finsternissen lauert, nur hinzudeuten; so mächtig und tiefgewurzelt ist sie. Ich habe durch das Freimaurerlied*) ihnen durch Scherz zu widerstreben gesucht;

*) S. Sämtl. Gedichte, dritter Bd. S. 128. „Um viele gutmütige Genossen des Maurerordens gegen die Arglist der geheimen Oberen, denen unter dem Schirme der frembartige Fuß hervorragt, altbrüderlich zu verwahren, nahm ich die Symbole, die auf hierarchisches Blendwerk und blinden Gehorsam ausgehn, als harmlose Gebräuche eines frohen und zu Menschenliebe und

der Himmel ſegne meine gute Abſicht! Die Illuminaten erlauben ſich gegen die Schälke im Dunkeln, ſie mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen. Aber das iſt ein unſeliger, gefährlicher Plan, woran ich keinen Theil nehmen möchte. Die Waffen des Lichts ſind die einzigen, die den tiefgelegten Bau, zwar langſam, aber ſicher ſtürzen werden. Schreib mir hierüber eben ſo umſtändlich und aus dem Herzen, wie ich dir. Es iſt die Sache der Menſchheit. — Schreib mir, wie du lebſt, und was du arbeiteſt. Du haſt Unrecht, du thuſt Sünde, daß du Dichter zu ſein aufhörſt. In Göttingen gingſt du am ſchnellſten zum Ziel, und nun ſäumſt du. Erwache, Brutus! Ich umarme dich mit herzlicher alter Liebe.

Wohlthun geſtimmten Trinkgelags. Die guten Brüder, die hier profane Entweihung argwöhnten, mögen ſich ungeſtört ihrer Spürgabe und Glaubſeligkeit erfreun.“ Anm. zur Ausgabe v. 1802.

3.

An Clamor Schmidt.

Eutin, 21. September 1787.

Ich danke Ihnen, lieber Freund Schmidt, für Ihre treue Hülfe. Hier erhalten Sie ein Exemplar des neuen Almanachs, der unter Angst und Schmerzen entstanden ist, weil Göckingk mich unvermutet mir selbst überließ. Künftig werde ich allein herausgeben, und mich bei Zeiten so haben, als einer, der allein 14 Bogen mit guten Gedichten voll schaffen muß. Fahren Sie fort, mir beizustehn, wie Sie thun. Ihr Frühlingslied habe ich zurückgelassen, weil ich Sie noch um einiges befragen wollte. Den zweiten Vers hörte ich lieber so oder ungefähr so:

Der Geißbock umklettert
Das schroffe Gestein:
Die Nachtigall schmettert
Im sprossenden Hain.

Im dritten: Herr Mai wie so selig. Ins Kärtchen der Liebe schaun, hätte ich auch gerne anders.

Und am Ende: Freund Amor, das bitt' ich. Das Gedicht hat übrigens einen so eigenen selbständigen Ton, daß ich es ungerne zurückgelassen habe. Aus Furcht, einem Dichter, wie Sie, etwas zu verderben, mochte ich ohne Anfrage nichts ändern; und wenn Sie finden, daß ich mit meinen Kritteleien Unrecht habe, so lasse ich's ohne Änderung in dem nächsten Almanach drucken.

Mich verlangt, etwas mehr von Ihrer häuslichen Glückseligkeit zu hören. Noch vorige Woche war ich mit meiner Familie in einem Walde am See, wo wir ein großes Feuer anzündeten, Wasser aus dem Quelle schöpften, Kaffe kochten, und im Grase mit der Aussicht nach Plön aus Türkenröhren schmauchten. Leider habe ich hier niemand, mit dem ich über andre Sachen als den Türkenkrieg und die holländischen Käsemänner schnacken kann. Als Stolberg noch hier wohnte, da war's anders! Wie glücklich Sie sind, solche Nachbarn, als Gleim und Fischer, zu haben. Was Sie künftig beitragen wollen, das thun Sie frühe, damit ich mit frohem Mute lauter Ausgesuchtes abdrucken könne.

Eutin, 10. Juni 1788.

Ich schreibe und schmiere Subscriptionsbriefe (für die Georgica), mein lieber Schmidt, und denke dabei mit

Schrecken an die Almanachsnoth, die mit jedem Tage mir näher rückt. Für den ersten Anfall ist gesorgt; aber lange halte ich die Belagerung nicht aus, wo meine Freunde nicht beispringen, wie ehmals. Also, lieber Freund, ehe das heiße Stündlein kommt, entfaltet das Fähnlein und werft euch mit in meine Festung. Auch dem Ritter Kretschmann gebt einen Wink, daß seine Hülfe hier nicht verloren sein würde.

Vergessen Sie nicht, mir über das Frühlingslied zu schreiben, ob ich bei den angemerkten Stellen, wo ich's in seinen Ton hineingeführt wünschte, Ihnen auch aus dem Tone gefallen zu sein scheine. So etwas pflegt uns Kritikern am häufigsten zu begegnen. Ich gehöre indessen zu denen, die sich gerne belehren lassen; und es bedarf nur Eines Winkes, so wird das fröhliche Lied in seiner ursprünglichen Freude hintanzen.

Melden Sie mir doch etwas von Ihrem häuslichen Leben, lieber patriarchalischer Schmidt. Wie glücklich würde ich sein, wenn ich einmal eine Woche unter Ihnen aufleben könnte! Dort oder hier. Denken Sie, wenn Sie vergnügt sind, auch manchmal nach Eutin.

Eutin, 29. September 1788.

Hier, mein theurer bester Schmidt, haben Sie den neuen Almanach, und reichen Dank für Ihre treflichen

Beiträge. Sie ſind mir dies Jahr ein braver Ritter geweſen! Ich ſelbſt habe im Schutſtaube gewühlt, und wühle noch, damit Virgil das Seinige erhalte. So geht es uns nach Jahrhunderten, Freund Schmidt; man gräbt und zankt und murmelt Bannſprüche, den ächten Sinn aus dem Moder zu ziehn. Verzeihn Sie dem Beſtäubten ſeine Eilfertigkeit.

Eutin, 21. Oktober 1789.

Hier haben Sie denn meinen jüngſten Almanach, der mir neben den Georgicis ein wenig ſauer ward. Sie ſind ein lieber Mann, daß Sie mir ſo ehrlich beiſprangen. Wenn Sie etwas für die Muſik haben, lieber Freund, ſo ſchicken Sie mir's, damit ich meinen Kapellmeiſter beſchäftige, wenn er auf's Land hinauszieht. Er giebt nächſtens einen neuen Theil Volksmelodien heraus.

Sie ſind mit einer Veränderung irgendwo unzufrieden, lieber Schmidt, und mögen ſehr Recht haben. Aber ich weiß nichts mehr von der Sache. Es muß ein geringer Zug in einem Epigramme ſein, wovon Ihre Handſchrift ſich verloren hat; denn die Vorſchläge für das Maillied hatten Sie gebilligt. Ich bitte um Vergebung, lieber Schmidt, was es auch ſein mag. Böſe gemeint iſt es nicht geweſen.

Ich ſoll in den Gothaer Zeitungen manchmal was abkriegen, wie die Leute es nennen; ich habe mir ſogar Mühe gegeben, die Recenſion meiner Gedichte zu erhalten; aber umſonſt. Ein gewiſſes Männchen, ſagt mir jemand, ſoll einen Zahn gegen die Niederſachſen haben. Was ſind Sie für ein Landsmann? Ich wollte ja gerne aus einer andern Provinz ſein, wenn ich nur könnte. So weit von ſolchen Dingen.

Dieſen Winter denke ich meine Odyſſee zu vollenden, und Oſtern, ſo Gott will, meine Ilias anzukündigen, die noch auf dem Stroh nachreift.

Eutin, 11. Juli 1790.

Dank, mein lieber Schmidt, für das Überſandte und für das ſchöne Briefchen dabei in Verſen, worauf ich beſſer in Verſen als in Proſa antwortete, wenn mir der Schnabel nur darnach gewachſen wäre. Ich hoffe, daß dieſer Brief Ihnen meinen Virgil, der in Hamburg auf Abfoderung wartet, mitbringen wird. Ich gebe Ihnen gern die Erlaubnis, das Meiſte in meinem Kommentar, der einer wahren Polterkammer gleicht, zurückzuwerfen. Vielleicht wäre es beſſer geweſen, eine doppelte Ausgabe zu machen: eine für den Geiſt, die andre für das Fleiſch. Jezt nehmen Sie's ſo, wie das Meiſte in der Welt, Gutes und Böſes durch einander.

Sie werden ſich freuen, daß ich jezt nur drei Schulſtunden täglich habe. Der Biſchof hat mir auf meine Vorſtellung eine Zulage für einen Gehülfen gegeben, der mir eine Vormittagsſtunde ſamt den beiden beſchwerlichen Nachmittagsſtunden abnimt. Jezt bleibe ich ewig in dem lieben Eutin; denn ſowol vor einer größeren Schule, als vor dem akademiſchen Leben habe ich Abſcheu.

Eutin, 1. Oktober 1795.

Sie haben mir dies Jahr vorzüglich ſchöne Beiträge gegeben, mein lieber Schmidt; doch keines ſchöner, als den Geſang an Gleims Geburtstage. An der Martinsgans habe ich ein klein wenig zu künſteln mir erlaubt. Schelten Sie, wenn's ſchlechter geworden iſt. Dank für die empfindungsvolle Lebensbeſchreibung des Entſchlafenen*). Auch von ihm müſſen wir künftig noch viel in Ihrem traulichen Stübchen ſchwazen, wo ich ſelbſt den redlichen Greis noch geſehn habe. Nur noch ein Winter, den ich leider mit Gelehrſamkeit verderben muß.

Der Ihrige

Voß.

*) Abel, Schwiegervaters von Schmidt.

4.

An Christoph Friedrich Nikolai*).

Eutin, 27. August 1787.

Auf Verlangen des Herrn von Nikolay**) schicke ich Ihnen den Abdruck seiner neuen Romanze.

*) Christoph Friedrich Nicolai, geb. zu Berlin 1733, gest. daselbst 1811.

„Nikolai, heißt es in der Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe S. 207, wiewohl mein Angriff auf die A. D. Bibliothek (nämlich die zwei Verhöre im D. Museum 1780 und 81) ihn bis zu Persönlichkeiten gereizt hatte, näherte sich mir in Briefen, und besuchte mich im Jahr 1794 mit seinen Töchtern. Es entstand gegenseitiges Wohlwollen, das ungestört fortdauerte. Im Januar 1797, nach meiner Hirnentzündung, erhielt Boie bei mir eine Anweisung auf 1000 Mark Banko, die mir ein Ungenannter zu einer Gesundheitsreise bestimmt habe. Ich weigerte mich; genannt ward Nicolai. Dankend meldete ich ihm, ich sei solcher Freigebigkeit nicht bedürftig. Er aber drang so anhaltend, daß nicht annehmen unwürdig schien. Ein Versuch der Erwiederung ward abgelehnt, mit der Bitte, ihm nicht die Freude zu verkümmern. Edleren Werth gab dem Geschenke der Sinn des Schenkenden. Guter Mann, du hast Größeres gethan, nicht Dank berechnend, auch gewiß der Verunglimpfung und Verkennung."

**) Ludwig Heinrich v. Nikolay, geb. zu Strasburg 1737, gest. zu Petersburg 1817.

Stolberg hat mir ein vortreffliches moralisches Lied für den nächsten Almanach geschickt, von der Art, wie ich so gerne selbst welche machen möchte, und von dir mehrere wünschte. Einen tiefen wohlthätigen Eindruck aufs Herz machen nur solche Empfindungen, die Homer und Sokrates auch empfinden konnte, Staunen über Gottes Größe, Weisheit, Liebe, die sich in seinen Werken offenbart. Unter uns, Bruder, ich bin kein Freund von eigentlichen Kirchenliedern. Wenn ich Gott anbete, so denke ich mir alle Guten unter allen Völkern als Mitanbeter und Brüder. — Doch selbst dieses Wohlwollen, das Gott in jedes ehrliche Menschenherz gepflanzt hat, wird von den Buben, die den Geist zu unterjochen trachten, gemisbraucht. Ihr duldet alle, warum uns nicht? — Euch unduldende, hinterlistige, alles außer euch verdammende Mörder des Menschengeschlechts? euch dulden? — Eben die Toleranz verpflichtet uns, der Intoleranz mit unversöhnlichem Hasse zu begegnen, wiewohl der einzelne Intolerant Achtung und Schonung verdienen kann. Ich habe hierüber mit Stolberg scharfe Briefe gewechselt, endlich verstanden wir uns. Ich glaube nicht, daß er sich des engelreinen Lavaters ferner annehmen wird *). Der engelreine Heilige wird öffentlich

*) S. Stolbergs Ode an Lavater und Etwas über Lavater. D. Museum. 1787. Januar und Februar.

der Lüge und Verleumdung angeklagt, wehrt sich mit lügenhaften Verdrehungen und Ausflüchten, wird eingetrieben, und schweigt. Schweigt? Fährt fort, im Stillen zu verleumden; öffentlich seine Freunde anzuflehen, nichts mehr weder für ihn noch gegen seine Feinde zu schreiben, und heimlich sie, wie Reichardten, zu seiner Vertheidigung aufzuwiegeln, und mit Ohrenbläsereien auszurüsten. Ich glaube gern, daß Lavater lange Zeit nur ein Betrogener seiner frommen Eitelkeit und fremder Schalkheit war; aber jezt ist er Betrieger. Aber was hilft's viel, wenn auch hie und da einem Lavater oder Stark oder Cagliostro die Larve entrissen wird? Der Betrogenen, die sich in Betrieger verwandeln, sind unzählige. Du kennst doch Hangwitz. Wer hätte es dem Johannesgesicht ansehn können, daß er noch einmal ein so thätiger Apostel der unbekannten Obern sein würde? O die Freimaurerei! man wagt es noch kaum, auf die Gefahr, die in ihren Finsternissen lauert, nur hinzudeuten; so mächtig und tiefgewurzelt ist sie. Ich habe durch das Freimaurerlied*) ihnen durch Scherz zu widerstreben gesucht;

*) S. Sämtl. Gedichte, dritter Bd. S. 128. „Um viele gutmütige Genossen des Maurerordens gegen die Arglist der geheimen Oberen, denen unter dem Schirme der frembartige Fuß hervorragt, altbrüderlich zu verwahren, nahm ich die Symbole, die auf hierarchisches Blendwerk und blinden Gehorsam ausgehn, als harmlose Gebräuche eines frohen und zu Menschenliebe und

der Himmel ſegne meine gute Abſicht! Die Illuminaten erlauben ſich gegen die Schälke im Dunkeln, ſie mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen. Aber das iſt ein unſeliger, gefährlicher Plan, woran ich keinen Theil nehmen möchte. Die Waffen des Lichts ſind die einzigen, die den tiefgelegten Bau, zwar langſam, aber ſicher ſtürzen werden. Schreib mir hierüber eben ſo umſtändlich und aus dem Herzen, wie ich dir. Es iſt die Sache der Menſchheit. — Schreib mir, wie du lebſt, und was du arbeiteſt. Du haſt Unrecht, du thuſt Sünde, daß du Dichter zu ſein aufhörſt. In Göttingen gingſt du am ſchnellſten zum Ziel, und nun ſäumſt du. Erwache, Brutus! Ich umarme dich mit herzlicher alter Liebe.

Wohlthun geſtimmten Trinkgelags. Die guten Brüder, die hier profane Entweihung argwöhnten, mögen ſich ungeſtört ihrer Spürgabe und Glaubſeligkeit erfreun.“ Anm. zur Ausgabe v. 1802.

durch eine Brunnen- oder andere Reise so freundlich anböte. Seine Frau meinte sogar, es grenze an unedlen Stolz, an Eitelkeit, wenn ich es nicht annehme. Ich drang dagegen, daß ich vor allen Dingen den Namen des unbekannten Freundes erfahren müßte. Boie gab nach, und nannte mir — worauf ich niemals gerathen hätte, weil wir so wenig uns kennen — Nicolai!

Sie werden, edler Mann, mein Dringen und Boiens Nachgeben ganz in der Ordnung finden, wenigstens verzeihen.

Ich bin innigst gerührt, Guter! durch Ihre herzliche Theilnahme an meiner Krankheit, wovon mir Schulz geschrieben hat, und durch Ihren raschen Entschluß, für meine völlige Wiederherstellung ein so Beträchtliches aufzuopfern. Wäre ich der Eitelkeit fähig, so könnte so viel Liebe von Bekannten und Unbekannten, als ich seit der bösen Krankheit erfahre, sie wohl ein wenig aufregen. Aber es sind ganz andere, sehr ernsthafte Empfindungen, wovon mir das Herz aufschwillt: Empfindungen, die sich mehr durch Stillschweigen als durch Worte äußern.

Weswegen ich glaubte, das Geschenk nicht annehmen zu müssen, hat Ihnen Boie geschrieben. Die Brunnenreise hält Hensler für unnöthig, und zu einer anderen Lustreise hatte ich schon Rath geschaft.

Sie meinen es aber so ernstlich, mein Freund, und häufen die Gründe, warum ich müsse, haltbare

und unhaltbare, ſo auf einander, daß ich nicht widerſtehn kann. Was ſo aus dem Herzen kommt, muß eben ſo zu Herzen gehn, wenn man ein Herz in ſich ſchlagen fühlt. Ich nehme an, was Sie ſo freundlich darbieten, als Vorſchuß. Hiegegen, bitte ich, kein Wort.

Von der Krankheit, die mich bis ans Grab führte, bin ich, Gottlob! hergeſtellt, bis auf etwas Schwäche in den Gelenken. Nur mein Ohrenſauſen will nicht ganz abziehn. Heitere Luft, mäßige Bewegung und Elektriſiren ſind noch die wirkſamſten Mittel dagegen. Die Reiſe wird alles auslüften.

Seit der Mitte des Januars darf ich ſogar etwas arbeiten: ich überſeze aus Tibull, aus Moſchus und Bion, und endlich aus Ovid. Das Eiſen zieht den Mann an. Ich bin ſo weit in Schuß gekommen, daß ich Ovids Metamorfoſen wie eine Pomeranze auszupreſſen vorhabe. Ovidiſche Verwandlungen, gehörig ausgewählt und in ihrem eigenthümlichen Tone verdeutſcht, können ein nüzliches Geſchenk für Schullehrer und Schüler, ſelbſt für Damen, werden.

Abgehende Geſundheit war's, warum ich auf das Geſchenk Ihrer Reiſebeſchreibung nicht antwortete. Armer Mann, daß Sie nun gegen die Getroffenen ein eigenes Buch haben ſchreiben müſſen. Sie haben ſehr heilſame Wahrheiten, und ſehr eindringlich geſagt.

Auf meiner Reiſe will ich geſund werden, wie ein

Bergschotte, und mit Ihnen die ganze Literatur durchplaudern.

Ich sehe Ihrer Antwort mit Sehnsucht entgegen.

Eutin, 27. Merz 1797.

Ich bin einige Posttage gehindert worden, Ihren Brief, edler Mann, zu beantworten; zulezt durch die Nachricht von dem Tode meiner Schwiegermutter, die bei Boie nach einem kurzen Aufenthalte gestorben ist.

Was Sie wollen, das wollen Sie sehr. Man muß schon mitwollen.

Wohlan denn, so wenig ich auch begreife, warum ich wollen muß; ich werfe mich gläubig in die Arme des guten Mannes, und nehme an, ἔχων ἐχοντι θυμῳ. Doch nicht ganz ohne Bedingung: — von einem Freunde auf Ewig! — Als Freund dem Freunde drücke ich Ihnen die Hand stillschweigend.

Aber sehen Sie, wie weit Ihre Überredungskunst es mit mir gebracht hat! Was Sie zur Brunnenkur ausezten, das wird zur Reisekur angewandt, troz Ihren wiederholten Gründen für jene. Diesen Sommer, da ich mir und meiner Frau schon die Freude der großen Weltreise nach meinem Vaterlande, das ich seit zwanzig Jahren nicht besucht habe, nach Berlin, wo ich nie gewesen bin, und jezt so gerne sein möchte, nach Halle, und endlich nach Sct Halberstadt und Braun-

ſchweig — in den Kopf geſezt habe: würde die Entbehrung aller auf und außer dem Bette durchträumten Herlichkeiten ſelbſt dem geiſtigſten Brunnen Abbruch thun. Von dieſer Reiſe hoffe ich gewiß, was mir die vor drei Jahren leiſtete, völlige Herſtellung.

Den Commentar der Georgica, woran ich vor der Krankheit mit Luſt arbeitete, und wovon mir noch Manches auf dem Herzen lag, das ich ſelbſt in den Tagen der Krankheit zu diktiren wünſchte — dies Lieblingsgeſchäft habe ich noch nicht wieder zur Hand genommen, ſondern mit großem Ernſt mir eine leichtere Beſchäftigung verordnet, die wegen meiner langen Übung mich kaum mehr anſtrengt, als Pappenkaſten zu machen, ohne Vergleich weniger als leſen. Zwiſchen dem Überſezen gehe ich herum, und ſinge oder ſchwaze mit meiner Frau, oder laſſe mich elektriſiren, oder treibe im Garten mein Weſen im Sonnenſchein. Oft fahre ich auch zu Predigern in der Nachbarſchaft; ich möchte ſagen, ich vegetire, wie Sie es wünſchen, und laſſe fünf gerade ſein. Daß ich den Herrn Bredow zum Collaborator erhalten habe, iſt ein wahrer Segen Gottes. Ich darf wegen der Schule ganz ſorglos ſein, und gehe nur an ſehr ſchönen Tagen eine Stunde in die Klaſſe, um etwas im Homer oder Virgil zu treiben.

Meine Reiſe paßt vortreflich zu der Ihrigen. Ich werde am Ende des Mais in Berlin ſein können, und in acht Tagen werden Sie uns nicht los. Vorher

war auch auf Jena und Weimar gezählt worden. Ich hatte eben mich bei Wieland angekündigt, und ihm eine ovidische Erzählung geschickt, als ich den neuen Beweis seines unstäten Gemüts (um weimarisch zu reden) zu lesen bekam. Ich äußerte ihm meine Befremdung, und erhielt auf beide Briefe keine Antwort. Es mag recht gut sein, daß ich von den Orten mit Gewalt zurückgehalten werde, wo nach der Erscheinung der Xenien wol noch weniger Freude und Herzlichkeit wohnt, als ich vor drei Jahren fand. Aber welch ein Publikum, das an solchen Auftritten seine Freude hat, wenigstens die Freude, etwas bedauren zu können. Ich erwartete ein kaltes Stillschweigen; und es schien mir fast zu viel, daß Sie, Lieber, ein Buch dagegen zu schreiben würdigten. Sie kennen die Welt besser.

Die Frau von Reck hat die Güte gehabt, mir eine freie Reise mit ihr nach Carlsbad anbieten zu lassen. Ist sie noch in Ihrer Gegend, so bezeugen Sie ihr meinen wärmsten Dank. Auf jeden Fall könnte ich doch so früh nicht gereist sein.

Eutin, 8. September 1797.

Mein Mitarbeiter Bredow holt sich eine Frau aus Berlin. Ich nuze die Gelegenheit, lieber Nicolai, Ihnen ein Exemplar meiner virgilischen Eklogen mitzuschicken. Sie haben was Besseres zu thun, als der-

gleichen Grübeleien zu leſen; das weiß ich. Aber darin blättern können Sie doch wol, und das harmloſe Büchlein mit einer guten Empfehlung für den Verfaſſer in Ihre Bibliothek einreihen.

Aus Halberſtadt reiſte ich ohne Ohrenſauſen ab, und bekomme es ſeitdem immer ſchwächer. Ich fühle mich ſtark und werde dafür angeſehn. Hensler erlaubt mir wieder drei Stunden zu halten; ich will aber ſelbſt über mich wachen. In Meldorf haben wir viel von Ihnen geredet. Sie können denken, was und wie.

Wir grüßen Beide mit dem herzlichſten Gruße, Sie und Ihre Familie, in der uns ſo traulich ward.

Ganz der Ihrige

Voß.

Eutin, 27. November 1800.

Über Jahr und Tag, mein lieber Nicolai, habe ich Ihnen mit einem Briefe gedroht. Aber bald nach meiner Zurückkunft von der lezten Reiſe (da ich Sie in Berlin verfehlen mußte) überfiel mich ein Dämon, erſt der Verſemacherei, der ſehr ſchlimm iſt, und dann zur Abwechſelung der faſt eben ſo ſchlimme Sauſeteufel, doch der lezte mit ohnmächtigem Anpoltern, ohne ſonderliche Betäubung. Nach der Meldorfer Reiſe dieſes Sommers, da ich vier Wochen lang unter den Dithmarſchern mich wacker herumgetummelt hatte,

glaubte ich mich völlig befreit: als mich die Stolbergsche Bekehrungsgeschichte mit den unendlichen kleinen Umständen wieder auf einige Zeit zurücksezte. Nun ist auch dies abgeschüttelt, und ich genieße mit ganzer Seele die mir schon längst ungewohnte Ruhe des alten lieben Eutin.

Hieraus sezen Sie sich meine Entschuldigung zusammen. Auch schweigend habe ich die schönen Gaben Ihres Geistes mit Freude genossen, und meiner Frau des Abends am surrenden Spinnrade mitgetheilt. Vorzüglich (denn von Kantianerei wissen wir ohngefähr Beide gleichviel) hat uns die Beschreibung Ihres thätigen und immer zum Besseren fortstrebenden Lebens erbaut; und neulich die eben so gründliche als geistreiche Abhandlung über die Perücken: ein Muster von Erörterungen antiquarischer Gegenstände, mit Sinn für menschliche Natur und ihre mannigfaltige Erscheinung in Sitten und Gebräuchen.

Empfangen Sie mit gütigem Herzen meine schon lange für Sie bereit liegende Georgica, bei deren Ausarbeitung mich vor drei Jahren die Krankheit überfiel. An gutem Willen, das Beste, was ich aufbringen konnte, zur Erläuterung des alten Kunstwerkes beizutragen, hat es nicht gefehlt.

Leben Sie wohl, lieber Mann, und denken Sie einmal wieder an eine Reise in unsere Gegenden. Daß Sie die Besorgung der A. B. wieder übernommen haben, freut mich für die verwahrloste deutsche Litera-

tur. Die herzlichsten Grüße von uns an Sie und die Ihrigen.

Jena, 1. Januar 1803.

Die erste Zeile in diesem Jahre, mit dem herzlichsten Glückwunsche, meinem biederen Nicolai. So lange ich hier bin, habe ich Ihnen von mir Nachricht geben wollen; die ungewohnte Zerstreuung muß mich entschuldigen. Sie denken leicht, von wie ernsthaften Sorgen mein Herz zerrissen sein mußte, da ich den schönen Ort, wo ich meine Tage zu beschließen dachte, zu verlassen mich überwand. Unaufhörliche Stürme von außen und innen ließen mich keine dauerhafte Besserung hoffen; und der gütige Fürst ging mit lebhaftem Gefühl in meine Angelegenheiten hinein. Mein Vorsaz war, in dieser Gegend (Altenburg, Naumburg, Gera u. s. w.) eine Wohnung nach meinem Sinne zu suchen, und diesen Winter bei Griesbach, der mich freundlich einlud, und meinen hier studirenden Söhnen auszuruhn. Gegen alle Erwartung fand ich hier, was ich suchte, ein bequemes Haus mit einem Garten in der Bachgasse, vor dem Thore, und Ruhe so viel ich verlangte. Ich kaufte das Haus für 950 Thaler leicht Geld (nach Eutinischem Maßstabe ein Spottpreis), und werde vielleicht noch 4—500 Thaler darin verbauen, um nach meiner Art köstlich zu wohnen, und in die

schöne Gegend umherzuschauen. O könnten Sie einmal von Ihren Meßreisen hieher auf einige Tage ablenken, und unter meinem eigenen Dache schlafen!

Es hat mir wehe gethan, daß zwei Recensionen (der Hermannischen Mythologie und des Heynischen Virgils, dem meine Bearbeitung der Eklogen und Georgica zugesellt worden) in Ihrem Journal standen. Beide sind von Parteiischen, vielleicht von Einem; beide entstellen die Sache mit Absicht; und was am wenigsten sein sollte, beide beurtheilen statt des Gelehrten den Menschen. Meine unbeantworteten Ehrenrettungen werden vergessen, hoft man; die falschen Beschuldigungen, daß ich meinen Lehrer und Wohlthäter schnöde behandelt, werden immer wiederholt, und ich muß die Rettung meiner Unschuld einem künftigen Lessing überlassen. In meiner lezten Ausgabe von Virgils ländlichen Gedichten habe ich des unedlen Vorgängers gar nicht erwähnt, außer beim Schlusse der Georgica mit Unlust, weil er hier einmal einen eigenen Fehler hatte. Sonst brauchte ich nur immer dem irrenden Vorgänger (Ascensius, Meierotto, Bersmann u. s. w.) meine Gründe entgegenzustellen. Gleichwohl heiße ich von neuem der Angreifer; und der Mann, der mir Angriffe andichtet, und wieder von Undank zu reden die Stirn hat, der diese Verunglimpfung in lateinischer Sprache den Ausländern vorträgt, der wird als der edle Gegner mit gerechter und zurückgehaltener Empfindlichkeit vorgestellt.

Die wiederkehrende Geſundheit, die ich hier ſicher hoffe, werde ich dem Anbau der Mutterſprache opfern. Ich habe noch Lebensmut genug, eine Arbeit, wie die eines deutſchen Wörterbuchs von Luthers Zeiten herab, zu unternehmen, und die ſchon durchlaufene Strecke macht mir's wahrſcheinlich, daß ich meinem Ziele nahe zu kommen vermöge. Mein älteſter Sohn, der ſeine theologiſchen Studien vollendet hat, leiſtet mir Beiſtand.

Jena, 1. Juni 1803.

In fliegender Eile ein paar Worte, mein edler Freund, die unſer Zelter mit meinen lyriſchen Gedichten Ihnen zu bringen übernimt. Mich freut die Aufmerkſamkeit, die Sie meiner Zeitmeſſung und dem Einfluſſe des Rhythmus geſchenkt haben, und das wenigſtens halbe Verſprechen, Ihre Erfahrungen über die Muſik der Alten in Verbindung mit dem poetiſchen Rhythmus uns einmal umſtändlich mitzutheilen. Die Schrift des Engländers werde ich leſen, ſobald ich mich wieder häuslich fühle. Noch bin ich im Taumel der erſten Einrichtung; und der kalte Vorſommer —; doch ich will Ihnen nicht vorſtöhnen. Und ſelbſt dieſe Unfähigkeit zum Beſſeren hat ihr Gutes, wofern meine Bemühungen, ein gutes Wörterbuch unſerer Sprache in Gang zu bringen, nicht fruchtlos bleiben. Mein Zweck iſt die ganze jezt lebende Sprache, ſowohl die

neue des Umgangs; als die alterthümliche zum feierlichen Vortrage: beide Theile in allen Haupt- und Nebenworten, und in allen Wendungen. Die alte Sprache hat Leben bis ins funfzehnte Jahrhundert hinauf; also eine unermeßliche Ernte, aber eine sehr fruchtreiche. Es wird kaum möglich sein, irgend ein poetisches Wort, eine feurige Wendung zu erfinden, die nicht schon in der Sprache war. Die Klopstocke und Lessinge werden nur Belege der Verjüngung sein. Ihre Idee, die Worte nach den Familien zu ordnen, ist die einzige vernünftige für unsre bildsame und sich unaufhörlich fortbildende Sprache. Die Zwittersprachen ohne Zeugungskraft mögen sich nach dem Alfabet mehr stellen als ordnen. Den Rath, in den Schriften nur anzustreichen und andere ausschreiben zu lassen, werde ich bei den späteren befolgen. Bei den älteren muß ich selbst die Begriffe bestimmen und in ihr Fach eintragen: diese nicht unangenehme Arbeit ist sogar kürzer, als wenn ich hinterher wüste Collektaneen zu scheiden hätte. Ich schreibe das, was noch Leben hat, oder in geschickter Stellung erhalten kann, dem Adelung mit seiner Feder an den Rand; das Veraltete und Abgestorbene, das aber zur Erklärung der nachgehenden Sippschaft mitgehen muß, wird in den Frisch eingetragen. Mein Heinrich sammelt aus Luthers Schriften in einen alfabetischen Folioband. Das sind meine Handgriffe. Neulich fand ich für Rendezvous das deutsche Wort in der Übersezung des Boccaz: Es ist

mit lang, das sie einander dahin ziel gaben. Dies könnte ein Leſſing wieder aufwecken. Nicht ſo leicht: Er hat einer bübin in den wald gezielet.

Über die Recenſion des Heyniſchen Virgils, und meiner Arbeiten, ihn zu erklären und zu verdeutſchen, haben Sie mich doch nicht unrecht verſtanden? Der Recenſent mag über Sachen urtheilen, wie er es zu verantworten glaubt, gelinde oder ſcharf, umgehend oder eindringend, gerecht oder ungerecht. Aber perſönliche Verhältniſſe, auch wenn ſie wahr wären, gehören nicht dahin. Und mutwillige Unwahrheiten, wie, daß meine lezte Ausgabe der Ekl. und Georg. die Heyniſche öfter, als Einmal, wo ich's nicht vermeiden konnte, widerlegt, und ſogar, ich weiß nicht wie, mishandelt haben ſoll, müßte kein Ehrliebender ſich erlauben. Dies, ſagte ich, thäte mir leid, weil es in Ihrem Journal geſchah. Ihretwegen ſowohl, als meinetwegen, werden Sie dergleichen nicht wieder geſtatten wollen; übrigens laſſen Sie ſtrenge Gerechtigkeit nach redlicher Einſicht des Urtheilers über mich ergehn.

Jena, Oktober 1804.

Der Herr Geh. R. Hufeland wird Ihnen, mein wertheſter Nicolai, die drei Rhythmiker zurückbringen, für deren Mittheilung ich Ihnen verbunden bin. Es war

unterhaltend, zu sehen, wie man in zwei so unrhythmischen Sprachen über einheimische Behandlung des Tons, und über das Versmaß der Klassiker denkt, und mitunter träumt. Der französische Dichter Vanderbourg hat mir gestanden, daß er erst durch die deutsche Sprache zum Verständnis der alten Rhythmusmusik gekommen sei. So wahr ist es, daß wir nur in einer lebenden Ursprache hell denken und empfinden, was der Grieche in der seinigen durch Bewegung und Klang ausdrückte.

Wir sind eben von einer Reise nach Ulm und den Rheingegenden zurückgekehrt. Sie denken sich das Wiedersehn eines Freundes, wie Miller ist, nach dreißig Jahren. Unterwegs in Würzburg wäre ich beinahe durch den süßen Traum, daß durch mich etwas für die klassische Literatur in Baiern geschehn könnte, bethört worden. Noch frühe genug wurden mir durch die neue pfäffische Schuleinrichtung die Augen geöfnet:

Der alte böse Feind,
Gar ernst er's jezo meint!

Er hat gewittert, von welcher Mutter die Reformation geboren sei und genährt werde, und trachtet jezt nicht bloß in Baiern! die Tochter zu einer hülflosen Waise zu machen.

Eine heilige Legion sollte dem Feinde entgegenziehn, Heldensöhne von den Vätern der weiland blühenden Menschlichkeit, mit Geist und Rede erfüllt. Aber woher? Die meisten sich so nennenden Huma-

niſten ſind Wortkrämer und flache Deutler. Selbſt an ſolchen, die dem Zeitalter unſerer nächſten Vorgänger genügten, an Schullehrern von Geßners und Erneſti's Gründlichkeit iſt bitterer Mangel. Wie heißt der Mann, der vierzig Jahre hindurch alle Auffoderung Gutes zu wirken hatte, und der ſeine Vergehungen nur mit grauem Haare und Verleumdungen zu decken weiß?

Sie, edler Mann, haben ſo manchen gleißenden Feind des Guten in ſeine Schlupfwinkel zurückgeſcheucht. Sie werden ſich umſehn, ob Sie, vor welchem Klotz einſt zitterte, einem Klotz der Klotze aus Gutmütigkeit Zuflucht verſtatten.

Der Ton Ihres Briefes hat uns erfreut. Es iſt etwas Stattliches, ungebeugt von Zufällen des Lebens dazuſtehn, und ſeine Kraft anzuwenden. Ich wünſche Ihnen bald die völlige Ruhe von äußern Geſchäften, der wol Keiner in Deutſchland würdiger iſt als Sie. Haben Sie ſich dieſe vergönnt, dann poche ich, bis Sie Ihre Ideen über die alte Muſik niederſchreiben.

Heidelberg, 3. Mai 1808.

Empfangen Sie, theuerſter Mann, meine Luiſe in der lezten Ausbildung, die ich ihr zu geben vermag. Als ich im Jahre 1794 für den Druck ſie ins Reine

schrieb, täuschte ich mich mit einer erkünstelten Heiterkeit, weil es mir ziemlich gelang, den Gram um meinen sterbenden Schwager, und den vielfältigen Verdruß von Stolberg zu unterdrücken. Ich hatte aber nur Einiges mit Lust ausgearbeitet, Mehreres überhuscht, oder als Auswuchs des ersten Entwurfs weggeschnitten. Seitdem fehlte die nöthige Stille von außen und innen, samt der nöthigen sich selbst vergessenden Gesundheit. Die habe ich, der Vorsehung sei gedankt, in Heidelberg wieder gefunden. Fern von allen lästigen Verhältnissen, und gleichgültig gegen die kleinlichen Ränke, die allenthalben sind, wohne ich hier in der Mitte der Stadt, ländlicher als in Eutin, unter einem Himmel, der meinen Garten mit balsamischen Trauben und frei wachsenden Melonen segnet. Mein Haus war vor Jahrhunderten eine Synagoge, und nach Vertreibung der armen Juden ein anatomisches Theater. Durch Weinbrenner und meinen dritten Sohn, der bei ihm die Baukunst gelernt hat, ist es eine gar heitere und bequeme Wohnung geworden. Den anstoßenden, ehemals theologischen Garten habe ich mit dem Schutte eines niedergerissenen Franziskaner-Klosters erhöht. Mit solchen Trofäen prangt der Schüler der blinden Heiden und der unnützen Musen, und blickt von dem Altan auf der Höhe des Treppenthurms über den Rhein hin.

Eine Freude muß ich Ihnen noch mittheilen. Gestern brachte mir ein hübsches Landmädchen aus der

gleichen Grübeleien zu leſen; das weiß ich. Aber darin blättern können Sie doch wol, und das harmloſe Büchlein mit einer guten Empfehlung für den Verfaſſer in Ihre Bibliothek einreihen.

Aus Halberſtadt reiſte ich ohne Ohrenſauſen ab, und bekomme es ſeitdem immer ſchwächer. Ich fühle mich ſtark und werde dafür angeſehn. Hensler erlaubt mir wieder drei Stunden zu halten; ich will aber ſelbſt über mich wachen. In Meldorf haben wir viel von Ihnen geredet. Sie können denken, was und wie.

Wir grüßen Beide mit dem herzlichſten Gruße, Sie und Ihre Familie, in der uns ſo traulich ward.

Ganz der Ihrige

Voß.

Eutin, 27. November 1800.

Über Jahr und Tag, mein lieber Nicolai, habe ich Ihnen mit einem Briefe gedroht. Aber bald nach meiner Zurückkunft von der lezten Reiſe (da ich Sie in Berlin verfehlen mußte) überfiel mich ein Dämon, erſt der Verſemacherei, der ſehr ſchlimm iſt, und dann zur Abwechſelung der faſt eben ſo ſchlimme Sauſeteufel, doch der lezte mit ohnmächtigem Anpoltern, ohne ſonderliche Betäubung. Nach der Meldorfer Reiſe dieſes Sommers, da ich vier Wochen lang unter den Dithmarſchern mich wacker herumgetummelt hatte,

glaubte ich mich völlig befreit: als mich die Stolbergsche Bekehrungsgeschichte mit den unendlichen kleinen Umständen wieder auf einige Zeit zurücksezte. Nun ist auch dies abgeschüttelt, und ich genieße mit ganzer Seele die mir schon längst ungewohnte Ruhe des alten lieben Eutin.

Hieraus sezen Sie sich meine Entschuldigung zusammen. Auch schweigend habe ich die schönen Gaben Ihres Geistes mit Freude genossen, und meiner Frau des Abends am surrenden Spinnrade mitgetheilt. Vorzüglich (denn von Kantianerei wissen wir ohngefähr Beide gleichviel) hat uns die Beschreibung Ihres thätigen und immer zum Besseren fortstrebenden Lebens erbaut; und neulich die eben so gründliche als geistreiche Abhandlung über die Perücken: ein Muster von Erörterungen antiquarischer Gegenstände, mit Sinn für menschliche Natur und ihre mannigfaltige Erscheinung in Sitten und Gebräuchen.

Empfangen Sie mit gütigem Herzen meine schon lange für Sie bereit liegende Georgica, bei deren Ausarbeitung mich vor drei Jahren die Krankheit überfiel. An gutem Willen, das Beste, was ich aufbringen konnte, zur Erläuterung des alten Kunstwerkes beizutragen, hat es nicht gefehlt.

Leben Sie wohl, lieber Mann, und denken Sie einmal wieder an eine Reise in unsere Gegenden. Daß Sie die Besorgung der A. B. wieder übernommen haben, freut mich für die verwahrloste deutsche Litera-

5.

An Baggesen *).

Eutin, 30. April 1796.

Dank entgegen, ihr wackern Baggesensleute, den innigsten und leisesten, wie des leiseren Liebesgesprächs, für alles Gute, was ihr uns beschert habt: für euern nicht zu eilfertigen Besuch, der gleichwohl so schnell wie ein lieblicher Traum verging, für eure stille Mithäuslichkeit, euer Vorliebnehmen mit des Hauses Vermögen und des Herzens, mit schmaler Kost und schmalem Eutiner Bier, mit Wärme und Rauch, für eure Freundlichkeit, euern Gesang, eure sokratischen Wettspiele und euer Wohlgefallen an unserer Hexametermechanik. Ihr gehört zu den Wenigen, mit denen wir leben und sterben möchten. Auch wollen wir die schöne Hofnung nicht aufgeben, die nur einige Jahre später erfüllt werden soll:

*) Jens Baggesen, geb. zu Korsör in Seeland 1764, gest. zu Hamburg 1826.

Oft beſuchten wir dann uns nachbarlich; nimmer auch
. . . . . hätt' uns
Anderes wieder getrennt in wechſelnder Lieb' und Ergözung,
Als bis endlich der Tod mit finſterer Wolk' uns umhüllet.

Uns, ſage ich: Baggeſen und Voßens und der vielgewandte Schulz und Reinhold, der ſich gern in unſerem Kreiſe ſeiner filoſofiſchen Strahlen entäußern, und wie ein homeriſcher Gott mit Sterblichen ſpielen würde. Dann ſoll nicht mehr gehört werden: Wie habt ihr geſchlafen? wie befindet ihr euch? Apollo Päan wird jugendliche Geſundheit des Leibes und der Seele über uns ausgießen, und freundlich mit uns am Mahle ſizen, wie Zeus bei den unſträflichen Äthiopen, und unſerer Hochgeſänge und Scheerenſchleifer und Siegeshymnen ſich erfreuen. . . . . .

Von Ihrer herlichen Siegeshymne hat Schulz eine Abſchrift mitgenommen, um in Lüneburg die Melodie aufzuſezen. Dank, lieber Baggeſen, für dieſe Prachtblume in dem Ehrenkranze, den Sie meinem Almanache zudenken. Ich habe nur einige wenige Härten und Dunkelheiten bemerkt, und werde auf Vorſchläge ſinnen, worüber wir, wenn Sie wiederkommen, rathſchlagen können. Dann ſollen Sie vorſingen; und ſelbſt Stolberg wird der alte Stolberg zu werden ſich vergeſſen. . . . . .

Ach wie ſehr ſind wir der Alte, wenn er, die angenommene Rolle vergeſſend, ſich gehen läßt! Freilich geſchieht das nur in unſerem Hauſe und Garten, im

Angeſicht der alten Erinnerungen an Agnes; aber es ſind doch erfreuende Sonnenblicke durch den dumpfen und bis zum Knochen erkältenden Nebel der Wirrheit, der ſeinen Geiſt, nicht ſein Herz verfinſtert und ihn ſelbſt am meiſten unglücklich macht. Es wird ihm wohl, in uns und in Ihnen den Bruder zu ſehen. Wir müſſen die Schwächen unſers Bruders ertragen.

Mit Jacobi habe ich eine ähnliche Erklärung gehabt, wie Sie; und der Ausgang war auch der ſelbige. Seine Begierde, ſich Aller Liebe zu erwerben, Allen ſich mitzutheilen, verleitet ihn bisweilen zu halben Schritten; aber gewarnt, beſinnt er ſich doch keinen Augenblick, welche Bahn er zu wählen hat. Offenbar will er nicht zur Gegenſeite gezählt werden; und vielleicht hütet er ſich künftig mehr auch vor dem Scheine eines ἀλλοπρόσαλλος.

Jacobi beſteht noch auf Frieden. Gott gebe, daß er Recht habe. Auch ſeine Eintheilungen laſſe ich mir gefallen; ſchlechter kann's mit dem heiligen römiſchen Reich nun einmal nicht werden; jede Änderung trägt den Keim einer künftigen Verbeſſerung.

Wahrſcheinlich reiſen wir gleich nach Pfingſten; wornach ihr euch zu richten. Vergeſſen Sie nicht, mir die übrigen Gedichte, die der Almanach haben ſoll, zu ſchicken oder zu bringen. Zu bringen!

Ich umarme euch, ihr treuen Seelen, — Erneſtine mit mir.

Eutin, 30. Januar 1797.

Ihr Armen, Innigstgeliebten! Was sind wir Menschen? Der eben mit Kraft tröstete, der bedarf nun selbst des Trostes in namlosem Schmerze. Liebe Sofia, lieber Baggesen, Gott prüft euch nur, wie er uns geprüft hat; er wird sich auch euer erbarmen, und euch geben, was gut ist. Sofia war schon oft in Gefahren, die den Arzt schreckten; und sie überstand, und wandelte fort, ein noch umhüllter Engel unter uns Staubbewohnern. Sie kann auch diesmal überstehn, und die finstere Seereise zur Verwunderung der kurzsichtigen Ärzte unnöthig machen. Aber weg müßt ihr aus dem neblichten Kopenhagen und eurem herzfressenden Verhältnissen. Eure mächtigen Freunde müssen und werden für eure Erhaltung sorgen. Wäre Stolberg nur hier, um schnell mitzuwirken, daß ihr unter einem gesunderen Himmel, wenn auch nur in dem lieblichen Holstein, leben könntet! Wie wollten wir nachbarlich euch pflegen, und Gutes wie Schlimmes mit euch theilen! Sucht mit Ernst Hülfe; mein Herz sagt, sie wird sich finden. Welch ein Wiedersehn wird das im Frühlinge sein: wir, die Genesenen, mit euch, die ihr volle oder aufblühende Gesundheit mitbringt. Erhaltet nur eure Ruhe, ihr Lieben, damit nicht Schlimmes zum Schlimmen komme. Es ist eine Wolke, die vorüberzieht, wie ihrer schon so manche vorüberzog, und den Himmel euch öfnete.

Von meiner Krankheit wird nicht mehr geredet; nur ein abnehmendes Sausen im Ohr und etwas Schwäche ist übrig. Wir hätten dies eher euch selbst schreiben, und für das treffliche Jubellied danken sollen; wir dachten, Baggesen kömmt täglich zu Luise B., und hört da, wie es ist; auch hatten wir eine Menge von besuchenden Freunden. Ihrem Homer*) sah ich mit jedem Posttage entgegen, und ahndete nicht, daß Sie in dieser Herzensarbeit ein so trauriges Gefühl stören sollte. Es wird, wiederhol' ich, vorübergehn! Im Frühlinge haben wir unsern Baggesen in Hensters Nähe; das ist der Heiland, der mich rettete, und euch retten wird. Ich drücke euch beide mit wehmüthiger Liebe ans Herz. Gott wird euch stärken! Grüßt meinen Niebuhr. Er soll euch für sich selbst und für mich durch häufige Besuche trösten. Leben und Wohlsein!

Eutin, 9. Mai 1797.

Ihr Brief, mein Inniggeliebter, hat uns mit wehmüthiger Wonne erfüllt, durch die edle Stille, womit Sie Ihren Schmerz tragen. Und Gott, welch einen Schmerz! Einer solchen Genossin in heiteren und trü-

*) Der erste Gesang der Ilias, in dänischen Hexametern, erschien bald darauf im Skandinavischen Museum.

den Stunden beraubt, einsam und trostlos, in der Wüste des Lebens dazustehn! Du, fromme Sofie, du Himmelreine! von deinem Baggesen geschieden! Zürne nicht, Engel, daß wir deine heilige Gruft durch Thränen zu ehren glauben. Wir sind noch Staub, und schauen nicht, wie du, was Der zum Heile erkor, ohne den kein Haar von unserm Haupte fällt. Laß uns ausweinen unser Herz, und dann mit heißem Händedruck uns geloben, dein würdig zu sein, und durch Freundschaft die Wunden der Liebe zu lindern. Dank dem Fürsorgenden für den sanften Schlummer, der die Duldende auflöste! Dank auch dafür, daß er sie noch aus den Armen liebender Freunde, nicht auf der bevorstehenden Reise abfoderte! Er hat Alles wohl gemacht, lieber Baggesen; aber wir begreifen es nicht, und lehnen unser Haupt. Wir werden es einst begreifen! Was ist denn der vorbeifliegende Schatten, den wir Leben nennen? Die erste Dämmerung des Tages, an dem wir uns Alle wieder zusammenfinden. Sei stark, Edler, wie du bist. Auch hier ist Gott!

Ich sehne mich, meinen Baggesen an mein Herz zu drücken. Sie soll unter uns leben, so lange wir noch hier bleiben: sie, die Seele und der Schmuck unsrer Zusammenkünfte.

Den ersten erträglichen Tag in dieser Woche haben wir zur Reise nach Kiel bestimmt, um mit Hensler vor der großen Reise zu sprechen. Wir bleiben eine Nacht, und bringen unsern Baggesen mit uns.

Hier ſoll er ſtill bei uns ausruhen, auf der alten bekannten Stube, in dem blühenden Garten, am ſonnigten Werder des Sees. Dort und hier war ſie! ſo heiter noch das leztemal, ſo voll Plane des Wiederſehens. Ja, wir werden uns wiederſehen, du Theure.

Gottes Segen und Kraft mit dir, Sofiens Geliebter und Vater von Sofiens Kindern, den Waiſen. Erhalte dich, Edler! Bald mündlich ſprechen wir von ihr und Allem, was ihre Liebe und Theilnahme geheiligt hat. Auch von dem Däniſchen Homer. Meine Grüße an die treuen Reinholds, und wer ſonſt Sofien und Baggeſen pflegte.

Eutin, 20. Januar 1800.

Was macht Baggeſen? fragen wir Alle. Ja, was macht Baggeſen? iſt Aller Antwort: er hat ein Weib genommen, darum kann er nicht ſchreiben. Wohl! dachte ich, auf proſaiſche Briefe bleibt er ſtumm; ich will ihm die poetiſche Daumſchraube anlegen *): dann wird er bekennen, was er macht, und ſo lange gemacht hat. Das iſt der erſte Grad. Hilft's nicht? Baggeſen kennt mich, ich heiße

Johann Heinrich Voß.

---

*) Beigelegt war dieſen Zeilen das Gedicht: An Jens Baggeſen. S. Lyriſche Gedichte. 1802. Bd. I. S. 210.

6.

An Wieland*).

Eutin, 26. Februar 1797.

Vater Gleim ſchreibt mir vom Hörenſagen, Wieland habe in ſeinem neueſten Stücke des Merkurs gegen Voß üble Laune gezeigt. Üble Laune? Wodurch könnte ich die verſchuldet haben? Ich liebe ja den edlen Mann und den edlen Künſtler, wie Wenige ihn lieben. Ich bin ja ſein geheiligter Gaſtfreund, der dieſen Sommer die Tessera wieder vorzuzeigen gedachte. Nein nicht üble Laune kann das ſein, wovon man Gleimen geſchwazt hat. Wieland kann Misfallen bezeigt haben an etwas, das ihm Fehler und mir Tugend in der Darſtellung zu ſein ſcheint. Wieland, der ältere mit Lorbern bedeckte Meiſter, kann ſeine Misbilligung in ungeſchlängelten Wendungen, gerade und bieder, be-

*) Die übrigen von Voß an Wieland geſchriebenen Briefe zu erlangen, hat dem Herausgeber nicht gelingen wollen.

zeigt haben, und doch ohne die Abſicht, dem jüngeren, der über die Unmündigkeit hinaus iſt, des Wortes und der eigenen, ſtill befolgten Meinung entäußern zu wollen. Wie dem auch ſei, Sie ſollen Ihren Unwillen nicht mit ſich forttragen, Sie ſollen freundlich ſein. Ich habe Salz und Brot mit Ihnen genoſſen, und kann nicht herausgrübeln, was ich Ihnen gethan haben mag. Sind meine Gedichte oder meine Überſezungen nicht nach Ihrem Sinne; deſto ſchlimmer für mich. Ihnen vorzüglich möchte ich gefallen. Aber Meinungen, die durch langes Verkehr mit dem Gegenſtande erwachſen ſind, laſſen ſich nicht aus Gefälligkeit ablegen. Und irre ich, welches ſehr wohl ſein kann, ſo habe ich ſterbliche Gedichte in die Welt geſezt, mit ungleich größerer Anſtrengung, als die Geliebteren der Muſen ihre unſterblichen Geſänge. Ich verdiene Bedauern, nicht Unwillen.

Mich wenigſtens, edler Gaſtfreund, ſollen Sie nicht in üble Laune verſezen. Zum Beweis ſchicke ich Ihnen meine neueſte Dolmetſchung aus dem Ovid, mit der Bitte, ſie in Ihrem Merkur abzudrucken. Sie werden bemerken, wo mich die Freude an dem erſten Spiele meiner wiederkehrenden Kräfte nicht teuſcht, daß ich die Unterſchiede des Tons zu erreichen geſtrebt habe, und daß daher ein verdeutſchter Ovid ungleich mehr von den Eigenheiten frei ſein mußte, die man mir als Verbrechen anrechnet, als es, nach meinem Gefühl und ernſtem Erwägen, ſchon Theokrits höhere Gedichte (denn

er durchſteigt faſt die ganze Tonleiter der Apolloniſchen Gitarre) ſein durften, um wahre Abdrücke, nicht freie Nachbildungen des Syrakuſers zu werden.

Wenn meine Arbeit, wovon ich auch anderswo mittheilen werde, Beifall findet; ſo denke ich die beſten Erzählungen Ovids alle zu verdeutſchen, und in einen beſondern Band zuſammen zu faſſen. Dieſe Arbeit, die wegen meiner Gewandtheit (die ich Geſchicklichkeit zu nennen wünſche) mir die leichteſte von allen iſt, habe ich für den unterbrochenen Kommentar Virgils gewählt, bis mein noch immer fortdaurendes Ohrenſauſen ſich verziehn wird.

Leben Sie wohl, mein geliebter Gaſtfreund, und wenn Sie uns im Mai oder Junius auf einen Tag (denn wir haben die Welt im Frohne des Arztes zu durchziehn) in Weimar ſehen wollen, ſo ſchreiben Sie: Kommt! Meine Frau wünſcht Sie zu ſehn, aber den freundlichen Wieland, den ich in ſo vielen Briefen ihr ankündigte. Ich bin und bleibe

der Ihrige.

Eutin, 5. Merz 1797.

Geſtern erhielt ich die beiden Stücke des Merkur, die Ihr jeziges Urtheil über mich, den Liedermacher und den Überſezer*), enthalten. Böſe Laune war mir

*) Anders beurtheilte Wieland den Überſezer Voß in

vorausgesagt worden; und so las ich, was ich für ein seltsamer Mensch sei, mit ziemlicher Gleichgültigkeit: obgleich, ich gesteh' es, meine Erwartung völlig so hoch nicht gestimmt war.

Fürchten Sie keine Verantwortung, Ehrwürdiger, der sich vergaß! Ihr wiederkehrendes besseres Selbst wird Ihnen schon sagen, wo Sie über die Grenzen, ich will nicht, des Wohlwollens, sondern nur des harmlosen Urtheils, hinaus gingen.

Aber woher Ihnen, der stets mit den lauteren Göttinnen der Milderung und der Bescheidenheit zu verkehren schien, woher Ihnen der wegwerfende, durch keine Urkunde gerechtfertigte Stolz? Warum soll ich nicht bloß der anders denkende, nach seinem Sinne redlich und still arbeitende, aber gegen das Herkommen verstoßende Kunstwerker sein, sondern als ein störrischer Geck dem Gelächter in den unmildesten Ausdrücken ausgestellt werden?

Auf Ihre Recension meines Homers hatte ich mich gefreut, weil ich Gelegenheit zu bekommen hofte, mit Anstand über die vorgeworfene Undeutschheit zu reden. Ich wollte, wenn ein Mann von solchem Ge-

---

einem Briefe vom Jahre 1788, wo ihm namentlich beinah alle Freiheiten, die er sich mit unsrer Sprache erlaubt habe, als nothwendige Bedingungen zu einer möglichst treuen Dolmetschung eingeräumt werden." Siehe Wielands ausgewählte Briefe, Bd. 4. S. 4 ff.

halt ſeine gehaltvollen Gründe gegen dieſe und jene Wendung vorträge, dieſen Gründen die meinigen, wie in einer freundlichen Unterredung, entgegenſtellen. Ich wollte aus unſeren Schriftſtellern ſeit Luther, ſelbſt aus Ihnen, die ächte Deutſchheit jeder einzelnen Wendung rechtfertigen. Der abſprechende Ton Ihres Urtheils erlaubte mir keine Antwort: denn ich hätte nur mich zu vertheidigen gehabt, nicht, was ich wünſchte, die gemeinſame Sache.

Dort indeß blieb für den Andersdenkenden doch noch die Möglichkeit, nicht unrecht zu denken, übrig. Hier bin ich der völlig Verurtheilte, der Unheilbare. Selbſt mein Theokrit, den Sie nur theilweis kennen, wird zum Voraus abgethan, ohne Urtheil und Recht, durch einen Kabinetsbefehl.

So behandelt, würde ich mit der eingeſandten noch neueren Überſezung aus Ovid in Ihrem Merkur eine nicht anſtändige Figur ſpielen. Ich erſuche Sie alſo, was Sie ſchon ſelbſt für ſchicklich werden gehalten haben, meine Daſne, die wenigſtens eben ſo undeutſch und widerlich, als die drei theokritiſchen Idyllen im Almanach (wenn's noch die in den Horen wären!) in Ihren zart empfindenden Ohren ſich ausnehmen wird, nicht abzudrucken, ſondern zu verbrennen.

Meinen Beſuch, worauf ich mich lange gefreut hatte, erwarten Sie jezt wol nicht. Das ahndete mir nicht, als ich Abſchied von Ihnen nahm, daß ich einmal ſo Abſchied nehmen müßte. Leben Sie wohl,

Ehrwürdiger, und sein Sie so glücklich, als man's mit einer so wetterlauniſchen Seele ſein kann.

Daß Wieland das Geſchehene ungeſchehen wünſchte, zeigt folgender Brief vom 11. Merz 1804:

„Wir ſind einander leider! ſeit mehreren Jahren ſo fremd worden, daß ich kaum weiß, ob Sie es nicht als etwas Ungeziemendes anſehen könnten, wenn ich es wage, Ihnen, dem ich ſelbſt nicht allzuwohl empfohlen bin, einen Andern*) zu empfehlen. Laſſen Sie mich ganz vom Herzen weg zu Ihnen reden, theurer Voß! Sollt' es möglich ſein, daß wir einander länger verkennten, einander länger durch gegenſeitiges Mistrauen in unſer Herz Unrecht thäten? Sie ſind ein edler und guter Mann — und ich habe, ſeit dem unglücklichen Augenblick, da mein böſer Dämon mich zu etwas verleitete, wodurch ich, wahrlich gegen meine Meinung und Abſicht, Ihrem Herzen weh that, nie aufgehört, Sie von ganzer Seele zu lieben und zu ehren.

Es war eine Zeit, wo die Verſicherung, daß die

---

*) Wielands Schwiegerſohn, Heinrich Geßner, welcher den Verlag des damals von Voß beabſichtigten Wörterbuchs der deutſchen Sprache zu erhalten wünſchte.

Erhörung seines Ansuchens eine mir selbst erzeigte Wohlthat sein würde, hinlänglich gewesen wäre, Sie dazu geneigt zu machen. Wie glücklich, bester Voß, würde mich eine einzige Zeile machen, worin Sie mir sagten, daß ich diesen Antheil an Ihrem Herzen noch nicht ganz verloren habe!!

Wieland."

Von meiner Krankheit wird nicht mehr geredet; nur ein abnehmendes Sausen im Ohr und etwas Schwäche ist übrig. Wir hätten dies eher euch selbst schreiben, und für das treffliche Jubellied danken sollen; wir dachten, Baggesen kömmt täglich zu Luise B., und hört da, wie es ist; auch hatten wir eine Menge von besuchenden Freunden. Ihrem Homer*) sah ich mit jedem Posttage entgegen, und ahndete nicht, daß Sie in dieser Herzensarbeit ein so trauriges Gefühl stören sollte. Es wird, wiederhol' ich, vorübergehn! Im Frühlinge haben wir unsern Baggesen in Hensters Nähe; das ist der Heiland, der mich rettete, und euch retten wird. Ich drücke euch beide mit wehmütiger Liebe ans Herz. Gott wird euch stärken! Grüßt meinen Niebuhr. Er soll euch für sich selbst und für mich durch häufige Besuche trösten. Leben und Wohlsein!

Eutin, 9. Mai 1797.

Ihr Brief, mein Inniggeliebter, hat uns mit wehmütiger Wonne erfüllt, durch die edle Stille, womit Sie Ihren Schmerz tragen. Und Gott, welch einen Schmerz! Einer solchen Genossin in heiteren und trü-

*) Der erste Gesang der Ilias, in dänischen Hexametern, erschien bald darauf im Skandinavischen Museum.

den Stunden beraubt, einsam und trostlos, in der Wüste des Lebens dazustehn! Du, fromme Sofie, du Himmelreine! von deinem Baggesen geschieden! Zürne nicht, Engel, daß wir deine heilige Gruft durch Thränen zu ehren glauben. Wir sind noch Staub, und schauen nicht, wie du, was Der zum Heile erkor, ohne den kein Haar von unserm Haupte fällt. Laß uns ausweinen unser Herz, und dann mit heißem Händedruck uns geloben, dein würdig zu sein, und durch Freundschaft die Wunden der Liebe zu lindern. Dank dem Fürsorgenden für den sanften Schlummer, der die Duldende auflöste! Dank auch dafür, daß er sie noch aus den Armen liebender Freunde, nicht auf der bevorstehenden Reise abfoderte! Er hat Alles wohl gemacht, lieber Baggesen; aber wir begreifen es nicht, und lehnen unser Haupt. Wir werden es einst begreifen! Was ist denn der vorbeifliegende Schatten, den wir Leben nennen? Die erste Dämmerung des Tages, an dem wir uns Alle wieder zusammenfinden. Sei stark, Edler, wie du bist. Auch hier ist Gott!

Ich sehne mich, meinen Baggesen an mein Herz zu drücken. Sie soll unter uns leben, so lange wir noch hier bleiben: sie, die Seele und der Schmuck unsrer Zusammenkünfte.

Den ersten erträglichen Tag in dieser Woche haben wir zur Reise nach Kiel bestimmt, um mit Hensler vor der großen Reise zu sprechen. Wir bleiben eine Nacht, und bringen unsern Baggesen mit uns.

Hier ſoll er ſtill bei uns ausruhen, auf der alten bekannten Stube, in dem blühenden Garten, am ſonnigten Werder des Sees. Dort und hier war ſie! ſo heiter noch das leztemal, ſo voll Plane des Wiederſehens. Ja, wir werden uns wiederſehen, du Theure.

Gottes Segen und Kraft mit dir, Sofiens Geliebter und Vater von Sofiens Kindern, den Waiſen. Erhalte dich, Edler! Bald mündlich ſprechen wir von ihr und Allem, was ihre Liebe und Theilnahme geheiligt hat. Auch von dem Däniſchen Homer. Meine Grüße an die treuen Reinholds, und wer ſonſt Sofien und Baggeſen pflegte.

Eutin, 20. Januar 1800.

Was macht Baggeſen? fragen wir Alle. Ja, was macht Baggeſen? iſt Aller Antwort: er hat ein Weib genommen, darum kann er nicht ſchreiben. Wohl! dachte ich, auf proſaiſche Briefe bleibt er ſtumm; ich will ihm die poetiſche Daumſchraube anlegen *): dann wird er bekennen, was er macht, und ſo lange gemacht hat. Das iſt der erſte Grad. Hilft's nicht? Baggeſen kennt mich, ich heiße

Johann Heinrich Voß.

---

*) Beigelegt war dieſen Zeilen das Gedicht: An Jens Baggeſen. S. Lyriſche Gedichte. 1802. Bd. I. S. 210.

6.

An Wieland*).

Eutin, 26. Februar 1797.

Vater Gleim ſchreibt mir vom Hörenſagen, Wieland habe in ſeinem neueſten Stücke des Merkurs gegen Voß üble Laune gezeigt. Üble Laune? Wodurch könnte ich die verſchuldet haben? Ich liebe ja den edlen Mann und den edlen Künſtler, wie Wenige ihn lieben. Ich bin ja ſein geheiligter Gaſtfreund, der dieſen Sommer die Tessera wieder vorzuzeigen gedachte. Nein nicht üble Laune kann das ſein, wovon man Gleimen geſchwazt hat. Wieland kann Misfallen bezeigt haben an etwas, das ihm Fehler und mir Tugend in der Darſtellung zu ſein ſcheint. Wieland, der ältere mit Lorbern bedeckte Meiſter, kann ſeine Misbilligung in ungeſchlängelten Wendungen, gerade und bieder, be-

*) Die übrigen von Voß an Wieland geſchriebenen Briefe zu erlangen, hat dem Herausgeber nicht gelingen wollen.

Aber gleichwohl. Diese anhaltenden Leiden werden durch den Unmut, meinem obgleich so erleichterten Berufe nicht mehr zu genügen, noch drückender. Ich muß es mir gestehn, daß ich der Schule so gut als abgestorben bin. Ähnliche Vorboten kündigten mir meine Hauptkrankheit, ähnliche meinem Freunde Meierotto in Berlin sein Ende an. Ausflüge bei schönem Wetter sind die einzige Arznei, die anschlägt. Wir hoffen, ein südlicher Aufenthalt ohne drückende Sorge könne den erlöschenden Funken noch einmal anfachen.

Als Ew. Excellenz vorigen Herbst in meine Angelegenheiten hineinzugehn würdigten, eröfneten Sie mir die tröstende Aussicht, daß Se. Hochfürstliche Durchlaucht, sobald ich die Abnahme meiner Kräfte mit ehrerbietigem Zutraun anzeigte, mir wahrscheinlich eine ehrenvolle Entlassung, und, als Zeichen der Zufriedenheit mit meinen zwanzigjährigen Schulgeschäften, wenigstens die 500 Thaler stehendes Gehalt auf Lebenszeit, zu bewilligen geruhn würden. Anhänglichkeit an Ort und Wohnung, und Furcht vor Nahrungssorgen fals ich mit dem Schulgelde auch Haus, Garten, Holz und Weide verlöre, reizten mich an, noch einmal mein Äußerstes in der alten Laufbahn zu versuchen.

Durch die Erfahrungen des Winters gewarnt, wende ich mich wieder an meinen zwanzigjährigen Beschirmer. Sollte ich von dem edlen Fürsten, dem ich als Mensch und als Anbauer der Wissenschaften nicht unwerth bin, wol die Gnade erwarten dürfen, daß,

wenn ich das Rectorat dem würdigen Bredow abträte, mir eine Penſion von 600 Thalern für meine übrigen Jahre zuflöſſe? In einem wärmeren und wohlfeileren Lande könnte mir dieſe Penſion, nebſt dem Erwerb einiger halbvollendeter Schriften, ein ſorgenfreies Alter gewähren; und ſo lange mein Herz ſchlüge, würde es von Empfindungen der Dankbarkeit aufwallen. Vielleicht könnte ich mit 500 Thalern ausreichen, hätte ich nicht von meinem bisherigen Erwerbe, auch bei möglichſter Sparſamkeit (meine Bibliothek bezeugt es), durch jährlich ſteigende Bedürfniſſe und durch nothwendige Geſundheitspflege ein Beträchtliches zugeſezt, und erfoderten nicht meine Söhne noch eine Reihe von Jahren die Mittel ihrer Ausbildung.

Mein Wunſch wäre, in einer ſächſiſchen Stadt, die ich auf der bevorſtehenden Reiſe auswählen würde, mein Neſt zu baun, und, wenn das Heimweh mich anwandelt, wie ein treuer Storch meinen Sommerflug hieher zu erneuern. O möchten Ew. Excellenz mir gnädige Gewährung weiſſagen! Möchten Sie das Herz des edelmütigen Fürſten für meinen mündlichen Antrag vorbereiten, daß ich mit freudiger Zuverſicht, meine lezte Bitte erhört zu finden, vor ſein Antliz träte.

Ich denke mir eine zwanzigjährige Fürſorge, indem ich voll herzlicher Rührung mich nenne u. ſ. w.

Voß.

ob ich in Heidelberg eine Lehrſtelle mit weniger Arbeit anzunehmen, oder wenigſtens, gegen eine Entſchädigung, mich dort niederzulaſſen geneigt wäre. Auf das Erſte war leicht geantwortet; der zweite, durch Heidelbergs Milde und Gegend anlockende Vorſchlag erregte den Wunſch, daß er ausführbar ſein möchte. Mir wurden 500 Gulden jährlich geboten; worauf ich meine Jenaiſchen Verhältniſſe vorziehn zu müſſen glaubte. Unvermutet erhielt ich geſtern einen erneuerten Antrag, daß der Durchlauchtige Kurfürſt, wenn ich in Heidelberg ohne Geſchäft wohnen wollte, mir 1000 Gulden Penſion und die Koſten des Umzugs zuſicherte. Eine ſo gnädige, mit ehrenvollen Ausdrücken begleitete Einladung in Deutſchlands Paradies, welches ſelbſt Ewr Durchlaucht meiner Geſundheit zu empfehlen die Aufmerkſamkeit hatten, kann ich nicht anders als mit dankbarem Herzen annehmen. Denn ſo Vieles auch an Jena mich feſſelt, ſo ward ich veranlaßt, aus Jena's dumpfwarmer Thalluft mit ſchnellwechſelnder Bergkälte mich hinweg zu wünſchen. Jezt, durch göttliche Fügung, verträgt ſich der Wunſch mit dem Bedürfniſſe der Meinigen; und ſelbſt die Freunde, die mich ungerne verlieren, billigen meinen Entſchluß. Von zwei der edelſten Fürſten Deutſchlands großmüthig gepflegt, werde ich meine lezten Tage in ſtiller Thätigkeit für die Wiſſenſchaften hinbringen, nicht uneingedenk der höheren Pflichten, die eine ſolche Auszeichnung auferlegt.

Mein ältester Sohn meldet mir, daß er unsern Durchlauchtigen Prinzen in Weimar aufzuwarten gewürdiget, und als geborener Unterthan mit der gewogensten Aufnahme erfreut worden sei. Alle, deren Stimme er vernahm, sind voll von den schönsten Erwartungen fürstlicher Tugenden, die in diesen verständigen und zartempfindenden Prinzen aufblühn. O hätte ich diesen Besuch früher erfahren, wie gern hätte ich ein wenig Kopfreißen daran gewagt, um die theuren Sprossen des edelsten Stammes, die vor meinen Augen sich entwickelten, in fruchtverheißender Blüte zu sehn, mit dem Gefühle des treuen Eumäos, als sein Telemachos in reifender Heldenjugend ihm erschien! Der liebreiche Gruß, womit die verehrten Prinzen mich und meine Frau beehrt haben, thut unserm Herzen innigst wohl, aber nicht mehr als ihre zärtliche Anhänglichkeit an unsere, alles mit ihrer Würde und Anmut bezaubernde Großfürstin. Mich verlangt zu hören, wann und wohin, bei solchem Wanken der Schicksalswage, die edlen Prinzen ihre Reise in die Welt richten werden.

Unter den Bewegungen der Gewaltsamkeit ist nicht zu übersehn, was gegen die noch zarte Geisteskultur die hierarchischen Maulwürfe beginnen. Einen der unholdesten Wühler habe ich neulich mit dem Grabscheit hervorgelangt, und dem Tageslichte in seiner Erbärmlichkeit gezeigt. Wenn vielleicht meine Beurtheilung des Baierschen Studienplans dem Blicke Ewr Durchlaucht entgangen ist; so wird beigehendes Exemplar

hielt es alſo für ſchicklich, ganz wegzubleiben, und Voß betrauerte, bloß als empfindender Menſch, mit den Seinigen den Tod des wohlthätigen Fürſten, wie er den Tod eines leiblichen Vaters betrauert hätte. Eben ſo freiwillig und herzlich trauerte er, nur zu bald nachher, um den Tod unſrer angebeteten Fürſtin.

Zur Huldigung, die dem Durchlauchtigſten Nachfolger geſchah, wurden alle Stände von einiger Bedeutung aufgefodert; nur der Rector mit ſeinen Kollegen, dem Kantor und dem Schreib- und Rechenmeiſter, ward in der Dunkelheit des Schulſtaubes nicht bemerkt.

Der Rector iſt zu ſchüchtern, von Rang und Würde, womit ſein Amt wenig zu thun hat, mitzureden. Statt ſeiner wagt es Voß, der ſich einige Kenntnis von dem wahren Gehalt der Dinge zutraut, vor Ew. Excellenz mit der Frage zu erſcheinen: ob ſich in der Rangordnung des Eutiniſchen Staats nicht vielleicht ein kleiner Irthum eingeſchlichen, und ob man dieſen nicht heben könne?

Rang und Würde, was auch ſonſt der Weiſe davon urtheilen mag, ſcheinen mir, als öffentliche Zeichen, in welchem Verhältniſſe der Staat die Arbeiten und Verdienſte ſeiner Bürger ſchäze, nicht ganz gleichgültig zu ſein. Sie ſind der Maßſtab der Schäzung und ſelbſt der Begegnung, die uns täglich von unſern Mitbürgern widerfährt. Und ſo deucht mich, darf der Rector wohl ein wenig ſtuzen, wenn er hört, daß ſein Geſchäft, edle und nüzliche Menſchen zu bilden, mit

dem Geschäfte des Kammerdieners, der seinem Herrn den Teller reicht, gleicher Achtung, und kaum, gewürdigt wird.

Ich nahm mir schon bei meiner Ankunft die Freiheit, Ew. Exc. auf die niedrige Ehrenstufe des Schullehrers aufmerksam zu machen. Meine Bemerkung gefiel, und mir ward ein Titel angeboten. Ich fragte, ob man dem Rector nicht ohne Titel sein Recht geben könnte. Die Antwort war, der Rector sei gar keiner Rangordnung unterworfen, und ich begnügte mich, zu heißen, was ich war. Jezt sehn Ew. Exc., daß Sie sich geirrt haben. Der erste Schritt, den ein junger Jurist thun kann, stellt ihn schon über den Rector, der die äußerste Stufe seiner Leiter erreicht hat. Und ein Assessor-Titel, der mir die Niedrigkeit des Rectors nur zu bestätigen schien, weil selbst der Assessor noch — was weiß ich — über sich sieht, wäre für den Rector eine ansehnliche Erhöhung.

Ew. Excellenz lächeln. Ich hätte selbst kaum geglaubt, daß ich fähig wäre, eine solche Saite mit einigem Anstand zu berühren. Aber hier ist ja nicht von Aufmunterung des Schulstandes, noch weniger von persönlicher Achtung die Rede, sondern bloß von Gerechtigkeit.

Mit der Freimütigkeit also, die mir Gefühl gekränkter Würde giebt, ersuche ich Ew. Exc., die Sache des beschämten Rectors im Vorbeigehn einmal dem Fürsten in einer heiteren Stunde vorzutragen, und wo-

hielt es also für schicklich, ganz wegzubleiben, und Voß betrauerte, bloß als empfindender Mensch, mit den Seinigen den Tod des wohlthätigen Fürsten, wie er den Tod eines leiblichen Vaters betrauert hätte. Eben so freiwillig und herzlich trauerte er, nur zu bald nachher, um den Tod unsrer angebeteten Fürstin.

Zur Huldigung, die dem Durchlauchtigsten Nachfolger geschah, würden alle Stände von einiger Bedeutung aufgefodert; nur der Rector mit seinen Kollegen, dem Kantor und dem Schreib- und Rechenmeister, ward in der Dunkelheit des Schulstaubes nicht bemerkt.

Der Rector ist zu schüchtern, von Rang und Würde, womit sein Amt wenig zu thun hat, mitzureden. Statt seiner wagt es Voß, der sich einige Kenntnis von dem wahren Gehalt der Dinge zutraut, vor Ew. Excellenz mit der Frage zu erscheinen: ob sich in der Rangordnung des Eutinischen Staats nicht vielleicht ein kleiner Irthum eingeschlichen, und ob man diesen nicht heben könne?

Rang und Würde, was auch sonst der Weise davon urtheilen mag, scheinen mir, als öffentliche Zeichen, in welchem Verhältnisse der Staat die Arbeiten und Verdienste seiner Bürger schäze, nicht ganz gleichgültig zu sein. Sie sind der Maßstab der Schäzung und selbst der Begegnung, die uns täglich von unsern Mitbürgern widerfährt. Und so deucht mich, darf der Rector wohl ein wenig stuzen, wenn er hört, daß sein Geschäft, edle und nüzliche Menschen zu bilden, mit

dem Geschäfte des Kammerdieners, der seinem Herrn den Teller reicht, gleicher Achtung, und kaum, gewürdigt wird.

Ich nahm mir schon bei meiner Ankunft die Freiheit, Ew. Exc. auf die niedrige Ehrenstufe des Schullehrers aufmerksam zu machen. Meine Bemerkung gefiel, und mir ward ein Titel angeboten. Ich fragte, ob man dem Rector nicht ohne Titel sein Recht geben könnte. Die Antwort war, der Rector sei gar keiner Rangordnung unterworfen, und ich begnügte mich, zu heißen, was ich war. Jezt sehn Ew. Exc., daß Sie sich geirrt haben. Der erste Schritt, den ein junger Jurist thun kann, stellt ihn schon über den Rector, der die äußerste Stufe seiner Leiter erreicht hat. Und ein Assessor-Titel, der mir die Niedrigkeit des Rectors nur zu bestätigen schien, weil selbst der Assessor noch — was weiß ich — über sich sieht, wäre für den Rector eine ansehnliche Erhöhung.

Ew. Excellenz lächeln. Ich hätte selbst kaum geglaubt, daß ich fähig wäre, eine solche Saite mit einigem Anstand zu berühren. Aber hier ist ja nicht von Aufmunterung des Schulstandes, noch weniger von persönlicher Achtung die Rede, sondern bloß von Gerechtigkeit.

Mit der Freimütigkeit also, die mir Gefühl gekränkter Würde giebt, ersuche ich Ew. Exc., die Sache des beschämten Rectors im Vorbeigehn einmal dem Fürsten in einer heiteren Stunde vorzutragen, und wo-

fern die ihm gebührende Ehre nicht natürlicher herzustellen ist, etwa den Titel (ich erröthe bei dem Worte) eines Professors, der doch vermutlich einem Rath zur Seite geht, oder eines Hofraths, der hier, weil er ungewöhnlich ist, die Klasse der Räthe beschließen könnte, in Vorschlag zu bringen *).

Eutin, 10. Mai 1802.

Da die Zurückkunft unsers durchlauchtigsten Fürsten, nach welcher ich, wie nach der Frühlingssonne mich gesehnt habe, durch Krankheit, oder (was mein Herz ahndet) durch vorsichtige Genesung verzögert wird; so bitte ich Ew. Excellenz, diesen Brief, als Herold eines Schuzbedürftigen, mit gewohntem Wohlwollen zu empfangen.

Dieser Winter war für mich und meine Frau einer der unheitersten. Ohne eben bettlägerig zu sein, waren wir doch niemals gesund. Meine Nerven zumal sind nach der Krankheit von 1796—97 so em-

*) Bald nachdem Voß Hofrath geworden war, traf es sich, daß er bei einem Leichenbegängnisse mit dem Bürgermeister zusammentreten sollte. Der Bürgermeister, aus großer Achtung vor dem Hoftitel, wollte ihm durchaus die rechte Seite überlassen, was Voß standhaft verweigerte. Dies erregte bei Senat und Bürgern laute Freude.

pfindlich geblieben, daß eine Kleinigkeit, selbst schon die Fantasie, mir örtlich wechselnde Schweiße mit nachfolgender Kälte bringt. Daher habe ich den Amtsgeschäften fast ganz mich entziehn müssen. Die Sehnsucht, den abgehenden Schülern noch Manches, was sie wünschten, mitzutheilen, trieb mich häufig zum Versuch meiner Kräfte. Mit halben Gedanken des betäubenden Ohrensausens, und mit schwierigem Ausdrucke, fing ich die Lehrstunde an, ward allmählich warm und munter, und endlich so lebhaft, daß meine Schüler mich erinnerten, ein wenig zu ruhn. Bei der Rückkehr war ich bleich und erschöpft; ein kleiner Luftzug hielt mich von neuem in dem verdrießlichen Kerker. Ja wüßte ich noch zu Hause die Zeit hinzubringen. Aber Arbeitlust und Unvermögen geben vereint die unerträglichste Langeweile.

Ew. Excellenz empfinden mit uns, welcherlei Gespräche die unbehagliche Muße unterbrachen. Erst mit Grauen, allmählich gefaßter, nahten wir uns dem Gedanken, ob ein milderes Klima uns wieder auffrischen könnte. Es kostete Anstrengung. Wir verehren in dem schönen Eutin einen weisen und huldreichen Fürsten, wir freuen uns großmütiger Gönner, alter Freunde und Bekannten, wir wandeln unter selbsterzogenen Bäumen, wir haben zur Seite unsrer Geschiedenen bereits die lezte Ruhestelle gekauft. Leben und sterben in Eutin war immer die Losung, so oft man mich anderswohin einlud.

Aber gleichwohl. Diese anhaltenden Leiden werden durch den Unmut, meinem obgleich so erleichterten Berufe nicht mehr zu genügen, noch drückender. Ich muß es mir gestehn, daß ich der Schule so gut als abgestorben bin. Ähnliche Vorboten kündigten mir meine Hauptkrankheit, ähnliche meinem Freunde Meierotto in Berlin sein Ende an. Ausflüge bei schönem Wetter sind die einzige Arznei, die anschlägt. Wir hoffen, ein südlicher Aufenthalt ohne drückende Sorge könne den erlöschenden Funken noch einmal anfachen.

Als Ew. Excellenz vorigen Herbst in meine Angelegenheiten hineinzugehn würdigten, eröfneten Sie mir die tröstende Aussicht, daß Se. Hochfürstliche Durchlaucht, sobald ich die Abnahme meiner Kräfte mit ehrerbietigem Zutraun anzeigte, mir wahrscheinlich eine ehrenvolle Entlassung, und, als Zeichen der Zufriedenheit mit meinen zwanzigjährigen Schulgeschäften, wenigstens die 500 Thaler stehendes Gehalt auf Lebenszeit, zu bewilligen geruhn würden. Anhänglichkeit an Ort und Wohnung, und Furcht vor Nahrungssorgen fals ich mit dem Schulgelde auch Haus, Garten, Holz und Weide verlöre, reizten mich an, noch einmal mein Äußerstes in der alten Laufbahn zu versuchen.

Durch die Erfahrungen des Winters gewarnt, wende ich mich wieder an meinen zwanzigjährigen Beschirmer. Sollte ich von dem edlen Fürsten, dem ich als Mensch und als Anbauer der Wissenschaften nicht unwerth bin, wol die Gnade erwarten dürfen, daß,

wenn ich das Rectorat dem würdigen Bredow abträte, mir eine Pension von 600 Thalern für meine übrigen Jahre zuflöſſe? In einem wärmeren und wohlfeileren Lande könnte mir dieſe Pension, nebſt dem Erwerb einiger halbvollendeter Schriften, ein ſorgenfreies Alter gewähren; und ſo lange mein Herz ſchlüge, würde es von Empfindungen der Dankbarkeit aufwallen. Vielleicht könnte ich mit 500 Thalern ausreichen, hätte ich nicht von meinem bisherigen Erwerbe, auch bei möglichſter Sparſamkeit (meine Bibliothek bezeugt es), durch jährlich ſteigende Bedürfniſſe und durch nothwendige Geſundheitspflege ein Beträchtliches zugeſezt, und erfoderten nicht meine Söhne noch eine Reihe von Jahren die Mittel ihrer Ausbildung.

Mein Wunſch wäre, in einer ſächſiſchen Stadt, die ich auf der bevorſtehenden Reiſe auswählen würde, mein Neſt zu baun, und, wenn das Heimweh mich anwandelt, wie ein treuer Storch meinen Sommerflug hieher zu erneuern. O möchten Ew. Excellenz mir gnädige Gewährung weiſſagen! Möchten Sie das Herz des edelmütigen Fürſten für meinen mündlichen Antrag vorbereiten, daß ich mit freudiger Zuverſicht, meine lezte Bitte erhört zu finden, vor ſein Antliz träte.

Ich denke mir eine zwanzigjährige Fürſorge, indem ich voll herzlicher Rührung mich nenne u. ſ. w.

Voß.

Jena, im December 1803.

Ew. Excellenz haben Ihre kräftige Mitwirkung, meine Söhne im Eutiniſchen zu verſorgen, mir mit zuvorkommender Gewogenheit zugeſichert. Der älteſte iſt in den fünf Jahren ſeiner Abweſenheit ein geſezter junger Mann von Hofnung geworden. Ich glaube, daß er, durch alte und neue Sprachen, durch vielſeitige Kenntniſſe und lebendiges Fortſtreben, durch reinen Geſchmack, und durch erprobte Gaben deutlicher und gefälliger Mittheilung, dem Eutiniſchen Rectorat keine Unehre machen würde. Auch ſind vierundzwanzig Jahre ein hinlängliches Alter bei einem ernſthaften Charakter, dem ſeine von ihm unterrichteten Freunde ſchon ſeit Jahren das ſchmeichelnde Ehrenwort des Alten gaben. Dieſes, obgleich abgewogene aber väterliche Urtheil empfehle ich Ew. Excellenz zur bewährenden Erwägung; und wenn der Ausſchlag entſpricht, zur gnädigen Unterſtüzung bei unſerm Durchlauchtigen Herzog, an deſſen Huld wir uns auch ſelbſt gewandt haben.

Im nächſten Frühlinge werden wir unſern erſten Zug in die Heimat beginnen. Welch ein Glück für uns, wenn wir dann bei unſerm Sohne als Gäſte in dem bekannten Gemach wohnen könnten!

9.

An Weinbrenner*).

Jena, im Frühjahr 1805.

Es war die reinste Hochachtung, was auf der Rückreise nach dem damals noch unumwölkten Würzburg mich antrieb, die Bekanntschaft eines edlen und für die Aufnahme der Wissenschaften thätigen Mannes mir zu wünschen. Schmeichelhaft ist von einem solchen Manne die schriftliche Versicherung des Wohlwollens. Den Guten nicht misfallen, heißt etwas mehr, als von Vielen genannt werden.

Die gnädige Einladung Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht, welche Sie, Würdigster, mir ankündigen, füllt mein Herz mit der innigsten Dankbarkeit. Da einer jungen Akademie alles an rüstigen Arbeitern liegt, und die Mitwirkung eines rathwilligen Ermunterers

*) Friedrich Weinbrenner, geb. zu Carlsruhe 1766, gest. daselbst im März 1826. Siehe dessen Selbstbiografie, und den Abriß seines Lebens von Aloys Schreiber.

dung, welche auch ohne Amtspflicht mich beſeelen wird, gradezu an Se. Kurfürſtliche Durchlaucht zu richten. Durch Beſcheidenheit gehemmt, bitte ich Sie, Trefflicher, dem erhabenen Fürſorger Seines Landes, der auch mich Seines huldreichen Schuzes zu würdigen geruht, meine ehrfurchtvollſte Huldigung zu erklären.

Sr. Durchlaucht, dem Herzog von Holſtein-Oldenburg, durch deſſen Gnade für zwanzigjährige Dienſte mir ein ruhiger Lebensabend gewährt wurde, gebe ich heute die ſchuldige Anzeige der erfreulichen Einladung. Sie wird deſto gefälliger vernommen werden, da der gütige Fürſt ſelber für meine Geſundheit das pyrmontiſche Heidelberg vorſchlug. Dem Durchlauchtigen Herzog von Weimar werde ich am erſten heiteren Tage perſönlich für die zuvorkommenden Begünſtigungen meines hieſigen Aufenthaltes Dank abſtatten: bis dahin wird mein Freund Göthe mich vertreten. Gegen Johannis hoffe ich meine Angelegenheiten geordnet zu haben, und mich in einem heiteren Hauſe, wo möglich, mit einem Garten, in oder vor Ihrem, wie unſerm Heidelberg anzuſiedeln.

Ich empfehle mich Ihrem fortdauernden Wohlwollen mit der reinſten Verehrung.

10.

An Hofer*).

Jena, im Frühjahr 1805.

Aus Ew. Hochwohlgeboren gütigem Schreiben habe ich mit der frohesten Bestürzung ersehn, daß die Vorsehung mir dennoch den Weg nach dem herlichen, durch weise Pflege sich verjüngenden Heidelberg bahnen will. Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht großmütiges Anerbieten hebt alle Hindernisse der Versezung. Ich werde, obgleich mit schwerem Herzen, von meinen Gönnern und Freunden in Weimar und hier, von meinem ländlichen Hause, von meinem behaglichen Studirstübchen, von meinen gepflanzten Bäumen und Blumen mich loswinden, und folgen, wohin der edelste Kurfürst mit so ehrender Freigebigkeit zum stillen Anbau der Wissenschaften mich einladet. Kaum enthalte ich mich, meinen gerührtesten Dank, und die Bezeugung des redlichsten Eifers für die heilige Sache der Menschenbil-

*) Damaligen Curator der Universität Heidelberg.

dung, welche auch ohne Amtspflicht mich beſeelen wird, gradezu an Se. Kurfürſtliche Durchlaucht zu richten. Durch Beſcheidenheit gehemmt, bitte ich Sie, Trefflicher, dem erhabenen Fürſorger Seines Landes, der auch mich Seines huldreichen Schuzes zu würdigen geruht, meine ehrfurchtvollſte Huldigung zu erklären.

Sr. Durchlaucht, dem Herzog von Holſtein-Oldenburg, durch deſſen Gnade für zwanzigjährige Dienſte mir ein ruhiger Lebensabend gewährt wurde, gebe ich heute die ſchuldige Anzeige der erfreulichen Einladung. Sie wird deſto gefälliger vernommen werden, da der gütige Fürſt ſelber für meine Geſundheit das pyrmontiſche Heidelberg vorſchlug. Dem Durchlauchtigen Herzog von Weimar werde ich am erſten heiteren Tage perſönlich für die zuvorkommenden Begünſtigungen meines hieſigen Aufenthaltes Dank abſtatten: bis dahin wird mein Freund Göthe mich vertreten. Gegen Johannis hoffe ich meine Angelegenheiten geordnet zu haben, und mich in einem heiteren Hauſe, wo möglich, mit einem Garten, in oder vor Ihrem, wie unſerm Heidelberg anzuſiedeln.

Ich empfehle mich Ihrem fortdauernden Wohlwollen mit der reinſten Verehrung.

11.

An Griesbach*).

Heidelberg, 7. Merz 1806.

Wir blicken oft nach dem lichten Fleckchen in Jena hin, wo ihr freundlichen Seelen hauſet, und unſer mit unzerſtörbarer Liebe gedenkt. Hätten wir euch hier! iſt immer die Loſung; damit euch durchaus wohl würde, wie uns, und uns noch wohler durch euch! Aber die ſelbige Hand, die uns (wie wir jezt deutlich ſehn) mit Gewalt von dort wegführte, wo ich zu Grunde gegangen wäre, hält euch mit liebendem Zwang: daß ihr Unglück mindert, und dadurch glücklich ſeid. Eure herzlichen Zurufe, ihr Geliebten, haben uns innig erfreut. Der erſte von dem theuerſten Vater traf mich in der ſeligen Zeit, da ich, von Horazens Geiſte be-

*) Johann Jakob Griesbach, geb. zu Butzbach im Heſſen-Darmſtädtiſchen 1745, geſt. zu Jena 1812. Eine Darſtellung ſeines Lebens gab B. R. Abeken in den Zeitgenoſſen 1829. Seine Gattin ſtarb im Sommer 1831.

ſeſſen, weder Tag noch Nacht Ruhe hatte. Der zweite von dem holdſeligen Schweſterchen fand mich in der Gripe, die alle Pfälzer und Schwaben nach der Reihe zwickt; mich zwar gelinder, als meine Frau und Abraham. Jezt träume ich der Geneſung entgegen.

Da ich dies eben geſchrieben habe, erhalten wir die Nachricht von dem Hingange unſers lieben Bruders Boie in Meldorf. Er ſtarb den 25. Februar.

Leben Sie wohl, theilnehmende Freunde, und grüßen Sie, was Theil nimt; wozu der treue biedere Herr Kammerrath Vogel vorzüglich gehört.

Ich umarme Sie feſt.

Der Ihrige

Voß.

12.

An Paulus.

Jena, 3. Mai 1804.

Ich habe Ihren Vorschlag, mein guter und verständiger Paulus, in ernsthafte Überlegung genommen. Das schöne weinreifende Würzburg, die wohlwollenden und thätigen Pfleger der jungen Akademie, und mehrere Männer von Geist und Gefühl, geben der freundlichen Einladung einen mächtigen Zug; um so mehr, da ich selbst schon hinüber blickte, ob dort endlich ein heimischer Winkel bis zur lezten Ruhe sich finden würde. Aber meinem gewiß nicht fortschlummernden Eifer, für das Aufblühen der klassischen Literatur mitzuwirken, wären die Kräfte nicht gemäß; und bei redlichem Wollen nicht können, ist ein peinliches Gefühl. Eben der Nervenschwächlichkeit wegen, gab mir mein Fürst eine Pension, welcher ich bei irgend einer Anstellung zu entsagen für Pflicht hielt. Es hätte demnach in jedem Falle nur von einer freien Rathgebung und Wirksamkeit durch einen rüstigen Ausüber die Rede sein kön-

nen; und ſo verſtehe ich auch Ihren Antrag. Wenn ein Rath fruchten ſoll, ſo muß er ein empfängliches Herz finden, das ihn lieber nimt, als entbehrt; und dazu gehört eine gewiſſe Ähnlichkeit von Bildung und Anſicht. Meinen älteſten Sohn hätte ich in dieſem Betrachte vorzüglich gewünſcht, und ſeiner Liebe für die Klaſſiker zugetraut, daß er bald meines Rathes nicht mehr bedürfen würde. Ihn hat man aber, ohne mein Zuthun, in Weimar mit ſo zuvorkommender Güte berufen, daß es undankbar wäre, dem mit jugendlicher Schamröthe erhaltenen Rufe gleich nach der Annahme wieder zu entſagen. Der Herzog hat mir ſelbſt, der keine Verpflichtung hat, bloß mir den Aufenthalt angenehm zu machen, eine Naturalienlieferung aus eigenem Antriebe bewilliget. Ich fange an, mich heimiſch zu fühlen, und, was mir nicht anſteht, gegen ſo Manches, das mir ſehr gefällt, aufgehen zu laſſen. Ich habe mein Haus eingerichtet, meinen Garten bepflanzt, meine Bücher geſtellt, mein Klavier geſtimmt. Aufbrechen und umziehen habe ich einmal erfahren, und rücke ungern von neuem; meine Frau noch weniger. Alſo meinen herzlichſten Dank, Ihnen, lieber Freund, und durch Sie dem edlen Beförderer Ihrer Akademie, die gewiß die Erleuchterin des ſüdlichen Deutſchlands werden wird. Kann ich im Spätſommer die Reiſe nach Ulm ausführen, ſo komme ich gewiß durch Würzburg, und freue mich, wie Äneas in Karthago, der ſinnvollen Anlagen und des rüſtigen Stre-

bens von allen Seiten. Daß auch Widerſtrebende ſich einmengen, und böſe Gerüchte ausſtreuen, erwartet man bei jeder vom Gemeinen ſich entfernenden Sache. Vater Griesbach und mich haben die Zifchler nicht irre gemacht.

Leben Sie wohl, mein lieber rechtſchaffener Freund, den ich gerne meinen Nachbar genannt hätte. Auch entfernt wollen wir uns nicht wieder fremd werden. Meine Frau empfiehlt ſich Ihrem Andenken.

Jena, 2. Auguſt 1804.

Ihr lezter unerwarteter Brief, mein theuerſter Freund, hat mich in eine angenehme Stimmung verſezt, woran verſteckte Eigenliebe gern einigen Antheil haben mag. Sie melden mir den raſtloſen Eifer Ihres ſo hell als edel denkenden Herrn Obercurators, ſeine junge Akademie nicht bloß mit Berufswiſſenſchaften, ſondern, was dieſe zugleich nährt und veredelt, mit dem Geiſte des klaſſiſchen Alterthums, auszuſtatten. Sie fügen den Wunſch des treflichen Mannes hinzu, daß, wenn ich ſelbſt dem Amte eines Muſenprieſters für Süddeutſchland entſagen muß, ich wenigſtens ein paar jüngere Freunde von gleich gutem Willen vorſchlagen möchte.

In einer ſo wichtigen Angelegenheit ein ſolches Zutrauen erfodert meinen thätigſten Dank. Mir glüht

das Herz bei dem Gedanken, etwas zur Bildung der künftigen Jugendlehrer beitragen zu können.

Wir haben, meine Frau und ich, eine Reise nach Ulm, und durch die Rheingegenden zurück, beschlossen; wir werden den Hinweg über Würzburg nehmen. Dann erfahre ich umständlicher, als in Briefen geschehen kann, was zur Sache gehört, und bespreche mit Kundigen, was rathsam und ausführbar ist. Weil das Bedürfniß drängt, so beschleunige ich meine Abreise, und hoffe in etwa drei Wochen bei Ihnen zu sein.

Vater Griesbach erholt sich wunderbar. Noch vor wenigen Tagen kam er in der größten Hize, die auch wir Jenaer nicht mäßig finden, und erfreute uns durch seine muntere Kraft. Ich, der jüngere, mußte nach Kühlung athmen. An Gabler hat er einen verständigen Freund wieder gewonnen. Niethammer verliere ich ungern; aber für ihn muß ich mich freuen.

Leben Sie wohl, Guter, und denken Sie unser in Liebe.

Heidelberg, 28. Januar 1811.

Ja, wackerer Schwabe, was sein soll, das schickt sich wohl! Als vor einigen Jahren der Herr von Reizenstein, der Ihren Werth kannte, den Gegnern auswich, versuchte ich selbst, dem ehrwürdigen Fürsten, der mich

an seinen Familientisch eingeladen hatte, mit Hülfe des Hofraths Frei, Ihres ehemaligen Hörers, die eingezischelten Vorurtheile zu benehmen. Es gelang uns; aber dem guten Willen des Greises versagte die Kraft. Und nun, nach so manchem verworrenen Umwege, führt uns doch das gute Geschick in diesem anmutigen Thale wieder zusammen! Hier möge es Ihnen so wohl werden, wie es uns ward!

Kommen Sie, Freund, mit dem erprobten Mute dessen, der Gutes zu wollen sich bewußt ist. Sie werden unserer windsüchtigen Theologie wieder Othem und frisches Blut schaffen. Dann singen wir einmal in meiner Burg mit einander: Und wenn die Welt bedäubet wär, Es soll uns doch gelingen! Schlimm meinen's die Gegner nicht; sie haben sich nur in eigener Spinnwebe verstrickt, und ermangeln der nöthigen Gelehrsamkeit. Was in Baiern dem Guten entgegenstrebt, ist schwärzerer Natur.

Wie werden wir uns freun, Sie und die Ihrigen, die uns zum Theile entwachsen sind, zu bewillkommnen.

13.

An Schmeelke.

Heidelberg, 5. November 1809.

Ich tauche aus dem kritiſchen Meerſtrudel hervor, wo ich Perlen für Tibull fiſche, um Ihnen zu danken für den herzlichen Brief, wobei mir, als wir ihn unter dem blühenden Hollunder laſen, die Augen naß wurden. Gern denken wir des Lebens in Otterndorf vor dem Quartanfieber, am liebſten des Umgangs mit dem treuen Schmeelke und ſeiner Frau. Ich vergeſſe es Ihnen nicht, daß Sie, mir Einſamen zu gefallen, ſogar meine Grübeleien anhörten, und ſich über den Fund der homeriſchen Thüre mit freuten. Aus dem gutherzig verliehenen Rectorhauſe mit dem Gärtchen, worin Sie ſo oft unſers Glücks ſich freuten, wer hätte geglaubt, daß mich der liebe Gott einmal nach Heidelberg in ein ſolches Haus und ſolchen Garten verſezen würde, um bei einer zwiefachen Penſion meine übrigen Tage ganz frei den Wiſſenſchaften zu verleben? Könnten wir doch einmal unſern theilnehmenden Jugend-

freund hier einige Wochen beherbergen und in den paradieſiſchen Gegenden des Rheins und des Neckars herumführen! Und warum nicht? Sie brauchen ja nur zu wollen, ſo kehren Sie nach einer Wunderreiſe von 8—12 Wochen, voll von neuer Lebensluſt, mit köſtlichen Wintergeſprächen zu Ihrem lieben Sohn zurück. Der Herzog von Oldenburg ſagte mir auf der Durchreiſe, er kenne in Deutſchland nichts ſo Schönes, als Heidelberg; und alle Heidelberger geſtehn, daß wir in Heidelberg das geſundeſte, bequemſte und freundlichſte Haus bewohnen. Wenn Sie bald wieder ſchreiben, ſo ſoll Ihnen mein Hans einen Riß von Haus, Hof und Garten machen. Unter den gepflanzten Bäumen iſt ein Gravenſteiner; eine norddeutſche Winterbergamotte, die der Pfälzer nicht kennt, hoffe ich auch noch zu bekommen. Von Pfirſchen, die man hier größtentheils wild, als freiſtehende Bäume hat, habe ich edle Sorten aus Darmſtadt an meine gegen Süden blickende Mauer gepflanzt, und darunter baue ich Melonen, wie Gurken, ſelbſt ohne Glasglocken. Zwei Sommer habe ich weit über hundert reif erhalten, und dies ungünſtige Jahr doch über funfzig.

Das nächſte Mal, Freund, erzählen Sie mir viel von Ihrem Leben im Sommer und im Winter, von Ihren Kindern, von der Schule, von meinen ehemaligen Schülern, und was Sie von Niebuhrs wiſſen. Nun leben Sie wohl, herzlich geliebter Freund auf die Dauer.

14.

Eruditissimo Viro,

Joh. Henr. Vossio.

S. P. D.

David Ruhnkenius.

Obstupui, literis Tuis lectis, et statim Matthaei apographum, quod forte conservaram, evolvi, ut, ejusne an mea negligentia tot versus essent omissi, viderem. Inspecto apographo, patuit virum doctissimum, dum ut mihi gratificaretur, nimis festinabat, in tam grave ἀβλέπτημα incidisse. Jam meae me editionis ita poenitet pudetque, ut illa statim alia locupletiore paranda ex hominum memoria delere constituerim. Quo consilio, hoc ipso die clarissimum Matthaei per literas rogavi, ut editionem meam cum veteri codice anxia diligentia comparet, varietates notet, et versus temere elapsos restituat. Atque ut nova editio, praeter illos versus, aliam quoque commendationem habeat, faciam, quod multorum convicia me facere cogunt, id est, versionem latinam textui graeco adjungam.

Cujus conficiendae molestiam utinam Tu, qui tanta cum laude in Homero vertendo versaris, suscipere velles. Ego certe tot aliis occupationibus distineor, ut huic rei vacare non possim. Quid sis facturus, velim mihi quam primum rescribas.

De Emendationibus Tuis, in quibus maxime mihi placet δσιης ἐπέβη, alias agemus.

Quod reliquum est, vehementer gaudeo, mihi per hanc occasionem notitiam Tecum esse contractam, et abs Te etiam atque etiam peto, ut me de omnibus rebus Tuis erudias, ubi natus sis, quibus magistris usus, quid edere pares. Ego, si quis alius hac aetate, omni genere instrumentorum, quae ad Graecos Latinosque scriptores expoliendos pertineant, abundo, et libenter talibus viris, qualem Te cognovi, copias meas impertior. Sed Tu me certiorem facies, quo genere maxime delecteris. Vale. Dab. Lugd. Batavor. d. 28. Aug. 1780.

Dav. Ruhnkenio

Joh. Henr. Vossius.

Incredibilem cepi, Vir gravissime, ex literis Tuis laetitiam, quod ardorem meum, in obtrudendo Tibi, quem sero resciturus ex clarissimo Matthaei videba-

ris, nuncio de omissis in Homerico Hymno versibus, adeo non displicuisse Tibi cognovi, ut singulari cum comitate et benignitate exceperis. Quasi enim Tua notitia digni hominis, de rebus meis doceri cupis; et quo minus blandiri tam amica curiositate videaris, thesauros mihi eruditionis Tuae ac scientiae recludis, et defers munus conficiendae versionis latinae, quam graeco carmini novis curis a Te expolito subjungas. Tali Tuo erga me studio non possum non morem gerere, quamvis levia sane relaturus.

Patria mihi est Penzlinum, oppidulum Megalopolitanum, in vicinia Strelitii, sed Suerinensi imperio subjectum. Bello afflicti parentes officinae me destinaverant. Precibus tamen efflagitavi, ut annos quindecim natus, A. C. 1766, in scholam latinam, quae Neobrandenburgi floret, missus humaniorum artium jacerem fundamenta. Nactus hic magistrum, qui, inculcatis N. T. pericopis, Graeco sermoni abunde se satisfecisse arbitrabatur, proprio Marte scriptores profanorum sub nomine rejectos (tanto eorum desiderio exarseram!) conatus sum; et, quem primum fortuna obtulerat, libellum de puerorum educatione, mox etiam Hesiodi ἔργα καὶ ἡμέρας, ingenti labore superavi. Post triennium exactum, progressuro in studiis cum nummi deessent, equitis cujusdam rustici liberis erudiendis alterum fere triennium locavi. Jam vero carminibus, quibus morae taedium lenire solebam, viro humanissimo Bojio,

Gottingae tum degenti, innotui, cujus demum opera strenua effugere contigit inertiam. Severiorum Pieridum sedes me incunte vere A. 1772 excepit; ubi mox et Heynii me magisterio, et instructissimae bibliothecae opibus, utcunque potuerim, usum esse, dictu non opus est. Ex primis quidem scholis, per tirocinii infirmitatem, minime parem profusae et Grammaticam dedignanti doctrinae, haud magnum percipere fructum licuit. Audacior paulatim virum clarissimum, oblata carminum aliquot Pindaricorum versione teutonica, ad edendum Pindarum nobisque enarrandum instigavi. Quam sane copiosiorem mihi messem laeto animo recordor. Seminarii philologici sodalibus adscripto disputationes veterum Pindari enarratorum vel recte vel subtiliter saltem dicta contra Heynii tentationes modeste defendenda susceperam, velut spicilegium fuerunt Pindarici proventus.

Inter talia biennium elapsum erat, cum gravis me morbus corriperet, ut per integrum annum domesticis solum studiis et medici praeceptis vacarem. Quo jubente, caeli mutandi causa, Vandesbekam me contuli, qui vicus est ad Hamburgum. Victum praebebat Anthologia poëtica, Musarum calendarium appellata. Quid rides? Astronomorum tabellis, genealogias principum, nundinarum indices, praecepta de re rustica, de curando corpore, de cimicibus fugandis liceat subjungere; versiculos ad hilaritatem honestam compositos non liceat?

Anno 1777 in matrimonium duxi uxorem sororem amici, qui Gottingam me vocaverat, et sequenti anno scholae Otterndorpicensis regendae munus delatum, meliora sperans, suscepi. En satis Tibi historiarum: quas tamen, qualescunque sint, Tibi soli narrasse velim.

Rogas, vir optime, quid edere parem. Elaborata, aut inchoata potius, mihi est Odysseae versio teutonica, cum commentariis, quibus, quae ad veteris Graeciae mores et artes et religiones et somnia de terrae caelique ambitu spectant, illustrare studio omni enixus sum. Grammaticas subtilitates, quas ab aliis vel neglectas vel male tractatas observavi, latino sermone separatim exponere satius duxi. Constituta de nova editione Odysseae, et subsidiorum penuria, et conscientia infirmitatis meae, et magna ejus, quam Villoisonius melioribus auspiciis parat, exspectatio, animo excusserunt.

Nisi tanto a me intervallo disjunctus sis, haud impune feras imprudentiam aperiendi mihi thesauros Tuos doctrinae tam copiosos atque exquisitos. Jam contentus ero, si Te salutandi nonnunquam per literas, et de rebus meis consulendi, potestas dabitur.

Versionis, quam desideras, conficiendae non molestiam, sed honorem, libenter arripio. Quam ut et Te editore, et me quoque, si tamen ingenii fruges aliquas in posterum promittere videor, haud

plane indignam efficiam, omni, quam rei scholasticae obeundae intentio reliquerit, animi alacritate et diligentia curabo. Vale, vir optime, et mihi fave. Otterndorpii, d. 23. Sept. 1780 *).

*) Dieſe Briefe ſind abgedruckt in den Miscellaneis criticis v. Friedemann und Seebode. Vol. II. Partic. I. und in den Epistolis Bentleji, Graevii, Ruhnkenii, Wyttenbachii selectis. Annotatione instruxit Kraft. Altonae 1831.

V.

Die lezten Lebenstage von Voß.

Die lezten Lebenstage von Voß.

(Von Erneſtine Voß.)

An ſeinem lezten Geburtstage war Voß ſehr heiter, als ich Morgens zum Frühſtück zu ihm kam. Er ſchloß mich feſt in ſeine Arme mit den Worten: „Du biſt mir heute noch eine Braut!“ Dazu fügte er noch, was er mir an meinem Geburtstage ſagte: „Zum Geſchenk bringe ich dir mich ſelbſt, denn ich fühle mich kräftig an Seele und Leib, noch Manches auszuführen, wenn du nur bei mir bleibſt.“ — Wie wenig dachten wir Beide, daß es unſer lezter Geburtstag vereint ſein ſollte. Er legte ſeine Arbeit bei Seite, wie das oft geſchah, wenn er Luſt zum Plaudern hatte, und friſchte alte Erinnerungen auf, was er gern an ſolchen Tagen that. Auch darüber ſprach er mit Freude, daß es mit dem Druck der Antiſymbolik ſo raſch fortgehe, und damit alles über Creuzer auf immer abgethan ſei. Mit einer Wehmut, die ſelten über ihn Herſchaft hatte, gedachte er ſeines treuen

Schmeelke, der in diesem Jahre geschieden, und der lezte von den alten Treugebliebenen sei. Hieran knüpfte sich ein Gespräch von Rechtgekannt- und Verkanntsein im Laufe des Lebens, und mit welcher Liebe gedachte er da seines Paulus, der alles so treu und mit solcher Besonnenheit theilte! Dies Gespräch knüpfte sich nachher mit der J—y wieder an, die er immer geliebt wie sein eigen Kind. Er sagte ihr mit Rührung, er glaube wohl, daß er hier noch manchen Freund habe, der Theil an ihm nehme, aber die meisten hätten Menschenfurcht, und wollten nirgend Anstoß geben, also kämen sie nur im Abendschein. Er hatte große Freude an einem Kuchen, den sie ihm brachte, in dessen Mitte ein Glas stand, mit einer blühenden Calla und anderen Blumen. Das ihr bestimmte Kleid gab er ihr selbst, weil er so gerne sah, wenn sie mit der Mutter einerlei Farbe trug. Es kamen noch mehrere Besuche, die ihn in lebhaftem Gespräch erhielten. Paulus und Fries waren von mir heimlich zu Tische geladen. Als er um zwölf mit seinem Vogel in der Hand zu mir kam, fing er gleich wieder an zu reden, und bemerkte nicht einmal, daß ein größerer Tisch wie gewöhnlich gedeckt war. Da trat Fries ins Zimmer und rief mit seinem fröhlichen Glückwunsch zur Thür herein, er möchte gerne zu Mittag mit uns essen, welches ihn sehr freute. Paulus kam noch immer nicht; endlich sagte Voß: „Heute habe ich so viel geschwazt, daß mich hungert; warum essen wir denn nicht?“

Meine Antwort: „Ich weiß nicht," wollte ihn nicht befriedigen. „Es ist gewiß in der Küche was angebrannt" sagte er, aber er widersprach nicht, als ich bemerkte, an einem Festtage wolle ich dergleichen nicht untersuchen. Da kam Paulus mit der freundlichen Bitte, mit uns essen zu dürfen; und Voß hatte kein Arg daraus, daß hier eine Verabredung war. Wie heiter blieben sie bis drei am Tisch! Wie lebhaft klingte er mit an auf eignes und das Wohl der Mutter und der Kinder und Enkel. Nach Tische ruhte er kurz, und sezte sich heiter mit uns zum Kaffe, als ich mit der J., die er selbst geladen, in sein Stübchen trat, und wir am kleinen Tisch unsre Sachen ordneten. Nachher kam noch Tiedemann, über dessen Erklärung er sich sehr freute, daß er nicht unter die Freunde gezählt sein wolle, die nur bei Nacht und Nebel sich einfänden. In unsrer lieben Dämmerungsstunde ließ er mich lange nicht fort, obgleich ich begehrte, er solle nach dem vielen Reden etwas ausruhen. Er frischte Manches aus der Vergangenheit auf, auch über unsern treuen Heinrich. Dann sprach er mit Freude über seine Arbeitslust, und daß die Antisymbolik ihn so über Gebühr festgehalten; auch wie er sich freue, nun bald an die mythologischen Briefe und an den Apollo zu gehn; auch mit Lebhaftigkeit vom nahen Frühling und unsern Reisen nach Kreuznach und Bonn *). Auch

*) Zu unserm Sohne und Niebuhr.

Ungstein*) möchte er gern im Frühling sehen, nur nicht ehe die Reben ihr Laub hätten. Als er zu Tisch kam, erzählte er, er habe über allerlei fortfantasirt; mit der Arbeit sei es heute nichts.

Die folgenden Tage war er sehr heiter, rüstig bei der Arbeit, mittheilend in den Ruhestunden. So auch den nächsten Sonntag, den 26sten Februar, obgleich ihn ein Besuch, bei dem er viel geredet, sehr erschöpft hatte. Ich ging um drei Uhr wie gewöhnlich mit meinem Kaffe hinauf, und wunderte mich nicht, das Zimmer leer zu finden, da er oft um diese Zeit in der Bibliothek ein Buch suchte. Ein Weilchen saß ich still; da hörte ich ein Geräusch; mir schien, als ob etwas im Holzkorb vor der Thür rasselte. Auch dieses fiel mir nicht auf, da er im Vorbeigehn wol einige Stücke Holz mit hereintrug. Wie erschrak ich aber, als ich endlich die Saalthür öfnete, und ihn am Ofen auf der Erde sizend fand, den Rücken an die Wand gelehnt — blaß, eiskalt, mit ofnem starrem Auge. Ich grif ihn hastig an, und er fragte voll Verwunderung: „Was ist? wo bin ich? Mir ist wohl.“ Rufen konnte ich niemand, an die Klingel dachte ich nicht, und wie ich ihn wieder zum Stehen brachte, weiß ich nicht. Ohne Mühe kamen wir in sein Zimmer, und streichelnd suchte er mich während des Gehens

*) Den Pfarrer Leopold daselbst hatte er noch im lezten Herbst zur Weinlese besucht.

zu beruhigen, daß ihm wohl sei. Wir waren seinem Sessel ganz nahe, als er noch einmal an die Erde sank, in sizender Stellung, und von neuem fragte: „Was ist das? Mir ist ja ganz wohl.“ Diesmal kam er, fast ohne Hülfe zum Stehen, und suchte nur mich wieder zu beruhigen. Ich mußte den Puls fühlen; der war ruhig, auch die Lebenswärme war völlig zurückgekehrt, und die Augen hatten den gewohnten Glanz. „Zu welchem Arzt soll ich schicken?“ fragte ich in Hast, und nannte ihm alle. Er antwortete lächelnd: „Zu keinem! Conradi ist ja nicht mehr da, und ich fühle mich vollkommen wohl, nicht einmal Schwäche in den Beinen.“ Damit stand er auf und ging rasch auf und ab; dann drückte er mich herzlich an sich, und sagte: „Du armes Ding! dich selbst sollst du bedauern, nicht mich, denn ich fühle mich nicht einmal erschrocken über's Umfallen. Nun wollen wir unsern Kaffe trinken.“ Indem grif er nach der gefüllten Pfeife, um sie anzuzünden. „Rauchen darfst du nicht,“ sagte ich, „das könnte wieder Betäubung aufregen.“ Er legte sie lächelnd hin, und streichelte mich von neuem, als ob er mir danken wollte, daß ich meine Ängstlichkeit unterdrückte. Während er eine Tasse Kaffe trank, die er als wohlthuend rühmte, sagte er, er habe sehr ruhig geschlafen, sei frisch in die Bibliothek gegangen, und könne sich durchaus nicht besinnen, wie er nach dem Ofen gekommen und zum Sizen an der Wand gelangt sei. Als er mich so in

Angſt vor ſich geſehen, habe er nicht gewußt, wo er ſei, und was ich mit ihm vornehme. Auch wiſſe er nicht, wie er in ſeine Stube gekommen. Ich bat ihn, ſich ins Bett zu legen, damit er gleichmäßig warm werde und vollkommen ausruhe. Das that er gern, und ſtreichelte mich immer mit den Worten: „Du armes Ding!“ während ich ihm half. Ich bat ihn, nicht zu reden. „Dann mußt du hinuntergehn,“ ſagte er, „denn mir iſt ganz wohl, und bleibſt du da, ſo kann ich das Reden nicht laſſen.“ „Du klingelſt, wenn du mich brauchſt“ ſagte ich, und wollte gehn. Er küßte mich, und freute ſich, mich ruhig zu ſehn. Dann ſagte er noch: „Du haſt dergleichen ja mehr an mir erlebt, was ohne Folgen blieb. Ich fühle mich vollkommen leicht und wohl. Sei nur ohne Sorgen.“ Ich ſchickte zur F., aber weder ſie noch Tiedemann waren zu Hauſe. Als ich nach einer halben Stunde wieder hinauf kam, ſagte er, er habe ruhig geſchlummert, und wolle aufſtehn, ſobald das Zimmer durchwärmt ſei. Nachher ging er auf und ab im Zimmer, rühmte ſein Wohlgefühl, und wir ſprachen, bis es dämmerte, auf unſre gewöhnte Weiſe. Bloß ſeine blaſſe Farbe fiel mir noch auf. Als ich ihm Licht brachte, und bei ihm bleiben wollte, meinte er, er lieber ein wenig leſen. Es ſchien ihn zu beunruhigen, daß ich ſchnell wiederkam, um ihn zu ſehen. Beim Weggehn rief er mir freundlich nach: „Du ſollſt mir eine Suppe machen (dies litt er nur, wenn er unwohl

war); übrigens fühle ich mich wohl, nur lesen mag ich nicht.“ Um acht kam er heiter wie gewöhnlich herunter, sprach während des Essens, aber der Ohnmacht erwähnte keiner; denn es war ihm von jeher unangenehm, überstandne Übel im Gespräch auszumalen. Von genossenen Freuden redete er desto lieber. Als er beim Zeitungslesen war, kam Tiedemann und erkundigte sich freundnachbarlich nach allen Umständen des Vorfalls, und was zu Mittag gegessen wäre, was für ganz unschuldig erklärt ward. Er meinte, der Gang aus dem warmen Bette ins kalte Zimmer könne Veranlassung gegeben haben. Da übrigens alle Antworten befriedigend ausfielen, und Puls und Aussehn nach Wunsch war, rieth er bloß, sorgfältig Diät zu halten. Ein Senf-Fußbad ward abgelehnt, weil es am Abend den Schlaf störe. Dieser Besuch hatte Voß sehr heiter gemacht, und auf- und abgehend rühmte er noch das Glück, treue Freunde und Nachbarn zu haben. Halb zehn klagte er über Müdigkeit. Meine dringende Bitte, ihn begleiten und bei ihm bleiben zu dürfen, bis er im Bette wäre, lehnte er ab. Dies litt er sonst immer gern, wenn er nicht ganz wohl war. „Zum wenigsten,“ sagte ich dann, „sollst du mir versprechen, nicht auf deine gewöhnliche Art ins Bett zu steigen, es könnte dich ein Schwindel überfallen.“ Lachend erwiederte er: „In meinen alten Tagen soll ich noch lernen ins Bett zu kriechen, wie

ein Frosch? Aber wenn's zu deiner Ruhe dient, soll es geschehn." Am Morgen war sein erstes Wort: „Es ging gut mit dem Kriechen; und ich habe vortreflich geschlafen." Es war sechs Uhr, und er saß schon an der Arbeit, legte sie aber gleich bei Seite. Ich erinnerte ihn an Tiedemanns Wort, mäßig bei der Arbeit zu sein. „Freilich wollen wir das; aber dergleichen gebietet sich immer selbst. Wenn ich nicht arbeiten kann und darf, so fehlt mir auch die Lust dazu. Heute habe ich nur noch ein wenig gespielt." Er las mir dann vor, was er gestern geschrieben, und äußerte, es wären nur noch einige Lücken zu füllen, die keine Anstrengung erfoderten. Die ganze Woche war er vollkommen heiter, und arbeitete mit Lust, obgleich unter öfteren Absäzen.

Bei Paulus nächstem Besuch war uns die Sache schon so aus dem Gedächtnis, daß sie diesem nur im Vorbeigehn erzählt ward. Ausdrücklich hatte er von mir begehrt, ich solle den Söhnen nichts von der Ohnmacht schreiben, weil er durchaus wohl sei. „Eine Ohnmacht", sagte er, „klingt in der Ferne ängstlich; sie machen sich Sorge ohne Ursache." Von einem Arzte wollte er nichts wissen. „Wir wollen vorsichtig und bedächtig leben, wie uns der Nachbar empfohlen, der Frühling ist auch nahe, dann geht's in den Garten." Ein unter der Hand veranlaßter Besuch von Chelius machte ihm Freude, aber über seine Gesundheit redete

er nur oberflächlich. Nachher sprach er mit Liebe von dem Mann, und sagte lebhaft: „Dem könnte ich mich anvertraun, wenn ich Hülfe brauchte."

Eines Morgens kam er sehr fröhlich herunter, um mir zu erzählen, der Gartensänger sei wieder da. Dies war das Rothkehlchen, an dem wir, so lange wir im Hause wohnten, Freude hatten. Sie bauten oft Nester im Gebüsch, und wenn wir im Frühling unterm Hollunderbaum zu Mittag aßen, pickten sie hingeworfene Brodkrumen. Mehrmalen erzählte er am Morgen, er habe die Nacht Kälte in den Beinen gefühlt, die sich mit Beklemmung endete; es sei aber bald vorübergegangen. Dies Übel war er seit länger als zwanzig Jahren gewohnt. Er rieb sich dann die Beine mit Tüchern, die vor dem Bette bereit lagen, und zog wollene Strümpfe an. Reizbar war er seit der Ohnmacht sehr; aber das war er immer, wenn die Arbeitslust fehlte, und die fehlte nur, wenn er sich unwohl fühlte. Jeden Frühling trat ein solcher Zeitpunkt ein, oft leicht vorübergehend, oft von längerer Dauer. War die Luft neblicht, so klagte er über Dumpfheit im Kopf; schien die Sonne, so sagte er wol mit seiner immer nahe liegenden Heiterkeit: „Was schleppen wir doch für eine gebrechliche Maschine mit uns herum, die vom Wetter abhängt!" Die Eßlust war auch nicht wie gewöhnlich. In solchen Zeiten begehrte er meinen Küchenzettel, und änderte selbst wol daran. Ein zarter Rehrücken war ihm einmal eine

nicht erwünschte Erscheinung, und er freute sich am Mittage, daß er ihm schmecke.

Der Sohn in Kreuznach hatte ihn um Aufschluß über eine Stelle im Horaz gebeten. Bei eigener Thätigkeit unterbrach er sich nicht gern, da aber der Versuch, das Gewünschte durch meine Feder gehen zu lassen, nicht gelang, bat ich ihn, selbst ein Viertelstündchen daran zu wenden. Er ward unmutig und sagte, mir Alle hätten keine Achtung für seine Zeit; was begehrt würde, erfodere Nachdenken und unterbreche ihn zur Unzeit. Ich suchte ihm eine andere Ansicht zu geben, und erbot mich, dem Sohne zu schreiben. Bei Lesung des Briefs schien er zufrieden, als er ihn aber nachher versiegelt liegen sah, sagte er mit aufgeregter Heftigkeit: „Dein Brief war mir doch nicht ganz recht. Wenn die Söhne in der Ferne die nöthige Rücksicht für meine Zeit nicht haben, so kann ich das leichter tragen, als wenn du sie nicht hast.“ Ich erklärte, dies Gefühl sei mir ganz fremd, und fügte im scherzenden Tone hinzu, der Fehler sei leicht verbessert, ich wolle einen andern Brief schreiben. Er las ihn und sagte mit heiterem Gesicht, daß er nun zufrieden sei. Wir sezten uns heiter zu Tisch, und gewiß hat unsre Tischgenossin nicht bemerkt, daß eine solche Verstimmung vorgefallen war.

An demselben Tage war sein lezter Gang im Garten. Er sprach mit Freude davon, und überlegte mit der K., wie sie die Ranken des Geißblatts und

der Antistrophe zu ordnen habe. Auch erzählte er von den Blütenknospen an seinen Kirschbäumen, und vom jungen Grün der Stachelbeeren, aber für mich sei der Boden noch zu feucht, und die Luft zu rauh. Die Tage zuvor und nachher arbeitete er noch mit Lust, obwohl nur in kurzen Perioden. Ich war viel um ihn, und er redete gern von dem, was an der Antisymbolik noch zu thun sei. Der Abschnitt über Heyne war ihm ganz zu Dank; bei Heerm fehle noch Einiges; wie er von Creuzer Abschied nehmen wolle, habe er deutlich im Kopf. Bei seinem Leben wolle er noch hie und da Einschaltungen machen; dann solle ich bei ihm sizen und helfen. Da erzählte er von seinem Präpositus Scheibel, was im ersten Bande S. 37 angefügt ist. Wie oft hat er früher schon mit einer Art Sehnsucht davon geredet, gemütlich aus seinem Leben fortzuerzählen; einmal auf einer Reise vorzüglich lebhaft, daß er sogar meinte, wenn wir heimgekehrt, müsse er gleich beginnen. Aber heimgekehrt veränderte sich diese Ansicht, weil ihn bei gestärkten Kräften ernstere Dinge in Anspruch nahmen, und der Gedanke blieb stehen, dies wäre eine Arbeit für die Zeit, wenn Anderes, was ihm näher am Herzen läge, geendet sei; besonders die Ausstattung der homerischen Papiere, bei denen er sich noch manche Schwierigkeiten dachte. Er rechnete gerne noch auf eine Reihe von Jahren bei Geisteskraft, konnte aber auch den Gedanken ausbilden, daß er nicht fertigen würde, was er gerne möchte.

Dazu fügte er scherzend: „So wird es einer nach mir ausführen, der es besser oder schlechter macht.“

Lebhaft kam er einmal auf seines Heinrichs Thätigkeit zu reden, und nannte es unverantwortlich, daß die Recension des Aristofanes im Hermes nicht einmal angezeigt, was er in den Anmerkungen geleistet, und daß der große Fleiß, den er auf die Einleitungen der Shakspeare-Stücke und die Anmerkungen verwandt, nirgend bemerkt worden. „Wäre er nicht mein Sohn,“ sagte er, „so wäre ihm dies nicht widerfahren. Aber mein Heinrich hätte sich keinen Andern Vater gewünscht, hätte er sich dadurch eine andre Behandlung erwerben können.“ Unbegreiflich nannte er es, daß Göthe, der ihn so herzlich beim Shakspeare aufgemuntert, der seine Regsamkeit überall anerkannt und ihn, so lange er um ihn war, stets wahrhaft väterlich behandelt, nirgend öffentlich seinen Namen genannt, wie er es doch bei so Manchem gethan, der ihm nicht dieses kindliche Gefühl und so reine Anhänglichkeit bewiesen. Auch darüber redete er oft, daß jezt die Hofnung verschwunden sei, in Heidelberg einen tüchtigen Filologen zu bekommen. Für sich persönlich wünschte er Lange aus Berlin, als einen Mann, der gemeinschaftlich auf einem Wege mit ihm nach Wahrheit forsche. „Im Gespräch“, sagte er oft, „entwickelt sich so Manches, was für Beide gleich erfreulich ist; selbst das Trockene treibt in vereinter Pflege Keime, aus denen Blüten entstehn und Früchte reifen.“ Dann nannte er mir

Liebe Niebuhr und Bredow. Oft sagte er auch, es habe seine guten Seiten, wenn man für sich fortgrüble, und allein etwas ins Reine gebracht habe.

Sehr beschäftigte es ihn immer, wenn ein Auctionskatalog aus Frankfurt kam. Noch in der lezten Zeit zeichnete er Bücher an, die erst nach seinem Scheiden anlangten. Im vorlezten fand er eine Übersezung von Montaigne's Gedanken und Meinungen, worin er oft Weihnachten oft nach dem Mittagsessen las und sich freute, wenn dies und jenes auch mich angezogen. Gefallen fand er auch an einer eben erschienenen Übersezung von Voltaire's kleineren Schriften, und lobte die herliche Darstellung und so viel schönes Einzelnes mit dem Zusaz: „Wenn er nur nicht so unendlichen Schmuz dazu gemischt hätte.“

Weinbrenners Tod im Anfange des Merz machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Der Brief kam zuerst in seine Hände. Er sezte sich allein, und gab mir schweigend das Blatt, nachdem er gelesen. Dann sprach er sich lebhaft über diesen treuen redlichen Freund aus, „dem wir's eigentlich verdanken, daß wir hier sitzen. Aufgeschoben hätten wir wol nicht, ihn zu besuchen, wenn wir eine so nahe Trennung von ihm hätten ahnden können.“ Bei unserm lezten Besuch las er auf Wo Bitte einen Gesang aus der Odyssee vor. Sie redeten viel über das homerische Haus, und W. versprach, ihm eine nach seiner Idee ausgeführte Zeichnung des Hauses zu machen. Diese brachte er

selbst im September 1825, und war so wohl und heiter, wie wir ihn lange nicht gesehn. Dringend, wie er bitten konnte, beredete er Voß, noch im Herbst hinüber zu kommen, aber beruhigte sich bei dem Versprechen, daß es in der Weinlesezeit geschehen solle. Weinbrenner war der angenehmste Gesellschafter. Wie oft haben wir seinen Erzählungen bis nach Mitternacht zugehört. Eben so empfänglich zeigte er sich, wenn Andere mittheilten. Besonders glücklich machte es ihn, wenn Voß vorlas. Nach der letzten Vorlesung waren ihm die hellen Thränen über die Backen gelaufen, als sie an die Stelle gekommen, wo der sterbende Hund den Odysseus seinen Herrn wieder erkennt.

In dieser Zeit las Voß mir nach dem Frühstück und Nachmittags viel vor, und redete lebhaft über das Gelesene, aus Lessing, den er immer nahe hatte, und mehrere Oden von Kamler. Den 3. März ging er noch zu Paulus, um ihm etwas vorzulesen. Dies geschah immer, wenn das Geschriebene ihn noch nicht ganz befriedigte, und nach solcher Unterredung ward dann geändert oder weggestrichen. In den nächsten Tagen mehrte sich meine Unruh, denn seine Reizbarkeit nahm zu, besonders gegen Abend. Er klagte oft über dumpfes Kopfweh und Beklemmung, die sich mit Hitze im Gesicht endete. Manchmal fand ich ihn auf dem Sofa liegend; er behauptete dann, es sei nur Langeweile, und die Faulheit ruhe sich gern aus. Meistens stand er gleich auf, ging auf und nieder, und

ward lebendig im Gespräch. Von einem Arzt wollte er immer nicht hören: er fühle bestimmt, es gehe vorüber, ich solle nur besser Wetter schaffen. Die Correktur zu besorgen machte ihm Freude; daneben fand er im Manuscript noch immer zu ändern. Besuche beschlossen wir nicht vorzulassen, außer die gewohnten Lieben; und wie freundlich und mittheilend war er gegen Jeden! Am 4. Merz freute er sich schon beim Kaffe, daß es der Paulus-Tag *) sei, und sezte, wie er gewohnt war, selbst dessen grüne Schuhe unter den Ofen; doch fühlte er sich Abends vom Reden angegriffen.

Jezt meldete sich wieder, wie gewöhnlich im Frühling, das Schleimwürgen beim Erwachen, ohne daß er am Tage hustete. Einmal erzählte er im launigen Ton, die alte Christine (die ihn vor sechs bediente) habe zwar den besten Willen, aber sie lasse ihn ruhig fortwürgen, bis sie ihren Morgensermon hergebetet. „Die Dummen, die Dummen!" sagte er dann wol. „Dummheit ist ein großes Laster." Doch sollte ich ihr darüber keine Bemerkung machen, denn sie meine es gut, und würde mich doch nicht verstehen.

Die Reizbarkeit nahm zu, und gab ihm das unangenehme Gefühl, nicht arbeiten zu können; doch blieb er lebendig im Gespräch, und wollte von keinem

*) Paulus pflegte regelmäßig am Samstag in den Abendstunden zu kommen.

Arzt wissen. Oft mußte ich nach dem Puls fühlen, den wir Beide für gut erkannten. Eines Morgens bemerkten wir einen Doppelschlag, der zwischen ruhigen Schlägen wiederkehrte. Bei Tisch war er heiter, aß aber wenig, und sagte: den Abend schmeckt es vielleicht besser. Nach dem Kaffe klagte er mit ungewohnter Ängstlichkeit über Beklemmung und verlangte nach Chelius, mit dem er sich über eine Stunde unterhielt. Die gegebenen Mittel wirkten nach Wunsch, und zwar sanft und gelinde, wie er sich ausdrückte. Dabei erinnerte er sich Henslers Worte, der einmal sagte: „Dich muß man sanft angreifen, damit der Geist nicht aufrührisch werde, wenn der Körper sich matt fühlt." Mut und Heiterkeit kehrten für die nächsten Tage zurück, er konnte sogar wieder Einiges vornehmen. Morgens klagte er oft über Träume, in denen er arbeite, und was er schreibe, habe keinen Zusammenhang. Etwas beunruhigte ihn die Bemerkung, daß er magerer werde, und das Reden ihn mehr angreife, dagegen verliere sich die Beklemmung fast ganz.

Sorge eines solchen Ausgangs lag mir fern, einzig die Sorge des langsamen Erholens, und ob ich bei der nicht geringen Anstrengung die nöthige Heiterkeit würde festhalten können. „Du armes Ding!" sagte er wol, „mußt so oft Treppen steigen, aber nachher sollst du wieder ausruhn." Jezt bekam er mehrmalen Abends nach dem Zeitungslesen Husten und Schleimwürgen mit Beklemmung, und grif mit Hef-

tigkeit nach dem Kopf. Einmal, als er sich auf einen Stuhl gesezt matt fühlte, holte er tief Othem und sagte: „Welch' eine jämmerliche Maschine schleppen wir doch mit uns herum; aber in dieser Maschine wohnt der lebendige Funken, der Unsterblichkeit denken kann, und Welten und Gott!" Ein andermal nach einer ähnlichen Anstrengung: „Wie ist es doch möglich, daß es Menschen geben kann, die keine Unsterblichkeit glauben!" — Meine dringende Bitte, Karoline T—e auf dem Sofa neben sich schlafen zu lassen, wies er ernst zurück. Meine Unruhe solcher Nächte war groß, und ich durfte sie ihn nicht merken lassen, denn Morgens versicherte er, er habe gut geschlafen, er fühle sich nur dumm, und wisse mit der Zeit nichts zu machen. Gern hörte er, daß ich mich flinker im Gehen fühle, und es mir wol nur an Übung fehle. Nach solchen Äußerungen streichelte er mich oft, und nannte mich seine alte Treue! — Einmal sagte er: „Ja, auf der goldenen Hochzeit, da tanzen wir noch mit einander!" Am 15. Merz erzählte ich ihm von einem Briefe, der umständliche Nachricht über unsres Truchseß lezte Tage enthielt. Den foderte er, und sagte dann: „Der arme Truchseß, bei so vielen Körperleiden auch noch die Freudigkeit des Geistes zu verlieren, mit der man heiter jenseits blickt! Das ist hart! Aber wohl ihm, daß er's überstanden, und doch zulezt noch einen heitern Blick hatte!" Den nämlichen Abend trafen Tiedemann und Paulus bei ihm zusammen. Nachher

fand ich ihn liegend auf dem Sofa, und er sagte, er habe Theil am Gespräch genommen, aber es habe ihn angegriffen. — In diesen Tagen kam auch einmal die J. kurz vor Mittag. Es war die Rede davon, daß die Schulzischen Lieder jezt nicht mehr gesungen würden. Er nannte ihr ein Lied, das Röslein überschrieben, und sagte: „Hätte ich dich gekannt, als ich es machte, ich hätte deinen Namen darüber geschrieben; nun will ich einmal Noten und Text für dich abschreiben, und deine Töchter sollen es singen.“ Dann spielte er mehrere Lieder von Schulz, wollte auch singen, aber es gelang nicht.

Noch am Sonntag den 19ten war er sehr heiter bei Tisch, aß aber wenig. Der Husten nahm etwas zu; er freute sich dabei, daß der Schleim sich löse, und Morgens das böse Würgen nachlasse. Montag fühlte er sich wohler, und spielte, wie er sich ausdrückte, ein wenig mit der Arbeit. Gegen Abend war er sehr reizbar, doch kam es allmählig zum ruhigen Gespräch. Er sezte sich mit zu Tisch, legte sich aber gleich aufs Sofa, weil er zum Lesen zu müde sei. Reden mochte er nicht, doch gab er mir den gewöhnlichen Abschiedskuß. Ich durfte ihn nicht begleiten, er wolle tapfer schlafen. Morgens hatte er meine Bitte erfüllt, im Bette zu bleiben. Er rühmte die Nacht, und daß der Kopf ihm frei sei. Nun begann ein gemüthliches Zeitungsgespräch, bis Chelius kam. Dieser fand keine Spur von Fieber, doch solle er nicht aus-

ſtohn des Huſtens wegen, der mit Auswurf ſich wieder meldete. Voß meinte, aus Gehorſam könne er es wol thun, aber nöthig ſei es nicht. Zu Mittag durfte er das Bett verlaſſen, und auch Fleiſchbrühe eſſen, wornach er verlangte. Beim Eſſen beſuchte ihn Paulus, mit dem er ſich auf gewohnte Weiſe unterhielt. Als ich um drei Uhr den Kaffe brachte, mochte er nicht aufſtehn; auch der Kaffe ſchmeckte nicht. Zum Wachen wollte er die Nacht Niemand haben, nicht einmal ein Nachtlicht. „Dergleichen ſtört mich," ſagte er, „und Hülfe bedarf ich nicht, da ich nicht einmal Durſt habe."

Am nächſten Morgen klagte er blos über Mattigkeit, die ſich leicht erklärte, da er nichts genoß; er äußerte keine Unruh, fühlte ſich fieberfrei und ohne Beklemmung. Vom Aufſtehn redete er nicht, begehrte vielmehr, ich ſolle mich häuslich auf ſeinem Sofa einrichten, wie bei Kranken gewöhnlich ſei. Auch ſolle ich den Vogel herunternehmen, mit dem er ſich bis dahin viel beſchäftigt. „Der Schelm", ſagte er, „fühlt Langeweile, und ſchreit wie ein unartiges Kind, wenn du fort biſt. Aber vergeßt ihn nicht mit der Pflege, und ſpielt auch zuweilen mit ihm." Als ich mich bei ihm niedergelaſſen, ſchob er den Vorhang bei Seite, und ſagte freundlich: „Du armes Ding, haſt nun Langeweile, ich bin recht langweilig!" Ich entgegnete, ich wolle mich anſtrengen, recht intereſſant zu ſein; wenn wir nicht reden möchten, hätte ich ja Buch und

Strickzeug. Er verlangte mein Buch, und freute sich, daß der Montaigne mir lieb sei. Ich nannte ihm einen neulich gelesenen Aufsaz, und er las selbst nach. „Aber einen neuen Band muß das Buch haben," sagte er. Dann begehrte er, ich solle mich auf sein Bett sezen. Indem er mich streichelte, sagte er mit seiner lieben Freundlichkeit: „Wir wollen, wie wir immer gethan, die Sachen leicht nehmen." Er hieß mich etwas holen, was mir lieb war, denn ich fühlte mich den Augenblick sehr bewegt. — Gern redete er, wie immer, von so Vielem im Leben, was uns schlimm schien, so lange es drückte. Wie schön spricht er dieses Gefühl in den Worten aus:

Der Mensch im Anfang launet,
Und findet Manches hart;
Er wird's gewohnt und staunet,
Wie gut es endlich ward!

Auch von den lieben Vorangegangenen redete er oft, und von Unsterblichkeit; von unserm Glück, ein so behagliches ruhiges Alter zu leben, von der Freude an unsern Kindern. Ich mußte ihm Manches aus unserm Jugendleben auffrischen, und aus meinem elterlichen Hause erzählen. Da sagte er einmal mit Lebhaftigkeit: „Wenn eine Zigeunerin deinem Vater geweissagt hätte, seine Ernestine würde in Heidelberg mit einem Manne glücklich vereint leben, der von zwei Fürsten Pension genösse, die würde er wol wacker ausgescholten haben." Dazwischen machte er auch gern Reisepläne

für den Sommer, und sprach von dem Wohlgefühl, die Bäume bald blühen zu sehn. Frühlingsblumen, die ich ihm brachte, erfreuten ihn sehr, und dabei ward ein Spaziergang nach dem Eutiner See gemacht, um Hepatika und Haselnuß-Blüte zu holen.

Was nun folgt, kann ich mir nicht nach Tag und Stunde gegenwärtig machen, denn ich war in großer Anstrengung des Körpers und der Seele. Lieb konnte ich ihm ja nur bleiben mit heiterem Gesicht, das keine Anstrengung und Unruhe merken ließ. Er schlief viel, wenn wir allein waren (dies geschah bei jedem Kranksein von Kindheit an), und war er wach, so redete ich nicht, ehe er selbst anfing. „Besuche", sagte er manchmal, „will ich wenig. Nur die lieben Treuen!" Die J. mußte sich immer gleich zu ihm sezen. Wie viel Liebes und Schönes zur Hebung der Seele sagte er uns in solchen Stunden! Als sie am Osterabend durchkältet aus der Kirche kam, sprach er lebhaft über die menschliche Schwachheit, Gott durch fleißiges Kirchengehn dienen zu wollen. — Zuweilen machte es ihn unruhig, daß er nichts genießen mochte, und daß der Puls seinen Doppelschlag behielt. Beim Erwachen grif er jedesmal nach dem Puls, und ich mußte es auch thun. Auch die Beklemmungen kehrten wieder, und mehrmalen fragte er Chelius und Liedemann, was den röchelnden Ton in der Brust verursache. Die Antwort, es sei der Schleim, befriedigte ihn. Bei jedem neuen Recept wollte er wissen, was

ihm verschrieben ward. Chelius nannte einmal einen ihm unbekannten Namen. Als er fort war, sagte er: „Das muß aus dem Pflanzenreich sein, ich kenne es aber nicht; schlag im Adelung nach.“ Ich konnte es nicht finden. Den Abend bat er Chelius um Erklärung. Seit die Beklemmung sich einstellte, ließ er sich nächtliche Hülfe gefallen. Gern hatte er es immer, wenn ich selbst sein Bett machte. Als ich die lezten Tage Hand anlegte, sagte er unwillig: „Du kannst deine Kräfte anders brauchen.“ Aber sein Unwille löste sich in den freundlich ausgesprochenen Worten: „Der alten Christine möchte es wehe thun, wenn ihr guter Wille verschmäht würde; du kannst ja mit Acht geben.“ Chelius Gehülfen lobte er sehr als Nachtwache. Einmal sagte er Morgens: „Der gute Mann meinte die Nacht, ich fantasire, als ich ihm erzählte, ich hätte im Traum zwei Seiten geschrieben, und es wäre dummes Zeug gewesen; er hat sich aber bedeuten lassen.“

Chelius und Doctor Nebel, der mit zu Rathe gezogen wurde, äußerten beide keine Besorgnis, weil der Schleim sich löse, und kein Fieber da sei. Ein Zugpflaster auf der Brust minderte die Beklemmung, doch trat sie oft mitten im Gespräch ein; beim Aufrechtsizen ließ sie nach. — Am Charfreitgg war er sehr heiter, und erzählte mit großer Lebendigkeit, daß er sich noch deutlich in die Empfindung der Andacht versezen könne, als er in den lezten Jahren in Penzlin zu dem Vorzug gelangt sei, die Leidensgeschichte am

Eingange des Chors der Gemeine vorzulesen; ob dieses dort wol noch der Gebrauch sei. Die feierliche Stimmung sei ihm den ganzen Tag geblieben; sie wären dann immer Nachmittags mit den Eltern ins Feld gegangen, und zwar im Kirchenschmuck, und Abends hätte die Mutter ein Lieblingsessen gemacht, weil sie den Mittag nur aus der Hand gegessen. Am ersten Ostertag, als die Glocken läuteten, sprach er wieder lebendig vom feierlichen Gesang in der Penzlinschen Kirche. Er ließ sich sein altes Gesangbuch geben, schlug mir das Lied auf, das man gewöhnlich gesungen, und ich mußte es ihm vorlesen. Dabei wiederholte er, was er so oft gesagt, daß es an erwecklichen Osterliedern für eine christliche Gemeine fehle. Er freute sich des herlichen Sonnenscheins, und ließ das Fenster öfnen, wozu er sich schon Tags zuvor die Erlaubnis erbeten hatte. „Heute gehst du auch in den Garten," sagte er, „und siehst nach allem." Als ich wiederkam, legte ich einige Blumen auf die Decke, und sagte, ich hätte mich nicht hinausgewagt, weil der Boden so feucht sei. „Dafür danke ich dir", war seine freundliche Antwort. Mit großer Freude hörte er von den schwellenden Blütenknospen, und sagte: „Wenn wir nur erst wieder mit einander herumgehn könnten!" Gegen Chelius rühmte er am Morgen sein Wohlgefühl, und unterhielt sich lange mit ihm. Ich erzählte ihm, daß sich so Mancher nach seinem Befinden erkundige, mit dem wir gar nicht in Berührung lebten. „Ich glaube

wohl," war seine Antwort, „daß noch Viele Theil an mir nehmen, die es sich nicht merken lassen, und selbst die mir nicht hold sind, können mir, wenn sie wahrhaft sein wollen, nicht nachsagen, daß ich in irgend einer Sache das Meine suche."

Die lezten Tage redete er wenig mit mir; sobald ich ihm aber bei Veränderung der Lage oder sonst behülflich war, streichelte er mich und hatte immer freundliche Worte für mich in der lieben gewohnten Hausprache, wobei ich stets zu kämpfen hatte, ihm meine innere Bewegung zu verbergen. Abends beim Umbetten klagte er über Schwere in den Beinen. Konnte er ein paarmal auf- und abgehn, so machte es ihn heiter. Wenn er wieder im Bette lag, so ließ er das Fenster öfnen, und ich mußte mich hinter den Vorhang zu ihm sezen, damit mich der Luftzug nicht berühre. Bloß in den lezten Nächten hörten die ihm unangenehmen Träume auf. Er sagte eines Morgens zu mir: „Nun sind die alten lieben Träume wieder da", und zu Paulus: „Ich war die Nacht in Griechenland, aber im alten." Auch hat er die freundlichen Mittheilungen im Gespräch mit Chelius noch den lezten Tag nicht aufgegeben. Am lezten Morgen verlor er den Faden, und sagte mir, ich solle fortfahren, weil's erzählend war. Er gab Acht auf meine Aushülfe, und verbesserte selbst.

Dienstag Nachmittag saß ich mit der J. vor dem Bette. Er redete Manches, klagte aber plözlich über

Beklemmung. Sie nannte Kamillenthee, und er nickte Beifall. Als sie ihn gebracht, nahm er gleich, aber seine Bewegungen waren unruhig. Mit einmal sank er zurück, und sein Auge war starr. Es dauerte mehrere Minuten, ehe Zeichen des Lebens wiederkehrten, und die ersten Bewegungen mit den Armen waren ängstlich anzusehn. Ich merkte, daß seine Augen mich suchten, und trat näher, seine Hände fassend. Er sah mich fest an, und sagte sein gewohntes freundliches Wort —. Ach, in diesem Augenblick fühlte ich zuerst mit Bestimmtheit, daß die Trennung gewiß war! Aber ich fühlte auch, daß ich stark sein müsse, um ihn nicht durch Thränen zu stören. Mir fiel der kräftige Spruch ein: „Sei getrost und fürchte dich nicht, ich bin bei dir in der Nacht, ich will dich herausreißen." —. Deutlich merkte ich, wie wohl es ihm that, wenn ich ihm mit Ruhe die kleinen Dienste leistete, deren er bedurfte. Seine Hände waren noch kalt, und seine Stirn mit Schweiß bedeckt. Er streichelte mich, und als er tief Othem geholt hatte, sagte er: „Nun ist es schon besser." Ein wenig lag er ruhig mit geschlossenen Augen. Dann fragte er: „Wo ist die J.? Geh doch hin und tröste sie; sie meint gewiß, die Ohnmacht sei von ihrem Kamillenthee gekommen." Gegen Chelius, der ihm beruhigende Worte zusprach, worin er selbst einstimmte, versicherte er, er fühle nur Mattigkeit und sei zum Einschlafen müde. Der Gehülfe zog ihm das Nachtkamisol aus, um Senfpflaster auf

die Arme zu legen. Er sah mich sehr freundlich an, als ich seine langen Strumpfbänder brachte, und sie um die Arme wickeln half. Dann wickelte ich sie in gröſse Stücke Flanell, und legte sie unter die Decke. Dabei nickte er freundlich mit dem Kopf, und ich selbst war mit mir zufrieden, daß ich die Thränen zurückhielt. Chelius sowohl als Tiedemann gestanden mir, daß wenig Hofnung sei. Er schlief nun ruhig, mehrere Stunden, glaube ich; wie es mir war, das weiß ich nicht. Es trat ein starker Schweiß ein, wonach er sich leicht fühlte. Als ich wieder hinaufkam, waren die Ärzte grade beschäftigt, sein Bett zu machen, und der Gehülfe hielt ihn auf dem Schooß. Er hatte den Rücken gegen mich, merkte aber gleich, als ich beim Wechseln der Wäsche mit Hand anlegte. Da sagte er freundlich: „Meine alte Treue, so treibt sie es schon halb 50 Jahr.“ Im Bette lobte er sein Wohlgefühl und die bequeme Lage, und war sehr freundlich, als Chelius erklärte, die Nacht bei ihm zu bleiben. Er schlief gleich wieder ein, und ich sah ihn den Abend nicht anders als schlafend. Die Nacht lauteten die Nachrichten gut, so daß ich mich mitunter hinlegte, aber nicht schlief.

Am Morgen lobte er seine gute Nacht, gab mir freundlich die Hand, und einen Verweis, daß ich so früh käme. Als er die Sonne bemerkte, mußte ich den Bettvorhang aufschieben. Ich rühmte seine ruhigen Züge und seine klaren Augen, wobei er mich strei-

chelte. Später verlangte er, der Barbier solle den Bart abnehmen, und er wolle sich waschen. Meine Einwendung dagegen beantwortete er mit der freundlichen Bemerkung: er fühle sich so wohl, und es sei gar zu schön mit der Reinlichkeit. Beides ging gut von Statten, ohne daß er sich matter fühlte, und er freute sich, daß es geschehn sei. Als die J. kam, mußte sie ihm eine Tasse Thee bringen, wozu er etwas Zwieback genoß. Er redete heiter, so daß ich selbst wieder Hofnung faßte. Ich mußte mich aufs Bette sezen, und er sagte mir unter Streicheln viel Liebes. Da rühmte ich sein heitres Auge und die kräftige Natur, die ohne Nachhülfe noch so Vieles leisten könne. Er sah mich scharf an, und sagte: „Ja, diese kräftige Natur brauche ich aber auch, wenn ich bei dir bleiben soll.“ Bald nachher kam plözlich die lezte Ohnmacht, die bedeutend schwächer war, als die erste; ich war nicht gegenwärtig. Beim Erwachen hatte er ausgerufen: „Das war noch nicht zum lezten Schlaf!“ Seine Augen suchten mich, und als ich nahe kam, drückte er mir die Hand. Als Chelius ins Zimmer trat, rief er ihm entgegen: „Das war nur ein Ohnmachtlein!“ Auch hörte er gern die Bemerkung, ohne die Anstrengungen wäre sie wol nicht entstanden. Chelius empfahl Ruhe, und ich blieb allein mit ihm. Er schien zu schlummern, rief mich aber bald, und sagte: „Die „Dumme, die Dumme! sie hat mich überschüttet.“ Bei Untersuchung und Verbesserung der Sache konnte

ich ihn überzeugen, daß ihm bei der Ohnmacht etwas begegnet sei. „Freilich," sagte er, „so ist es auch, sonst hätte ich es ja gleich bemerkt. Lieb ist es mir, daß wir es entdeckt, denn Unrecht muß man keinem Menschen thun." Nun lag er ruhig und fragte endlich, ob es nicht Essenszeit für mich sei. Es freute ihn, als ich erzählte, die J. wolle mit mir essen, und sich nachher zu ihm sezen, derweil ich schliefe. „So ist es recht," sagte er, „du armes Ding warst so frühe wach!" Als ich mit der J. hinaufkam, empfahl er ihr, die Prinzessin von Babylon zu lesen, damit sie keine Langeweile habe. Diese Erzählung von Voltaire hatte er angefangen zu lesen, und gerühmt, daß sie ihn angenehm unterhalten. Beim Weggehn wollte ich ihm einen Kuß geben. „Nein," sagte er, „einen Kranken muß man nicht küssen." Er sprach dies sehr ernst aus, fügte aber gleich gar freundlich hinzu: „Da ist meine Hand, die darfst du küssen, und nun wollen wir Beide schlafen." Er schlief auch ruhig, und als er erwachte, schob er den Vorhang bei Seite, und fragte die J.: „Warst du in Babylon?" Nun sollten wir unsern Kaffe bei ihm trinken, aber nicht am Bette, sondern am gewohnten Plaze. Als wir uns gesezt hatten, rief er uns freundlich zu, wir sollten plaudern, wenn auch nur dummes Zeug, er wolle gern zuhören. Es blieb stille bei uns; da schob er die Vorhänge bei Seite, und rief uns freundlich zu: „Bald size ich wieder bei euch; ihr Beiden seid mir

die Liebsten auf der Welt.“ Das waren die lezten Worte, die mir im Gedächtnis geblieben, obgleich er später noch kurze Freundlichkeiten sagte, mit seiner einzigen Art, durch ein Wort wohlzuthun. Auch weiß ich nicht, ob ich allein bei ihm blieb, denn ich hatte zu kämpfen, die Außenseite festzuhalten, die ich ihm nahe brauchte. Um fünf kamen die Ärzte, und fanden ihn zum Verwundern heiter. Er hat noch viel geredet. Sie verließen ihn ohne Besorgnis. Liedemann blieb oben; mich trieb es auch hinauf; als ich mich neben T. sezte, bat ich ihn, nicht zu reden, weil er viel geredet. Wir sprachen fort, und hörten mit einmal ein ängstliches: Ach Gott! Als wir den Vorhang bei Seite schoben, lag er in ruhiger Stellung, den Kopf auf's Kissen und die Augen geschlossen, um sich nicht wieder zu öfnen. — Kein Hauch mehr — kein Zucken — völlig ruhige Züge! Daß ich meinen Arm unter's Kissen brachte, Halstuch und Hemde löste, weiß ich noch. T. versuchte vielerlei, und sagte endlich: „Liebe Mutter, seine Seele ist bei Gott.“*) —

*) Voß starb am 29. März 1826. Einige nach seinem Tode geschriebene Aufsäze stehen in den von Paulus herausgegebenen Lebens- und Todeskunden über J. H. Voß. Heidelberg 1826.

VI.

Voß in seiner Wirksamkeit als Schulmann.

Voß in seiner Wirksamkeit als Schulmann.

(Von Friedrich Karl Wolff.)

Welche Verdienste sich Voß als Dichter erwarb, sowohl durch seine Idyllen voll homerischen Geistes, als in seinen Oden, in denen uns die erhabensten Gedanken und die edelsten Gefühle ansprechen; oder als erster gründlicher Erforscher und glücklicher Nachbildner fast aller alten Versarten; wie sehr er als filosofischer Kenner der deutschen und der alten Sprachen sich auszeichnete; wie gewaltig er in der Prosa die Sprache zu beherschen wußte; was er als Übersezer und Erklärer griechischer und römischer Geisteswerke leistete; wie viel die gelehrte Welt seinen tiefsinnigen Forschungen in dem Gebiete der Mythologie, der alten Geografie und überhaupt in dem ganzen weiten Felde der Alterthumskunde verdankt; wie er bei allen Untersuchungen eigene Bahnen sich brach, auf welchen er zu neuen

nicht geahndeten Ansichten leitete: das mögen Andere, die mehr Beruf dazu haben, umständlicher entwickeln, das mögen die Denkmäler seines Geistes, die er selber in seinen zahlreichen Schriften sich gesezt, am sprechendsten darlegen! Meinem Herzen ist er noch in andrer Rücksicht unendlich theuer; denn in ihm verehre und liebe ich den Lehrer, den treuen und liebevollen Führer meiner Jugend, in dessen Schule mein Geist und Herz für das ganze künftige Leben beinahe die eigenthümliche Richtung erlangt hat. Zwar genoß ich seines Unterrichts nur drittehalb Jahre, vom August 1782 bis Ostern 1785. Aber segensvoll und unvergeßlich sind mir diese Jahre gewesen, und oft habe ich mit inniger Rührung und Sehnsucht an die frohen Stunden zurückgedacht, die ich in Voßens Schule verlebt, und alles das Gute mir wieder vergegenwärtigt, das ich sowohl für die Aufklärung des Geistes, als für die Veredlung des Herzens seinen Belehrungen verdanke. Jezt, da Voß nicht mehr durch Stimme und Schrift zu uns reden kann, da, was das dankbare Gefühl äußert, nicht mehr des Lebenden Bescheidenheit verlezt, jezt möchte ich meine Bewunderung und Liebe für ihn auch öffentlich aussprechen. Und wie könnte ich dieses würdiger, als wenn ich ihn in seiner Wirksamkeit als Schulmann schildere? Freilich ist in der langen Reihe von Jahren wol Manches im Gedächtnis verwittert, was zu einer vollständigen Schilderung erforderlich wäre, und mein Geist, durch bö-

perliche Leiden in ſeiner Wirkſamkeit gehemmt, ſo wie durch die Laſt der Amtsgeſchäfte niedergebeugt, vermag nicht mehr das Bild ſo kräftig auszuführen, als es der Seele vorſchwebt, und als es vielleicht der früheren Kraft gelungen wäre. Aber alles, was zu richtiger Beurtheilung eines großen, und, was mehr ſagt, eines guten Mannes mitwirken kann, wird, wenn es auch Manches zu wünſchen übrig läßt, hoffentlich mit Dank aufgenommen werden.

Daß Voß auch als Schullehrer zu den achtungswürdigſten Männern ſeiner Zeit gehörte, ſcheinen Wenige zu wiſſen, weil er ſich mit ſtiller Wirkſamkeit begnügte, Andere ſogar zu bezweifeln, wenn ich anders nach Stimmen urtheilen darf, die hier und dort ſich haben vernehmen laſſen. Wenigſtens hatte er, ſo lange er einem Schulamte vorſtand, dieſer Verwaltung wegen nicht eben einen ſehr ausgebreiteten Ruf. Statt daß ſein Vorgänger, der verdienſtvolle Profeſſor Eckermann in Kiel, zuweilen an dreißig Schüler um ſich verſammelt ſah, hatte er ſelten über die Hälfte dieſer Zahl, zu meiner Zeit noch weniger, die meiſten aus dem Eutiniſchen. Der Grund hiervon lag einmal in dem Vorurtheil, daß ein Dichter und berühmter Schriftſteller ſchwerlich ein guter Schulmann ſein könne. Außerdem aber veranlaßte er ſelbſt durch die gänzliche Verſchmähung der Mittel, wodurch man Zöglinge anzulocken pflegt, daß ſeine Schule die Aufmerkſamkeit der Auswärtigen in keinem vorzüglichen Grade anzog.

Denn weder öffentliche Prüfungen pflegte er zu halten, noch Programme zu schreiben, worin er von dem Zustande seiner Schule, seinen Leistungen und seiner Lehrweise Rechenschaft gegeben hätte. Die große Achtung, deren er sich erfreute, die Überzeugung, welche man hegte, daß seine Schüler, der unterlassenen Prüfungen ungeachtet, nicht versäumt würden und eifrig fortarbeiteten, vielleicht auch die Furcht, einen Mann zu reizen, dem man im Kampfe nicht gewachsen zu sein glaubte, machten, daß man ihm gestattete, was man wol keinem Anderen gestattet hätte. Ob diese Unterlassung einer herschenden Gewohnheit Billigung verdiene oder nicht, bleibe dahingestellt. Voß war den öffentlichen Prüfungen abgeneigt, weil sie ihm nuzlos und nur zeitverderbende Blendwerke schienen. Wenn man den Schülern vorausſage, was vorkommen würde, so sei es für sie ein Leichtes, glänzend zu bestehen, ohne daß man einen sichern Maßstab ihrer Kenntnisse und Fortschritte erhalte. Lasse man sie aber ohne alle Vorbereitung auftreten, so könne sich grade der Fähigste und Fleißigste im ungünstigsten Lichte zeigen. „Wer Mistrauen gegen meinen Unterricht hat," pflegte er zu sagen, „besuche meine Schule unangemeldet, jeder wird mir willkommen sein. Dann darf er sich am besten überzeugen, was und wie ich es treibe, und wird über meine Schüler am sichersten ein Urtheil gewinnen."

Freilich war es ihm nicht unbekannt, wie sehr er durch die Vernachlässigung der herkömmlichen Mittel,

Schulen zu bevölkern, ſeinen äußeren Vortheilen ſchade; aber Wenige arbeiteten auch ſo uneigennützig, als Voß, und nach den edelſten Grundſätzen wünſchte er keine zahlreich beſuchte Schule, indem ein einzelner Lehrer ſich nur einer mäßigen Anzahl von Schülern nützlich zu beweiſen vermöge. Dieſes galt beſonders von der Schule, welcher er vorſtand, da bloß in ſeiner Klaſſe Knaben und Jünglinge ſich für die höheren Studien vorbereiten konnten, und die Klaſſen des Cantors und Schreibmeiſters der erſten keineswegs vorarbeiteten. Eltern daher, die einigermaßen ihre Söhne weiter gebracht wünſchten, mußten dafür ſorgen, daß ihnen die Aufnahme in die erſte Klaſſe bewilligt würde; und ſo ſaßen hier kaum zwölfjährige Knaben neben Jünglingen, die für die Akademie heranreiften. Wie hätte der Lehrer bei einer größeren Menge ſich durch dieſes Labyrinth finden können, da es ſelbſt bei wenigen Schülern nicht leicht war, für Aller Bedürfniſſe Rath zu ſchaffen? Auswärtige nahm er daher ungern in ſeine Schule auf, weil er durch dieſelben die einheimiſchen Schüler zu beeinträchtigen fürchtete, und er entfernte ſie unerbittlich ſogleich, wenn ſie auf die Sittlichkeit ſeiner Zöglinge nachtheilig zu wirken ſchienen, ſo reichlich ſie auch zahlen mochten. Dazu kam noch, daß ein ſo umfaſſender, vielſeitig gebildeter Geiſt, der überall ſich angeregt und ſelten durch fremde Forſchungen befriedigt fand, ſich unmöglich auf die Bedürfniſſe ſeiner Schule beſchränken, oder geneigt ſein konnte, ſich

durch das Amt Schulverlegenheiten anschmieden zu lassen. Er mußte auch Zeit übrig zu behalten wünschen, sich in freien Bahnen zu bewegen, und die neuen im Gebiete der Wissenschaften gemachten Entdeckungen einem größeren Publikum mitzutheilen; er mußte wünschen, nicht bloß für den kurz dauernden Nutzen zu arbeiten, den ein Schulmann durch seine Thätigkeit gewährt, sondern auch für den unsterblichen durch hinterlassene Denkmähler des Geistes. Wenn man bedenkt, daß Voß anfangs sechs Stunden täglich zu unterrichten verurtheilt war, und noch dazu in den verschiedenartigsten Gegenständen: wie unglücklich hätte er sich fühlen müssen, wenn ihm die Verbesserung zahlreicher Schulmängel die wenige zu eigenen freien Forschungen übrig bleibende Zeit noch mehr beschränkt hätte!

Mich nun aber nach der Neigung für den Beruf, nach ausgebreiteter Gelehrsamkeit, nach der Geschicklichkeit und Gabe, die eingesammelten Kenntnisse auf eine faßliche und angenehme Weise Anderen mittheilen zu können, nach lauterer und strenger Rechtschaffenheit, womit das Amt verwaltet wird, nach der Liebe endlich und Achtung bei den Schülern, der Werth eines Schulmanns geschätzt: so dürften nur Wenige in allen diesen Beziehungen Voß an die Seite gesetzt zu werden verdienen.

Voß hatte eine ausgezeichnete Liebe für einen Beruf, den er für einen der unabhängigsten hielt, und in welchem er vorzüglich wohlthätig für Allgemeines wir-

ten zu können glaubte. Wiewohl es ihm ein Leichtes gewesen wäre, sich durch schriftstellerische Arbeiten den Lebensunterhalt zu sichern, oder ein akademisches Amt zu erhalten, so entschied er sich doch für das Schulleben. Mehrere ehrenvolle Anträge akademischer Lehrstellen lehnte er gleichmüthig ab, wie ungleich glänzendere Einnahmen sie ihm versprachen, als er in seinem Schulamte erwarten durfte. Ja selbst in dem reizenden Eutin sehnte er sich, ehe er die neue Schule nach seinem Sinne gebildet hatte, noch oft nach dem lieben Otterndorf zurück, wo er dankbarer gearbeitet zu haben glaubte. Das akademische Leben sprach ihn besonders deshalb weniger an, weil unter den Professoren, namentlich denjenigen, die einer Wissenschaft obliegen, Neid und Cabale so häufig ihr Spiel treiben. Auch war er der Meinung, daß der akademische Unterricht, wenn er fruchtbringender werden sollte, sich mehr dem Schulunterrichte verähnlichen müsse.

Überzeugt, daß es zur Glückseligkeit des Lebens beitrage, einen Theil des Tages sich einem bestimmten Amtsgeschäfte zu widmen, wenn man auch sonst auf eine nützliche Art zu arbeiten, und sich und die Seinigen zu erhalten wisse, weihete er mit Lust und Liebe einige Stunden dem Schulunterrichte. Er betrachtete seine Schüler als jüngere Freunde, mit welchen er sich auf das Liebreichste über alles zu besprechen pflegte, was ihm grade am meisten am Herzen lag, größtentheils freilich über gelehrte Gegenstände, aber zuweilen

auch über anderes, was für die Menschheit großes Interesse hatte. Wer Voß persönlich gekannt hat, weiß, daß er in der Arbeit, die er eben unter den Händen hatte, lebte und webte, und daß es ihm Bedürfnis war, mit aller ihm eigenen Lebendigkeit sich über eine neue Entdeckung auszusprechen, oder über eine Schwierigkeit, die er besiegt hatte, oder noch zu besiegen übrig fand. Das Erste daher, womit er den Unterricht eröfnete, pflegte dasjenige zu betreffen, was den Tag vorher bei seinen Nachforschungen bald ihm klarer geworden, bald noch dunkel geblieben, bald schon für ein größeres Publikum reif geworden war. Er las seinen Schülern nicht vor, was er gearbeitet hatte, aber er verhandelte alles mit ihnen, und wünschte, daß, was er wüßte, auch sie wissen, was er gelernt, auch sie lernen möchten. Zwar wurden dann nicht immer die Lektionen getrieben, die in unsrer Schultabelle verzeichnet standen; aber wir entsagten diesen gerne, wenn wir nur seinen geistvollen Vortrag anhören konnten. Er sah es gerne, wenn man ihm Einwürfe machte, und den verhandelten Gegenstand mit ihm erörterte; denn dies gab ihm Gelegenheit, seine Meinungen deutlicher zu entwickeln, und selber sorgfältiger zu prüfen.

So gemütlich Voß sich unter seinen jungen Freunden fühlte, so machten der kräftige Eifer und die angestrengte Thätigkeit, mit welcher er unterrichtete, bei so vielen noch hinzukommenden literarischen Arbeiten, es ihm doch fast unmöglich, die sechs täglichen Lehr-

ſtunden regelmäßig abzuwarten. Denn von der ſechſten Stunde des Morgens bis zur achten des Abends pflegte er, wenn ihn nicht Beſuche ſtörten, faſt ununterbrochen zu arbeiten. Hiezu kam noch eine große Reizbarkeit des Nervenſyſtems, die ihm beſonders in früheren Jahren eigen war. War Vormittags, etwa durch einen wurmſtichigen Lehrling aus der Fremde, eine Verdrießlichkeit vorgefallen, ſo vermochte er es ſelten, des wüſten Kopfes wegen, am Nachmittage zu unterrichten. Das Ausfallen einiger Lehrſtunden hatte indeſſen für die Schüler, ſo ungerne ſie derſelben entbehrten, weniger Nachtheiliges, da ſie mit großer Liebe für die alte Literatur erfüllt, und zum häuslichen Fleiße gewöhnt, für ſich laſen, was ſie nach ſeiner Erklärung ſich nicht aneignen konnten. Als ihm aber, nachdem er ſieben bis acht Jahre der Schule allein vorgeſtanden, für die leichteren Gegenſtände des Unterrichts ein Gehülfe bewilligt wurde, und er den ſeinigen auf drei Morgenſtunden einſchränken konnte, ertheilte er dieſen mit vieler Treue und Freudigkeit, und nur wenn er erkrankte, oder Beſuche ihn ſtörten, oder er längere Reiſen zur Erholung und Stärkung ſeiner Geſundheit nothwendig fand, pflegte er dem Gehülfen alle Geſchäfte des Unterrichts zu übertragen.

Wie hohe Begriffe Voß von den Pflichten eines Schulmannes hatte, und wie viele Anſtrengung ihm die treue Erfüllung derſelben zu erfordern ſchien, leuchtet auch daraus hervor, daß er ſchon in einem Alter

von dreißig Jahren öfter in der Schule äußerte, länger als bis zum funfzigsten müsse kein öffentlicher Lehrer sein Amt verwalten. Denn wenn die Sinne stumpfer würden, das Gedächtnis abnähme und die Munterkeit des Geistes sich verliere, müsse die Schule zu sehr leiden, wozu sich durch ein lange fortgesetztes Schulmeistern leicht noch pedantische Gewohnheiten gesellen, von denen selbst der jugendliche Lehrer im einförmigen Kreise täglich wiederkehrender Geschäfte sich kaum frei erhalten könne. Diesem so früh schon geäußerten Grundsatze getreu, legte er auch bald nach dem funfzigsten Jahre sein Schulamt nieder, wiewohl er in der letzten Zeit den eigenen Unterricht auf zwei Stunden des Tags beschränkt hatte; und schwerlich würde er ein so hohes Alter bei ungeschwächter Geisteskraft erreicht haben, wenn er nicht zu rechter Zeit den Schulen entsagt hätte. Nichts aber schien ihm ungereimter, als wenn der Staat bejahrte Schulmänner ohne Erleichterung bis zum letzten Lebenshauche forterbeiten lasse, um einige Thaler zu ersparen, womit er bei andern minder bejahrten und minder verdienten Civilbeamten nichts weniger als karge.

Daß nun ein einziger Mann alle Wissenschaften in sich vereinige, und in Sprach- und Sachkenntnissen gleich bewandert sei, kann ohne Unbilligkeit kaum verlangt werden. In Rücksicht der Sachkenntnisse machte Voß wenig Ansprüche, und großentheils sind sie auch von solcher Beschaffenheit, daß den Schüler sich darin

eine größere Vollkommenheit verschaffen kann, als die Schule ihm zu geben vermag, wenn nicht wichtigeres vernachlässigt werden soll, nämlich die Sprachwissenschaften, durch welche man alles, selbst die Sachkenntnisse, mit Leichtigkeit, und ohne welche man fast keine der höheren Wissenschaften einigermaßen gründlich erlernen wird.

Den Unterricht in der Logik gab er bald gänzlich auf, weil er sich von demselben für die Schule keinen großen Nuzen versprach, wenigstens nach der Art, wie er dort gegeben werden kann und wird. Denn selten seien Schulmänner spekulative Filosofen, und wären sie es, woher sollten sie die Zeit erübrigen, um diesen Stof mit einiger Vollständigkeit zu behandeln? Außerdem sei die Mehrzahl der Schüler gewöhnlich nicht reif genug zu gehöriger Auffassung dieser Wissenschaft, und pflege sich deshalb bei dem Vortrage derselben nur zu langweilen. Übrigens liebte er vorzüglich die Vernunftlehre von Hermann Samuel Reimarus und empfahl gerne auch in der spätesten Zeit deren praktische Anwendbarkeit.

Auch Naturgeschichte, Naturlehre und Mathematik waren keine Gegenstände seines Schulunterrichtes. Dies war allerdings ein Mangel; denn kommen auch die Naturwissenschaften auf einer Gelehrtenschule weniger in Betracht, so ist doch die Vernachlässigung der Mathematik keinesweges wünschenswerth. Auch erkannte Voß die Wichtigkeit dieser Wissenschaft sehr

wohl, und bedauerte, daß er derselben zu wenig gewachsen sei, um darin einen genügenden Unterricht ertheilen zu können. Einen Theil desselben übernahm in der Folge der Hofrath Hellwag, ein in der Mathematik und Naturkunde vorzüglich bewanderter Mann, bis endlich durch Bredow im Jahre 1796 auch diesem Mangel abgeholfen wurde.

Den Unterricht in der Religion, wiewohl eine Stunde wöchentlich dafür bestimmt war, gab er weniger in derselben, als beiläufig bei der Erklärung der Alten. Seine Meinung war, daß Theologie überhaupt nicht für die Schule sich eigne; daß aber eine Kenntnis der einfachen Wahrheiten der Religion bei jedem nicht verwahrlosten Jünglinge vorausgesezt werden könne. Von eigentlichen Religionsstunden versprach er sich wenig Gewinn für die Religiosität der Schüler. Dagegen benuzte er jede sich darbietende Gelegenheit, unser religiöses Gefühl zu wecken, und gewiß werden alle seine Schüler anerkennen, wie viel sie ihm auch durch diesen Unterricht verdanken. Es war äußerst interessant, ihn über Gegenstände der Religion und Theologie reden zu hören. Alles, was er hierüber äußerte, empfahl sich durch große Klarheit und gesunde Vernunft. Er machte uns freilich auf manche schwache Seite unsres Kirchensystems aufmerksam; aber er ermahnte uns zugleich zu großer Vorsicht bei künftigen öffentlichen Vorträgen in der Bestreitung solcher Lehrsäze, die zu dem Kirchenglauben gehörten, und die unbedachtsa-

men Neuerer, die durch unverständigen Eifer für die Wahrheit derselben mehr schaden, als nüzen, waren ihm eben so zuwider, als die blinden Eiferer für das Alte. Beide, meinte er, stifteten ungefähr gleiches Unheil in der Welt. Nichts empfahl er uns inniger, als Duldsamkeit in Religionsmeinungen, denn da wir von Gott und göttlichen Dingen so äußerst wenig mit Gewißheit einzusehen vermöchten, könne nur Verblendung oder Liebloſigkeit Andere wegen abweichender Anſichten in der Religion verurtheilen. Eine völlige Glaubensvereinigung für Alle zu verlangen, ſchien ihm daher etwas Widerſinniges, der Gedanke an eine alleinſeligmachende Kirche ein wahrhaft grauenvoller, und der römiſch-katholiſche Kirchenglaube ein verabſcheuungswürdiger, weil er ſich den ausſchließlichen Beſiz der Wahrheit zueigne, und gegen alle übrigen Religionsſyſteme einen offenen Krieg erklärt habe. Jeder andere Glaube, der die Sittlichkeit nicht gefährde und Andere in dem ruhigen Beſiz ihrer Überzeugungen laſſe, habe auf Duldung gerechte Anſprüche; aber dieſer Glaube, der Feindſchaft und Verfolgung predige, müſſe, wo möglich, ausgerottet werden; denn die Unduldſamkeit zu dulden, enthalte einen Widerſpruch. Dieſelben Grundſäze, welche er in den Schriften gegen Stolberg ſo kräftig ausgeſprochen hat, hörten wir ſchon vor länger als vierzig Jahren mit eben der Stärke und Lebendigkeit aus ſeinem Munde: ein Beweis, daß ſie aus ſeiner tiefſten Überzeugung hervorgegangen ſind,

und daß äußere Verhältnisse oder erlittene Kränkungen, wie Manche geglaubt, den Ton derselben nicht geschärft haben. — Übrigens drang er, so oft er über theologische Gegenstände sprach, immer auf vielseitige Prüfung. Alles, was die Beleuchtung der Vernunft nicht ertragen könne, sei an sich schon verdächtig, und ein Religionsglaube, welcher die Vernunft nicht als Richterin über Offenbarung selbst anerkenne, oder gar einen Glauben fordere, der deutlich erkannten Vernunftgründen widerspreche, scheine ihm durchaus verwerflich. Denn der Vernunft, als einer Gottesgabe, könne sich der Mensch eher und sicherer bewußt werden, als einer Offenbarung, und Verläugnung der Vernunft in Sachen der Religion müsse zur Lieblosigkeit und Gotteslästerung, zum Aberglauben und zum geisterfesselnden Pfaffenthum führen. Den Unterricht der Religion in eigenen Stunden übertrug er in der Folge seinem Gehülfen; aber gewiß hat er auch von dieser Zeit nicht aufgehört, seine Religionsüberzeugungen, so oft sich ihm eine passende Gelegenheit dazu darbot, gegen seine Schüler auszusprechen.

Geschichte pflegte Voß mit sehr beschränktem Gebrauche von Schröckh's Lehrbuch nach einer Tabelle zu lehren, sich begnügend, nur eine allgemeine Übersicht der Weltbegebenheiten den Schülern mitzutheilen. Ausfüllen, meinte er, könne jeder in der Folge das Fachwerk selber, wenn er sich die Jahreszahlen der merkwürdigsten Begebenheiten und ihre Reihenfolge ge-

merkt habe. Die neuere Geschichte lehrte er weniger, weil sie ihm mehr eine Geschichte der Regierenden, als der Völker und Menschen zu sein schien, und unter den Herrschern selbst so wenige vorregten, bei denen Geist und Herz mit Wohlgefallen verweilen könne. Desto erfreulicher war ihm die alte Geschichte, die wir aber mehr aus den Quellen erlernten. Den Geschichtsunterricht behielt er sich selber vor, so lange ich sein Gehülfe war (von 1790 bis 1795); später übertrug er denselben meinem Nachfolger Bredow.

Neuere Geografie lehrte er nach Volz, und achtete ernstlich darauf, daß die Lage der Länder, Flüsse, Berge und Städte dem Gedächtnisse eingeprägt wurden. Bei den Städten pflegte er auf bedeutende Männer neuerer und älterer Zeit aufmerksam zu machen, die dort gebaren waren oder gelebt hatten. Aber dieser Unterricht befriedigte ihn wenig, und er entsagte demselben, sobald es ihm vergönnt war.

Alte Geografie, so emsig er das Studium derselben betrieb, lehrte er nur bei der Erklärung der Alten, oder auch wol vor dem Anfang der Lektionen, wenn er sich grade mit einer geografischen Untersuchung beschäftigte. Bei diesem Unterrichte bezweckte er weniger, unsre Kenntnisse von der Chorografie zu erweitern, die sich jeder leicht selber erwerben könne, als uns eine Übersicht von den Vorstellungen der Alten in den verschiedenen Zeitaltern von dem Weltgebäude überhaupt und von der Erde insbesondere zu geben, mit welchen

deutlichen Begriffen ausgehend sie allmählig zu einer umfassenderen Kenntnis gelangt wären. Zur Veranschaulichung pflegte er uns Erdkarten nach den verschiedenen Perioden vorzuzeichnen, und sie umständlich zu erläutern. Da ihn bei seinen geografischen Untersuchungen keiner seiner Vorgänger befriedigte; so verweilte er mit großer Vorliebe bei diesem Unterrichte, und wurde von seinen Schülern mit großem Interesse angehört, die, was er später dem Publikum mittheilte, schon hier kennen lernten.

In den leztern Jahren seines Schullebens beschränkte er den eigenen Unterricht auf die Erklärung der alten Klassiker und auf die neueren Sprachen. Und bei diesem Geschäfte zeigte sich Voß, der selber durch die Musterwerke der Griechen und Römer gebildet und ganz von ihrem Geiste durchdrungen war, unstreitig im höchsten Glanze. Mögen andere Schulmänner als Grammatiker, Kritiker, Ästhetiker oder Historiker mehr geleistet haben, so wird man doch selten solche finden, welche so gleichförmig die zur Erklärung der Alten erforderlichen Kenntnisse umfaßten, und besser geeignet wären, in ihren Geist einzuführen.

Reich war erstlich sein Unterricht an feinen grammatischen Bemerkungen sowohl über die lateinische und griechische, als die deutsche Sprache. Welch eine Fülle von solchen Bemerkungen Voß besaß, zeigen seine Kommentare und die einzelnen grammatischen Abhandlungen, die er herausgegeben. Aber er hat sich in die-

sen keineswegs erschöpft, und es verging fast keine Stunde, in welcher er nicht Gelegenheit fand, auch die grammatischen Kenntnisse seiner Schüler zu erweitern. Ein oft von ihm geäußerter Grundsaz war, daß man bei der Erklärung der Alten nichts für geringfügig halten müsse. Wer die einzelnen Wörter nicht nach ihren Grundbedeutungen nebst den zahlreichen abgeleiteten filosofisch erfaßt hätte, könne unmöglich in den wahren Sinn und Geist der Alten eindringen. Oft machte er uns auch auf die Verwandtschaft aller Sprachen unter einander aufmerksam, und auf die gemeinsamen Wurzeln, aus welchen die Wörter in den verschiedenen Sprachen ihren Ursprung ableiteten. Bei dieser Aufsuchung der ersten Grundbegriffe zeigte er einen ungemeinen Scharfsinn und die feinste Combinationsgabe.

So wie er Grammatik und Wortbedeutung sorgfältig beachtete, war ihm auch die Kritik nicht gleichgültig. Bei vielen Stellen, wo frühere Erklärer nicht angestoßen waren, wußte er das Fehlerhafte in der Lesart zu entdecken, und er ruhte nicht eher, bis er die Verbesserung gefunden hatte, welche ihm die Schwierigkeit zu heben und der Sinn zu erfordern schien. Viele Emendationen machte er in den Lehrstunden selbst, sowohl im Livius, Tacitus, Horaz, Virgil, Tibull, Terenz, Plautus und Cicero, wo ihn Ernesti oft nicht befriedigte, als im Homer, der ihm am wenigsten verdorben schien, und nicht selten gegen die Schneide-

kritik in Schutz genommen ward, Theokrit, den Tragikern, Pindar und anderen Dichtern und Prosaikern. Ehe er einen Versuch zur Änderung wagte, suchte er erst auszumitteln, welche Worte gesund wären, und in welchen der Fehler versteckt liegen müsse. Der Aufenthalt im Besen, der dadurch entstand, schien ihm reichlich dadurch aufgewogen, daß er die Schüler zum Nachdenken gewöhnte und ihren Scharfsinn übte. Er wußte die Aufmerksamkeit immer in Spannung zu erhalten, uns ermunternd, ihn in seinen Forschungen zu unterstützen. Geäußerte Vermuthungen zur Herstellung einer richtigen Lesart wurden mit Liebe und Nachsicht aufgenommen, und Einwendungen gegen die seinigen waren ihm immer willkommen, und gaben zu vielseitiger Prüfung Anlaß. Denn weit entfernt von der Pedanterie so manches Lehrers, die nicht den geringsten Widerspruch ertragen kann, forderte er seine Schüler vielmehr selbst zur Beurtheilung oder zu Vorschlägen auf, sie dann gewöhnlich seine Kinderchen nennend, und änderte gern, wenn sie ihn überzeugten, daß er das Richtige nicht gefunden. Es ist unglaublich, wie sehr er durch diese Anspruchlosigkeit und Verleugnung alles erborgten Schimmers in unsrer Achtung und Liebe gewann. — Neuere Kritiker genügten ihm weniger; aber große Hochachtung hegte er gegen die Kritiker des sechzehnten Jahrhunderts und gegen einige der späteren Zeit, wie z. B. gegen Lambin, Manutius, Muret, Torrentius, J. F. Gronov, Lipsius, deren Scharf-

ſinn, wenn man ihrer Meinung auch nicht beitreten könne, Bewunderung verdiene. Wenn er eine Emendation für vorzüglich gelungen hielt, ſo pflegte er uns wol eine ſorgfältige deutſche Überſezung der verbeſſerten Stelle zu diktiren, damit wir ſie ganz verſtehen und uns zueignen möchten.

Aber Voß beſchränkte ſich nicht auf Grammatik, Worterklärung und Kritik; er misbilligte vielmehr dieſes Verfahren mit vielem Ernſte. Form und Sache galten ihm etwas mehr, als die bloßen Worte. Keine Schönheit des Ausdrucks oder des Gedankens entging ihm bei der Erklärung der Alten, es mochten Dichter oder Proſaiker ſein, und nie unterließ er, die Aufmerkſamkeit der Schüler darauf zu richten. So wie er ſelbſt durch das Leſen der Alten ſein Gefühl verfeinert und das Herz über Gemeines erhoben hatte; ſo wie er ſelbſt alles innig empfand, was die Alten ſchön und gut geſagt und gedacht haben: ſo ſuchte er auch ſeine Schüler für alle Anklänge empfänglich zu machen. Die Alten ſchienen ihm faſt noch mehr der Darſtellung, als des Gedachten wegen, Bewunderung zu verdienen, und daher mußten wir beſonders von ihnen lernen, gut Gedachtes auch gut vorzutragen. Nicht zufrieden mit dem Ausrufe: wie ſchön! wie unvergleichlich! wußte er auch zu entwickeln, warum etwas ſchön geſagt ſei, und zu zeigen, wie man dies auch im Deutſchen nachahmen könne. Aufmerkſam machte er uns auf die naturgemäße Wortſtellung der

Alten, auf ihren unvergleichlichen Numerus, und wovon er abhängig ist, auf die gewählten, von gemeiner Sprechart sich entfernenden Ausdrücke und Wendungen, auf die richtige Betonung einzelner ausdrucksvoller Wörter, und auf anderes, was zur Schönheit des Vortrags gehört. Bei Dichtern machte er uns zuerst mit ihrem Versmaße vollständig bekannt, und schwerlich entging seinem feinen Ohre eine eigenthümliche Schönheit desselben. Besonders lenkte er unsre Aufmerksamkeit auf die durch Klang und Bewegung ausdrucksvollen Verse, sich gegen ihre absichtslose Entstehung nachdrücklich erklärend, und es dem Übersezer zu unerläßlicher Pflicht machend, dieselben auch nach Klang und Rhythmus wiederzugeben. Überhaupt verlangte er, daß man Dichter nicht bloß in die von ihnen gewählte Versart übertragen, sondern auch diese selbst mit allen ihren Eigenthümlichkeiten nachbilden müsse. Deshalb wollte er z. B. die Wielandsche Übersezung des Horaz, ohne ihr allen Werth abzusprechen, doch nie als eine solche gelten lassen, aus welcher man mit des Dichters Geist vertraut werden könnte. — Auch Verse, besonders Hexameter, richtig und ausdrucksvoll zu lesen, lehrte er seine Schüler, und bedauerte oft, daß selbst Männer, die auf Schulen und Akademien Dichter erklärten, hierauf so geringe Sorgfalt verwendeten. Wer einen Vers nicht zu lesen verstände, meinte er, könne auch seine Schönheit nicht empfinden, und noch weniger richtig darüber urtheilen. Seine Schüler lernten

die Kunst des guten Vortrags unter ihrem Meister bald sich aneignen; er aber, was wirklich bewunderungswürdig ist, hatte sich dieselbe ohne Lehrer, durch eigene Aufmerksamkeit erworben. — Über deutsche Metrik und Prosodie theilte Voß seinen Schülern schon die richtigen Regeln mit, als dieser Gegenstand noch wenig behandelt war, und selbst berühmte Dichter in ihren Versen oft gegen die Gesetze der Quantität und des Versbaues verstießen. Was wußte man in den Jahren, als ich die Schule besuchte, von deutscher Zeitmessung und vom deutschen Hexameter? Man pflegte die Worte nach dem Accent zu messen, oder wollte sogar griechische und römische Prosodie auf deutsche Verse angewandt wissen, und nannte Hexameter, was sechs Takte zählte, ohne andere Regeln zu ahnden.

Daß Voß in dem ausgedehnten Felde der Alterthumskunde überall bewandert war, hat er durch den Virgilischen Commentar, so wie durch viele andere gelehrte Forschungen gezeigt. Mit dem, was er selber wußte, geizte er nicht gegen seine Schüler, vielmehr machte es ihm die innigste Freude, ihnen von den reichen Schätzen seiner Kenntnisse mitzutheilen. Mit den holländischen Erklärern war er bloß deshalb unzufrieden, weil sie, unbekümmert um die Aufklärung der Sachen, fast nie über die Worte hinausgehen. Voß hingegen begnügte sich nie mit einem halben Verständnisse; er wollte, was er mit seinen Schülern las, ganz erfassen, und auch von seinen Schülern deutlich ver-

standen wissen. Wo Andere keine Schwierigkeiten gefunden hatten, entdeckte er sie nicht selten, und sein ungemeiner Scharfsinn ließ ihn bald das nöthige Licht aufspüren. Sogar solche Gegenstände, die er sonst weniger behandelte, wie z. B. mathematische, konnte er sich doch so weit aufklären, um sie auch den Schülern deutlich zu machen. Dieselben Grundsätze, die er später bei seinen Forschungen in der Mythologie, alten Geografie und den ältesten griechischen Sagengeschichten befolgte, waren schon damals die Leitsterne, die ihm die zu verfolgende Bahn zeigten. Wo er keine hinlängliche Auskunft zu geben wußte, welches nur selten der Fall war, gestand er es aufrichtig; denn jeden erborgten Schimmer verachtete der edle Mann, und erschien uns dadurch nur um so achtungswürdiger. Auch widerrief und berichtigte er ohne Rückhalt, was er früher gelehrt, wenn er sich geirrt und zu besserer Einsicht gekommen zu sein glaubte.

Die vielen Rücksichten, welche Voß bei der Erklärung der Alten nöthig achtete, gestatteten ihm freilich nicht, in einer Stunde große Abschnitte zu beendigen; aber demungeachtet ging er doch nicht den Schneckengang, in welchem sich jezt so mancher Lehrer gefällt. Indem er Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden wußte, unnöthige Wiederholungen unterließ, auch nicht grade bei jeder Gelegenheit alle Quellen seiner Wissenschaft eröfnete, konnte im Laufe eines Jahrs ziemlich Bedeutendes vollendet werden.

Ohne ſich an regelmäßige Stunden zu binden, pflegte er, wenn er viel zu erklären fand, oder über eine Lieblingsmaterie zu reden veranlaßt wurde, einen Theil der nächſten Stunde wol zu Hülfe zu nehmen, wobei wir nur gewinnen konnten. Eine kurze Pauſe im Unterrichte machte er um 11 Uhr, ohne die Schule zu verlaſſen, die von ſeiner Wohnung ziemlich entfernt lag. Sonſt unterrichtete er in ununterbrochener Folge, was er freilich auf die Dauer nicht auszuhalten vermochte, und ihn endlich nach einem Gehülfen ſich umzuſehen nöthigte.

Überzeugt, daß es kein beſſeres Mittel gäbe, alle Geiſteskräfte auszubilden, und das Herz für menſchenwürdige Gefühle und Geſinnungen empfänglich zu machen, als die Erlernung der alten Sprachen, machte er die klaſſiſche Literatur zur Hauptſache ſeines Unterrichts. Wir laſen in der Zeit, als ich ſein Schüler war, im Griechiſchen Homer, Theokrit, einen oder den anderen Tragiker, beſonders Stücke des Äſchylos und Sofokles (denn den Euripides liebte er weniger), Pindar, Lucian, Xenofon; im Lateiniſchen Virgil, Horaz, Tibull, Ovid, Terenz, Plautus, Cicero, ſowohl deſſen Reden, als rhetoriſche und filoſofiſche Schriften, Livius und Tacitus, freilich nicht alle auf einmal, aber viele auch gleichzeitig. Homer, einer der Tragiker, ein proſaiſcher Schriftſteller im Griechiſchen, Virgil, Horaz, Livius und Cicero im Lateiniſchen, waren ſtehende Lectionen; andere Schriftſteller wechſelten, je nachdem

die Schüler bald mit diesem, bald mit jenem näher bekannt zu werden wünschten.

Voß theilte nicht die Meinung, nach welcher man nur wenige alte Schriftsteller gleichzeitig, diese aber in mehreren wöchentlichen Stunden, von Anfang bis zu Ende lesen müsse, eine Meinung, die sich jezt, ich weiß nicht mit welchem Rechte, in unsern Schulen (aber zum Theil ohne Berathung mit ihren Lehrern) geltend zu machen gewußt hat. Wer überhaupt für die Studien geeignet wäre, glaubte er, könne ohne den mindesten Nachtheil viele Sprachen mit einmal anfangen; auch sei es unnöthig, jedes Werk ganz zu lesen; denn habe der Schüler sich erst mit dem Sprachgebrauch und dem Geiste eines Schriftstellers bekannt gemacht, so dürfe man das Weitere wol seinem Privatfleiße überlassen. Seine Schüler haben von dieser Methode die gefürchteten üblen Wirkungen nicht verspürt. Sie lernten gleichzeitig das Hebräische, Griechische, Lateinische, und von den neueren Sprachen das Französische, Englische, Italienische, und nach meiner Zeit auch das Spanische, ohne daß ihnen die Erlernung einer dieser Sprachen erschwert, oder eine Verwirrung der Begriffe entstanden wäre. Es ging alles ganz vortrefflich, und unvermerkt hatten wir es, ohne alle Nebenhülfe, selbst in den neueren Sprachen, so weit gebracht, daß wir ohne große Schwierigkeit jeden Schriftsteller uns verständlich machen konnten. Wir trieben alles mit Lust und Eifer, verschaften uns durch

die Bekanntschaft mit mehreren Schriftstellern eine vielseitigere Bildung, und gewöhnten uns zu anhaltendem Fleiße, während die jezt vorgeschriebene Methode den Schüler nicht genug zu beschäftigen scheint, und zu befürchten steht, daß, wenn er sich auf die Schularbeiten einschränkt, und nicht durch häuslichen Fleiß das Fehlende ergänzt, er es in filologischen Kenntnissen nicht weit bringen werde.

Es sind aus Voßens Schule tüchtige Gelehrte und Filologen hervorgegangen; Andere, die sich geistlichen und bürgerlichen Ämtern widmeten, haben sich durch mannigfaltigere Kenntnisse und vielseitigere Bildung ausgezeichnet, und fast Alle, die ich näher gekannt, haben eine entschiedene Vorliebe für die alte Literatur auch in den späteren Jahren behalten.

Für Rhetorik war anfangs wöchentlich eine Stunde bestimmt; sie fiel aber bald aus, da nach Voßens Ansicht wenig durch diesen Unterricht gewonnen ward. Die Regeln des deutschen Stils erlernten wir theils durch gelegentliche Bemerkungen, wodurch sie sich um so tiefer einprägten, theils durch sorgfältige Übersezungen aus den Alten, wobei er uns auf den Reichthum und die große Bildsamkeit unsrer Sprache aufmerksam machte. Den eigenen deutschen Ausarbeitungen war er nicht hold. Die meisten, meinte er, gewöhnten sich dadurch, viel Worte über Nichts zu machen, und wenn sie ohne Vorbild arbeiteten, lernten sie sich nie über die gemeine Sprachweise erheben. Habe man sich erst

Sachkenntnisse erworben, und zuvor durch Nachbildung der Alten Gefühl und Geschmack geläutert, so werde man künftig auch Selbstgedachtes auf eine angemessene und edle Art vorzutragen im Stande sein. Solche Redeübungen daher, wie sie gewöhnlich in Schulen angestellt werden, kannten wir nicht, zumal da die prekären Vortheile derselben die damit verbundenen Nachtheile ihm keineswegs aufzuwägen schienen. Deklamierübungen aber und Stärkung des Gedächtnisses durch Auswendiglernen wurden nicht vernachlässigt. Er ließ zuweilen klassische deutsche Schriften vorlesen, und hielt strenge auf richtige Betonung, selbst mit seinem Beispiele vorangehend. Nicht weniger achtete er bei dem Lesen der Alten auf angemessenen Ausdruck, und es giebt wol nicht leicht eine Schule, in welcher die Schüler sich im guten Vortrage eine solche Fertigkeit erwarben, als in der seinigen. Auswendig lernen ließ er uns gewöhnlich Lateinisches, aus Horaz, Terenz oder Cicero, theils um das Gedächtnis zu üben, theils um unser Gefühl für Latinität und einen guten Stil zu bilden.

Das Lateinsprechen liebte Voß überhaupt nicht, noch weniger in der Schule, weil dadurch der Sinn für gute Latinität leicht verloren gehe. Der schlechte lateinische Stil so vieler akademischen Gelehrten rühre namentlich daher, daß sie so oft lateinisch zu sprechen genöthigt wären. Selbst gut lateinisch zu schreiben, sei äußerst schwierig, und habe nur Männern früherer

Zeiten gelingen können, die bei der geringen Ausbildung ihrer Landessprache, die lateinische gleichsam als ihre Muttersprache betrachtet hätten, worin sie sich auch beständig mit anderen Gelehrten unterhalten. Jeder könne nur in der Sprache denken, in welcher ihm von Kindheit an die Gegenstände bezeichnet und die Begriffe entwickelt worden, und verstehe etwas in einer anderen Sprache Vorgetragenes nicht eher vollständig, bis er die entsprechende Bezeichnung in der seinigen gefunden habe. Bei dem so verschiedenen Bildungsgange der alten Sprachen aber könne man nur durch anhaltendes Nachdenken das in der Muttersprache Gedachte in die den Alten eigenthümliche Redeweise übertragen. Was man Fertigkeit des Lateinsprechens zu nennen beliebe, bestehe nur in der Geläufigkeit, deutsch Gedachtes durch lateinische Wörter und Redensarten auszudrücken. Aber wenn diese auch wirklich lateinisch klängen, so kämen sie bei den Lateinern doch größtentheils in ganz anderer Bedeutung, Ordnung und Verbindung vor, und ein Cicero würde von den Disputationen unsrer Gelehrten gar wenig verstehen, zumal da sie das Latein aller Zeitalter, so wie es dem Gedächtnisse sich darböte, durch einander zu mischen pflegten. — Die Geschicklichkeit des Lateinschreibens dagegen müsse jeder Gelehrte sich zu erwerben suchen, weil das Latein nun einmal die Sprache der Gelehrten geworden sei, und man dadurch genöthigt werde, tiefer in die Regeln und in den Genius der lateinischen Sprache einzudringen.

Doch erfordere die Sache große Aufmerksamkeit und Anstrengung, wenn man es zu einiger Vollkommenheit bringen wolle. Er pflegte deshalb die einzelnen Verstöße gegen die Latinität, die selbst den größten Latinisten entschlüpft wären, mit vieler Schonung zu beurtheilen, wenn er sie sonst von dem ächten Geiste der lateinischen Sprache durchweht glaubte. Er gestand seinen Schülern aufrichtig, daß ihm das wenige Latein, das er geschrieben, schwer geworden sei, und daß er zu diesem Zwecke viel im Gesnerschen Thesaurus umhergeblättert habe, nicht aus Verlegenheit um lateinische Wörter und Redensarten, sondern um sich zu überzeugen, ob die von ihm gebrauchten auch wirklich bei guten Lateinern in solcher Bedeutung und Verbindung vorkämen. Nicht weniger habe er einen guten Numerus beachtet, wovon die meisten Neulateiner so gut wie nichts verständen; aber bei aller angewandten Mühe habe er sich selbst kaum zu befriedigen vermocht.

Um seine Schüler auf das Lateinschreiben vorzubereiten, ließ er sie theils Lateinisches auswendig lernen, theils etwas Deutsches wöchentlich zu Hause ins Lateinische übertragen. Nachdem er die Verstöße gegen Sprache und Grammatik verbessert hatte, diktirte er, ehe er ein neues Pensum aufgab, das bessere Latein, um durch die Vergleichung unsern Sinn für Latinität zu schärfen. Zu diesen wöchentlichen Exercitien benuzte er das erste Buch der institutio oratoria des Quintilian, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil Quintilian

damals selten in den Händen der Schüler zu sein pflegte. Das Latein eines Neueren oder sein eigenes mochte er den Schülern nicht zum Vorbilde aufstellen. Um ihnen auch Geläufigkeit im leichteren Stile zu verschaffen, ließ er sie sogenannte Extemporalia nach Lactanz und Frontin machen. Im Ganzen überließ er vielleicht bei der Erlernung des Lateinschreibens zu viel dem eigenen Fleiße der Schüler. Freilich ermahnte er wol nachdrücklich zu häuslichen Übungen, und ermunterte uns besonders, aus dem Lateinischen Übersetztes nach einiger Zeit wieder in dasselbe zu übertragen, und durch Vergleichung mit der Urschrift die Fehler selbst aufzufinden. Aber diese Ermahnungen wurden wol nicht immer befolgt, und solche Übungen können auch nur unter Anleitung eines tüchtigen Lehrers recht fruchtbar werden. Bei seinen vielen Geschäften konnte sich Voß dazu nicht hergeben, und wenn in Hinsicht des Lateinschreibens in seiner Schule nicht genug geschah, so lag die Schuld weniger an ihm, als an der Einrichtung der Schule selbst, die zu meiner Zeit Einem Manne mehr aufbürdete, als seine Kräfte zu tragen gestatteten.

Auch deutsche Verse ließ Voß seine Schüler verfertigen, um sie desto bekannter mit den Versmaßen der Alten zu machen, und ihnen eine richtige Einsicht für die Beurtheilung derselben zu verschaffen. Da die Dichter das Versmaß dem jedesmaligen Inhalt angepaßt, und nach bestimmten Regeln einer fleißig eingeübten Kunst auf das Mannigfaltigste ausgebildet hät-

ten, so könne man ohne genaue Kenntnis derselben in ihre Empfindungen nicht eindringen, und ihre Verdienste nicht gehörig würdigen. Unter allen Versarten hielt er den Hexameter für die vollkommenste, weil er die meiste Mannigfaltigkeit gestatte, und sich für den Ausdruck aller Empfindungen eigene. Daß die deutsche Sprache unter allen neueren es allein vermöge, diese Versart beinahe in der Vollkommenheit der Alten nachzubilden, schien ihm den Vorzug derselben vor allen neueren mit zu beweisen. Keine Versart aber habe auch so große Schwierigkeiten. Mit ihren Regeln daher machte er uns besonders vertraut, ohne die anderen Versarten bei Horaz und den Dramatikern zu vernachlässigen, und überzeugte sich dann durch praktische Anwendung derselben, wie weit wir seinen Unterricht gefaßt hätten. Diese Übung, die in andern Schulen, weil sie nicht eben zum Broterwerb förderlich ist, leicht etwas Widerwärtiges hat, war unter seiner Anleitung eine erfreuliche Beschäftigung; denn er wußte durch die eigene kräftige Theilnahme alles, was er trieb, auch zu beleben.

Im Hebräischen begnügte sich Voß, den Schülern die grammatischen Formen und Regeln einzuüben. Er beobachtete dabei die Methode, nach welcher er selbst die hebräische Sprache erlernt hatte. Bei der Analyse ließ er die Regeln, wie sie in J. H. Michaelis Grammatik stehen, hersagen, und dies lernten wir bald mit großer Fertigkeit. Zu meiner Zeit las

er bloß die Bücher Mosis, nicht die Psalmen; doch konnte es demjenigen, der mit hinlänglichen Hülfsmitteln versehen war, nicht schwer werden, diese für sich zu lesen, weil er in den grammatischen Formen einen guten Grund gelegt hatte. Da die Neigung Voß anderen Studien zuwandte, ermunterte er diejenigen, welche sich weiter vervollkommnen wollten, bei Anderen Hülfe zu suchen, wozu es auch nicht an Gelegenheit fehlte. Dieser Unterricht könnte seiner Natur nach etwas trocken scheinen; aber wenn wir auch nicht eben tief in das Wesen der hebräischen Sprache eindrangen, die Voß überhaupt ohne Bekanntschaft mit den verwandten orientalischen Sprachen von geringerem Nuzen achtete; so gewann er dadurch ein hohes Interesse für uns, daß die Bücher Mosis, und besonders die Genesis, unsrem Lehrer Gelegenheit gaben, unsre Vorstellungen über viele Gegenstände zu berichtigen. Manche Dinge lernten wir aus anderen Gesichtspunkten ansehen, und manche uns anhaftende Vorurtheile verschwanden, als Voß uns tiefer in das Innere der alten Welt blicken ließ.

Da Voß sich der Sachen, die er vortragen wollte, ganz bemächtigt hatte, konnte es ihm auch nicht schwer fallen, sich Anderen auf das deutlichste mitzutheilen. Er selbst machte zuweilen die Bemerkung, daß, wer sich verwirrt ausdrücke, gewöhnlich von seinem Gegenstande keine reine Vorstellung habe; das klar Gedachte müsse man auch klar entwickeln können.

Man hat freilich über schwere Verständlichkeit des Voßischen Stils geklagt, und allerdings wollen seine Schriften nicht flüchtig, sondern oft wiederholt und mit Bedacht gelesen sein, ehe man ihren Sinn ganz erfaßt. Aber dieses kommt weder von dem Mangel logischer Ordnung, noch von Verworrenheit der Begriffe, sondern von dem überall sichtbaren Streben, sich von der gemeinen Sprache zu entfernen, und viele Gedanken in wenige Worte zusammenzudrängen. Eine solche schwerere Verständlichkeit hat er nach den Vorbildern, denen er nachstrebte, mit großem Fleiße gesucht, und sie muß als ausgezeichnete Vorzüglichkeit seiner Schreibart betrachtet werden. In der Schule schämte er sich nicht zu sprechen, wie Alle sprechen, und, der schwächeren Fassungskraft seiner Zöglinge sich fügend, jegliche Sache so umständlich auseinander zu sezen, als es das Bedürfnis erforderte.

Im hohen Grade wußte er die Aufmerksamkeit seiner Schüler zu fesseln. Dies gelang ihm sowohl durch den lebendigen Antheil, mit welchem er immer von neuem wieder die Alten las, als durch die vielen anziehenden Bemerkungen, die er aus dem Schaze der eigenen Gelehrsamkeit einstreute, und durch die Anwendung, die er von dem Gelesenen auf die Gegenwart zu machen wußte. Er ermahnte uns, in ein Tagebuch alle Bemerkungen über Sprache und Sachen sorgfältig einzutragen; und gewiß haben diejenigen, die seinen Rath treu befolgten, großen Nuzen davon ge-

habt. Wie erfreulich sein Unterricht den Schülern war, läßt sich auch daraus schließen, daß sie ihn fast nie um Aussezung einer Lehrstunde baten, und es ungerne sahen, wenn er selbst dazu genöthigt war. In seinen Stunden herschte die größte Stille. Wohl geschah es, daß er selber zuweilen herzlich lachte, und seinen Schülern zu lachen gestattete, wenn etwas Lächerliches vorkam; aber wir waren ernsthaft, wenn wir es sein sollten, und Störungen durch Plaudern und anderen Unfug waren selten, weil er die Kunst verstand, durch den Unterricht selbst die Aufmerksamkeit seiner Schüler zu fesseln.

Der Unterricht in der Eutinischen Schule war damals kein leichtes Geschäft; denn in späterer Zeit erfreut sie sich einer besseren Einrichtung. Aber da, wie wir oben gesehen, in den unteren Klassen für gelehrte Bildung nichts geschah, saßen in der ersten Klasse neben denen, die zur Akademie überzugehen gedachten, auch solche, die sich kaum der Formenlehre bemächtigt hatten. Voß wußte für beide Gattungen seiner Schüler zu sorgen, und selbst die kleineren machten unvermerkt Fortschritte, so daß sie bald mit den größeren gleichen Schritt halten konnten. Jenen fortzuhelfen gebrauchte er diese, welche mit den schwächeren das Gelesene wieder durchgehn, und sie bei den Vorbereitungen unterstüzen mußten. Daraus erwuchs für beide gleicher Nuzen. Die kleineren mußten sich auf alle Lectionen sorgfältig vorbereitet haben; waren diese aber

zu schwierig, so gab er ihnen andere ihren Kräften angemessene Arbeiten. Kurz die Sache ging, so unglaublich es anfangs schien. Es sind in seiner Schule geschickte Männer gebildet worden, die mit dem zwölften Jahre in dieselbe aufgenommen waren, und keinen anderen Unterricht erhalten hatten. Ein Beweis, wie viel ein tüchtiger, auf Methode sich verstehender Lehrer vermag.

Auch anderer Eigenschaften wegen gehörte Voß zu den vorzüglichen Schulmännern. Er hatte erstlich, wie Alle wissen, die ihn näher gekannt haben, einen sehr festen Charakter. Er wußte immer auf das Bestimmteste, was er wollte, und verharrte standhaft bei dem, was er nach reifer Überlegung einmal als wahr und recht anerkannt hatte. Diese Gleichförmigkeit, welche die Schüler Voß in seinen Urtheilen und Handlungen beobachten sahn, war Ursache, daß sie die höchste Achtung für ihn fühlten, und nichts von ihm verlangten, was sie nicht selbst für erlaubt hielten. Daneben hatte Voß in Charakter und Miene viel Ernstes, weshalb ihn Mancher für steif und trocken hielt. Auch in seiner Schule bewies er großen Ernst und große Strenge, wenn sie nöthig waren. Er sah den Schülern keine Unarten nach, strafte sie vielmehr mit unerbittlicher Schärfe, die Kleineren gewöhnlich mit lachendem Mute, die größeren dagegen, selber davon sehr ergriffen. Bei aller Liebe daher, deren er genoß, war er von den Schülern, die sich eines Unrechts bewußt

waren, sehr gefürchtet. Ich erinnere mich noch lebhaft, daß er einmal einen achtzehnjährigen Primaner, der arg gefrevelt hatte, in die Mitte der Klasse zu treten befahl, und ihm vor den Augen seiner Mitschüler eine Ohrfeige gab. Welch einen Aufruhr würde es veranlassen, wenn ein Rector sich jezt ein Ähnliches gestattete! Bei uns hingegen erregte diese Art der Bestrafung nicht die geringste Unzufriedenheit, weil wir Alle überzeugt waren, daß Voß nicht in Leidenschaft, sondern nach reifer Überlegung so strafte. Wir bedauerten mehr unsern Lehrer, der zu einer solchen Strafe genöthigt war, als den Schüler, der erlitt, was er verdiente. Auch bin ich völlig überzeugt, daß, wenn Voß in unsrer Zeit, wo der Ehrtrieb bei den Jünglingen ungleich mächtiger ist, eine ähnliche Strafe ausübte, seine Schüler es nicht wagen würden, sich gegen ihn aufzulehnen, da jede Meuterei entweder ihre Entfernung oder seine Zurückziehung von der Schule zur Folge haben müßte. — Wer unter seinen Schülern aber sich frei von dieser Furcht wußte, freute sich seiner Gegenwart. Denn Voß vereinigte mit seinem Ernste auch eine ungemeine Freundlichkeit. Aus seinem seelenvollen Auge strahlte der innere Friede. Wenn sich zu den ernsten Zügen seines Gesichts ein Lächeln gesellte, so entstand dadurch etwas ungemein Liebliches in seiner Miene, das ihm die Herzen Aller gewann. Nie hörte man ihn poltern, selbst wenn er Unzufriedenheit äußerte, nie verlor er die ruhige Besonnenheit, und nur in der

Miene war der Ausdruck des Schmerzes zu erkennen. Er würzte seinen Unterricht oft mit scherzhaften Erzählungen, und lachte dann eben so herzlich, wie die Schüler. Er nannte sie seine Kinder, und hatte auch wahrhaft väterliche Gesinnungen gegen sie. Wie hätte nicht alles, was er ihnen mittheilte, den tiefsten Eindruck auf sie machen sollen!

Wenige können sich einer solchen Menschenkenntnis rühmen, als Voß sie besaß. Er kannte die Charaktere seiner Schüler genau, und wußte danach auch Jeden zu behandeln, liebreich oder strenge. Waren Unordnungen vorgefallen, so entging ihm der Schuldige selten; denn er verstand es meisterhaft, den hartnäckigen Läugner durch seine Fragen in Widersprüche zu verwickeln, und so zum Geständnisse der Wahrheit zu nöthigen. Im Allgemeinen war das Betragen seiner Schüler musterhaft. So lange ich die Schule besuchte, erinnere ich mich nur eines einzigen groben Unfugs, welcher die Entfernung einiger ausgearteten Fremden zur unmittelbaren Folge hatte. Auch in den sechs Jahren, wo ich Voßens Gehülfe war, gaben uns die Schüler selten zu gegründeten Klagen Anlaß. Eine so gute Stimmung der Gemüter wußte Voß in seiner Schule zu erhalten.

Eben so sehr verdient seine parteilose Gerechtigkeit bemerkt zu werden. Alle Schüler konnten sich eine gleiche Behandlung von ihm versprechen, insofern sie derselben würdig waren. Sittliches Betragen, Auf-

merkſamkeit in den Lehrſtunden, häuslicher Fleiß waren die einzigen Mittel, wodurch man Eingang zu ſeinem Herzen fand. Bei Streitigkeiten von ihm begünſtigt worden zu ſein, deſſen konnte ſich keiner rühmen; das Recht, wie es die Unterſuchung an die Hand gab, entſchied allein. Auf Auszeichnungen hatten alle gleiche Anſprüche, und dieſe beſtanden darin, daß er ſich lieber mit ihnen unterhielt, ihnen Zutritt in ſein Haus geſtattete, und ſie ſeines vertrauteren Umgangs würdigte.

Doch warum rede ich ſo lange von einzelnen Vorzügen eines Mannes, deſſen ganzer Charakter und Lebenswandel ſeinen Schülern ein leuchtendes Muſterbild ſein konnte? Wer mußte ſich nicht von Ehrfurcht und Liebe gegen einen Mann durchdrungen fühlen, den man immer nach gleichförmigen Grundſäzen im öffentlichen und häuslichen Leben handeln ſah, der ſelbſt die Neigung der Pflicht willig zum Opfer darbrachte? So wie ſie ihn von Anfang an kennen gelernt hatten, ſo fanden ſie ihn bis auf die lezte Zeit des Zuſammenlebens mit ihm. Sie mochten ihn in der Schule oder in ſeinem Hauſe beobachten, immer zeigte er ſich ihnen gleich ehrwürdig und liebenswürdig. In der Schule erblickten ſie den liebreichen Vater, immer wohlwollend, offen, gerecht und freundlich, der volles Vertrauen bewies und erwärtete. Im eigenen Hauſe ſahen ſie, wie arbeitſam, wie mäßig er einen Tag wie den anderen war, wie glücklich als ein wahrer Patriarch im Kreiſe

der Seinigen und der Freunde. Ein solches Vorbild mußte wohl heilsam auf die eigene sittliche Veredlung wirken. Wer mit Voß verkehrte, fühlte sich, ich weiß nicht wie, gehoben; man glaubte einen Mann aus der früheren bessern Welt vor sich haben. So viel wahrhaft Idealisches offenbarte sich in ihm, das man bewunderte, der man nachzustreben sich ermuntert fühlte.

Selten ist wol ein Lehrer von seinen Schülern mehr geliebt worden, als Voß es von den seinigen wurde. Die Liebe, welche wir für ihn empfanden, war beinahe enthusiastisch. Keiner erbitterte uns mehr, als wer unsern Voß zu tadeln sich erkühnte, und mit glühendem Eifer suchten wir ihn gegen alle Verunglimpfungen zu rechtfertigen. Er selbst sagt in seiner Schrift gegen Stolberg, daß ihm nur einige Fremde Verdruß gemacht hätten, die schon mit einer Falte im Herzen gekommen wären: eine Äußerung, die ich, so weit meine Erfahrung reicht, nur unterschreiben kann. Keiner aber unter allen seinen Schülern hat eine innigere Liebe gegen Voß empfunden, als derjenige, der ihm in diesen Zeilen ein Denkmal seiner dankbaren Gefühle zu hinterlassen wünscht. Mir ist noch sehr lebhaft erinnerlich, wie mein Enthusiasmus für Voß mich bald in unangenehme Händel verwickelt hätte, als ich nur eben von der Schule in Jena angekommen war. Ein alter Bursch, mit dem ich in demselben Hause wohnte, sagte neckend zu mir: „Nun ist es Zeit, daß Sie den Rector vergessen lernen.“ Er

meinte, ich müſſe, den Schulſtaub abſchüttelnd, mich der neuerlangten akademiſchen Freiheit erfreuen lernen. Ich aber auffahrend erwiderte: „Das werde ich wohl laſſen; denn ich habe für meinen Rector mehr Achtung, als für alle Ihre Profeſſoren mit einander.“ Aus dieſer unbeſonnenen Äußerung, die aus dem innerſten Herzen kam, entſpann ſich ein lebhafter Wortwechſel, der, wenn jener weniger gutmütig geweſen wäre, leicht unangenehme Folgen für mich hätte haben können. Ähnliche Empfindungen der Liebe, wenn auch in minderem Grade, hegten alle beſſeren Zöglinge in Voßens Schule. Jeder, den einigermaßen aufſtrebte, erkannte und fühlte es lebhaft, wie viel er ihm für die Veredelung des Herzens und die Aufklärung des Verſtandes verdanke. Dazu kam noch, daß er ſeine Zöglinge ganz in das Innere ſeines Herzens hineinſchauen ließ, und ſich ihnen gab, wie er war. Er beſprach ſich mit ihnen, wie mit trauten Freunden, ohne ſich eine wichtige Lehrermiene zu geben, ſich wol von Einem, den er vor Anderen liebte, auf eine Schulbank niederſezend. Er machte ſie bekannt mit allem, was ihn ſelbſt intereſſirte, mit ſeinen Schickſalen, mit ſeinen Freunden, mit ſeinen Erfahrungen und Kenntniſſen, mit ſeinen Empfindungen und Hofnungen, mit den Unterſuchungen, die ihn beſchäftigten, kurz mit allem, was liebreich gegen einander geſinnte Menſchen ſich ſo ganz gegenſeitig mittheilen. Dies bewieſene Vertrauen erweckte natürlich entſprechendes Vertrauen

in den jungen Gemüthern. Während sie seine Kenntnisse bewunderten, hatten sie auch zu sich selber einiges Vertrauen, da ein Voß sie würdigte, das zu beurtheilen, was er einem größeren Publikum mitzutheilen gedachte. Man fühlte sich so wohl in seiner Nähe, und es war, als wenn ein Vater im Kreise der Familie mit den Seinigen sich über alles berieth. Das Peinliche, was in den Schulen zwischen Lehrer und Schüler so oft statt findet, war aus seiner Schule verbannt. Denn Voß konnte sich immer in seiner graden Einfachheit zeigen, und erschien so in den Augen seiner Schüler nur um so liebenswürdiger. Er glaubte sich von seinem Ansehen nichts zu vergeben, wenn er mit ihnen zuweilen auch über Dinge plauderte, die nichts Wissenschaftliches betrafen, wie über Tagesneuigkeiten und politische Begebenheiten, an welchen er und seine Schüler mit ihm immer einen sehr lebendigen Antheil nahmen. Wer Aufmerksamkeit bewies, theilnehmend anhörte, was er vortrug, und es sich anzueignen strebte, konnte sich überzeugt halten, daß er von ihm bemerkt und durch besondere Liebe ausgezeichnet würde. Von den besseren und reiferen Schülern lud er auch wol manchen an seinen Tisch, als die Söhne heranwuchsen, oder nahm ihn auf seine Spaziergänge mit. Zuweilen begleiteten ihn und seine Gattin Alle auf den Wanderungen nach dem sogenannten Prinzenholze am Kellersee, wo man Holz zusammenlas, um ein lustiges Feuer für den Theekessel anzumachen, sich

gemeinschaftlich lagen, trank und schmauste, dann Erdbeeren oder Himbeeren pflückte, und mancherlei Kurzweil trieb. Alles dieses wirkte ungemein, ihm die Liebe seiner Schüler zu erwerben. Mit Wahrheit kann ich behaupten (und wer mit Voß im nähern Umgange oft verkehrt hat, wird mir gewiß von Herzen beistimmen), daß man mit ihm nicht zusammenleben konnte, ohne eine gewisse enthusiastische Verehrung und Liebe für ihn zu empfinden. Er hatte eine eigene Gabe, Alle, mit denen er sich besprach, durch die beinah unwiderstehliche Kraft seiner Gründe, so ungläubig man anfangs gewesen war, von seinen Meinungen zu überzeugen, und selbst in der Dialektik gewandte Männer mußten am Ende sich besiegt bekennen. Er wußte alles, was er sagte und that, zu veredeln, und man fühlte sich in seiner Nähe, den Alltagsspeis entrückt, zu reineren Ansichten erhoben, und zu reineren und edleren Empfindungen gestimmt.

Ich schließe hier meine Schilderung, die, wenn auch weniger vollkommen, als der große und edele Mann sie verdient, doch mit lauterem Herzen entworfen ist, und füge nur einige Worte hinzu, die aus der Tiefe der Seele hervorgehn. Sollten auch noch so Viele, die Voß nur aus seinen Schriften kennen, seine Meinungen bestreiten, seine Verdienste verkleinern, seinen Charakter herabwürdigen: immer wird er doch bei Allen, die langen persönlichen Umgang mit ihm unterhielten, in hoher Achtung stehen, und nie werden

ſo ohne die innigſte Liebe an ihn denken, die ohne Bewunderung von ihm reden können. Beſonders wird er ſtets in den Herzen aller derjenigen fortleben, die ſich ſeiner mündlichen Belehrungen erfreuten, und denen er durch ſein Beiſpiel in allen Tugenden vorleuchtete. Nie werden ſie es vergeſſen, wie viel ſie ihm für Geiſtesbildung, für Läuterung des Gefühls und der Sittenart verdanken. Ich aber werde die roſenfarbenen mit mir beinah aufgewachſene Liebe, die ich ihm vom ſechszehnten bis zum zweiundſechzigſten Jahre mit unveränderter Treue in der Seele bewahrte, mit gleicher Friſche in das künftige Leben mit hinübernehmen, wo ich, nach langer ſchmerzlicher Trennung endlich wieder mit dem theuren Freunde vereint, von neuem durch ſeine Belehrungen beglückt, und durch ſeine Tugenden zu edlerem Empfindungen erhoben zu werden hoffe.

Aus dem zweiten Bande der Antisymbolik, Seite 69.

(Zu Seite 263.)

Schriftsteller des hochgeistigen Alterthums zu verstehn, ist unerläßlich genaue Kenntnis der alten Sprachen: steiger Fleiß nicht nur in den Fruchtfeldern feierlicher und gemeiner Rede, sondern auch im Gebörn der Wortformen, des Buchstabs, ja des Tüttels. Zur Einübung so mannigfaltiger Vorkenntnisse dienen, nachdem man den Lehrlingen Grund und Anlage gezeigt, sowohl Anstrengungen des Gedächtnisses, als lateinische und griechische Ausarbeitungen in Prosa und Vers; besonders wenn der Lehrer den Sinn für des Wortadels Abstufung, und, was noch wichtiger ist, für ruhige und leidenschaftliche Gedankenfolge, für Periodenbau, für Wohlklang und Wohlbewegung des redneriſchen Vortrags und des poetiſchen, anzuregen und zu bilden weiß. Selbst morgenländiſche Sprachübungen, wenn gut geleitet und beſchränkt, ſind zum Behuf künftiger Bibelforſcher wol nicht zu misbilligen.

Lateinſprechen und Lateinſchreiben für die Welt war nothwendig, als edlere Wiſſenſchaften aus barbariſcher Nacht wieder an das Licht traten. Auch jezo dient es zu einigem Nothbehelf. Nur wähne man nicht, daß ſelbſt der Murete neumodiſche Denkweiſen, in altfittige Sprachformen gepaßt, ächtrömiſches Latein geben *). Der geübteſte Meiſter erringt höchſtens ein noch entſprechendes, ungemeines, anmutiges, und dem Unkenner alt ſcheinendes Neulatein: worin man jedoch weder ſo klar denkt, noch ſo rein empfindet, als in der lebendigen und herzlichen Mutterſprache.

Seit Dante und Petrarka, ſeit Montaigne, ſeit Shakſpeare, ſeit Luther, mit alterthümlichem Geiſt, in der Landesſprache die Ihrigen durch Red' und Geſang begeiſterten, ward ein Volk nach dem anderen geweckt zu hellerem Nachdenken, zu feinerer Geiſtesbildung. Ja, vernehmt es, Gönner des Neulateins! Seitdem wir nicht mehr lateiniſch in Theologie und Filoſofie ſpizfindeln; ſeitdem, nach dem dreißigjährigen Pfaffenkriege, Leibniz das edle Deutſch dringend empfahl, und Luthers verödeten Anbau, nach dem kraftvollen Opiz, den die Unzeit ſtörte, glücklicher die Haller und Hagedorne wieder entwilder-

*) Hölty traf mich einſt leſend vor der Seminarſtunde. „Was haſt du?" Den Cicero, um fertiger zu plaudern. „Ach, der lehrt kein modernes Plauderlatein; das lehrt Muretus."

ten für nachfolgende Verschönerung: seitdem erst begann Deutschland mit gebildeten Ausländern den Wetteifer um Geist und Feinheit, seitdem stieg und steigt fort, den Kauzen zum Schreck, Denkfreiheit über das Edelste des Menschengeistes, und allbeglückende Aufklärung.

Aber wie mag doch ein unverdumpfter Kopf die Bedingung des alterthümlichen Geisterwerbs für die Sache selbst, das Mittel für den Zweck, ansehn? Wie mag er in dürren Sprachkenntnissen, wo man hindurch muß zum Segenslande der Verheißung, auf nothdürftigem Quellgrunde sich niederlassen mit den Seinigen? Wie mag ein Verständiger bei magerem Wortklauben und Wurzelgraben Verzicht leisten auf den jenseitigen Geisteshonig, der das Auge wacker macht? Solch ein Rundum vom Wortlernen zum Wortlehren für neue Wortlehrlinge, vom nichtigen Lateinlallen zum nichtigen, dämmerhaften Lateinverstehn: dies wäre das Endziel gelehrter Anstrengung? dies die Schule der Humanität, der höheren Menschenbildung?

Seid gewarnt! In dieser Art Menschenbildung war der Jesuit euer Meister. Die wahre Humanität, die dem Menschen den eingeathmeten Geist Gottes erfleischt für Göttliches, die jedem über den Pöbel emporragenden Stande Trost und Erquickung und helleren Blick in das Leben darbietet, sie, die Amme der fortstrebenden Reformation, der heiligen Sehnsucht nach der ursprünglichen Form des Christenthums: die trach-

rete der schulmeisternde Jesuit längst schon zu vergiften durch unheilsames Wortgemisch, non innoxia verba; dann sie zu ersticken im betäubenden Qualme der Scholastik, und in der Klemme vielfach einengender Lehrstoffe. Und nun habt ihr's! Seit kurzem beschleicht er die redlichen Gewalthaber mit Winken auf eure unnütze Beschäftigung, und räth, die nutzlosen Schulen der Humanität zu verwandeln in nutzbare Bürgerschulen des Broterwerbs. Ja, ja! Ägyptische Frohnknechte verlangt die Hierarchie, und, sind die Könige nicht auf der Hut, ägyptische Reichsverwalter, geweiht vom Oberpriester zu andächtigem Gehorsam.

Sachkenntnisse mit edlerem Sprachgebrauche der Poesie zu fördern, schrieb ich den Kommentar der Virgilischen Idyllen, die man damals in den Schulen wie leichtes Spielwerk behandelte. Ich schrieb deutsch für Deutsche, bemüht um körnigen und klaren Ausdruck des Gedankens und der Empfindung. Ihn zu treffen, fand ich mitunter schwer, obgleich ich unserer Ursprache Reichthum und Bildsamkeit zu erforschen von Jugend auf mich befleißiget. Für Ausländer hätt' ich ein Latein wie Quintilians zu schreiben versucht, wenigstens wie des Donatus zum Terenz. Aber, dacht' ich mit Lessing: „wie ich Latein schreiben möchte, kann ich nicht; und wie ich kann, mag ich nicht.“

Bemerkungen zu dieſem Aufſaze von einem andern Schüler Voßens.

Zu Seite 243. „Er betrachtete ſeine Schüler als jüngere Freunde.“ Einſt, ſo erzählte uns Voß in der Schule, kam ein Fremder zu mir in meinen Garten. Er fragte mich: „Wie viel Eleven haben Sie jezt auf Ihrem Lyceum?“ „So und ſo viel Schüler hab' ich in meiner Schule“ — bekam der Pädagog zur Antwort.

Zu S. 246—247. „In Rückſicht der Sachkenntniſſe — erlernen wird.“ Ich vermiſſe in dieſer Stelle die gehörige Beſtimmtheit, und glaube, daß Voßens Grundſäze darin nicht deutlich ausgedrückt ſeien. Aus dem Folgenden geht hinlänglich hervor, daß Voß zur vollſtändigen Bildung auf einer Gelehrtenſchule jenes Trivium: Sprachen, Geſchichte und Mathematik für unentbehrlich erachtet, und nur inſofern dem Sprachunterricht den Vorrang, oder die meiſte Zeit eingeräumt habe, als dieſer auch die meiſte Zeit erfodert, und gehörig getrieben den Sachkenntniſſen vorbereitet

und verkürzt. Aber zu einer gründlichen wissenschaftlichen Ausbildung bleibt eigentlicher, besonderer Sachunterricht dennoch unentbehrlich; und Privatfleiß wird ohne verständige Leitung eines Lehrers selten wohl gedeihen. Nun meine ich, die Worte: „In Rücksicht der Sachkenntnisse machte V. wenig Ansprüche," könnte man so verstehen, als ob Voß darauf bei seinen Schülern nicht sonderlich geachtet habe. Auch ist offenbar zu viel behauptet, daß der Schüler, dessen Zeit von filologischen Arbeiten fast ganz besezt ist, sich in diesen Kenntnissen großentheils eine größere Vollkommenheit verschaffen könne, als die Schule bei einigem Zeitaufwande zu geben vermöge, zumal da einer Aufsicht und Leitung des Lehrers nicht einmal erwähnt wird. Daß man auch „durch die Sprachwissenschaften leicht einige Sachkenntnisse erwirbt," hat seine Richtigkeit; und Voßens ganz eigenthümliche Erklärungsweise der Alten gewährte diesen Vortheil in einem hohen Grade. Gleichwohl wird man zu einer vollständigen und gründlichen Kenntnis in denselben allein auf diesem Wege nicht gelangen; und hat Voß auch nicht dazu gelangen wollen. Oder sollen die Worte: „durch welche man alles u. s. w." heißen: die Sprachwissenschaften sind das Hülfsmittel, das nothwendig vorher erworben sein muß, um andere Wissenschaften zu erlernen, so hätte dies unzweideutig ausgedrückt werden mögen *).

*) Versteht man unter Sachkenntnissen jene beliebi-

Zu S. 248. „Bis endlich durch Bredow auch diesem Mangel abgeholfen wurde.“ Bredow war nämlich auch kein großer Mathematiker. Allein bei seiner großen Wißbegierde und glücklichen Fassungsgabe studirte er sich auch in dieses Fach hinein, und lernte, um lehren zu können. Oft kam er Abends vor der mathematischen Lehrstunde zu meinem Vater, um Aufklärung über schwierige Lehrsäze, die er am andern Tage uns vortragen wollte, von ihm zu erbitten. Ein solcher Eifer schadete natürlich der Achtung, in der er bei uns stand, gar nicht; gereichte vielmehr uns zur Ermunterung. Indeß behielt Bredows mathematischer Unterricht immer etwas Unsicheres; völlig ward er erst, was er sein soll, durch König, der selbst dieser Wis-

---

ten Realia aus der pädagogischen Zeit, die zu brauchbaren Erwerbkünsten des bürgerlichen Lebens vorbereiten sollen und auch in unsrer Zeit ihre Vorfechter finden, so gehörten sie nach Voßens Ansicht gar nicht in eine Gelehrtenschule; historische, literarische und antiquarische Sachkenntnisse hingegen, insofern sie zur Erklärung eines Schriftstellers dienen, meinte er, gebe ein geschickter Lehrer, dem Winke der Natur folgend, an Ort und Stelle, so weit sie grade nöthig seien, und reize nach mehreren und vollständigeren. S. die Beurtheilung des Baierschen Lehrplans und d. Aufsaz über klassische Bildung in den kritischen Blättern. Bd. 2.

fenschaft Meister, auch uns zur strengen Auffassung und zum deutlichen Wiedervortragen des Verstandenen anhielt.

Zu S. 248. „Den Unterricht in der Religion — gab er beiläufig bei Erklärung der Alten." Dies geschah auch noch damals, als Bredow wöchentlich eine Stunde für die Religion bestimmt hatte, in welcher er aber auch wol Psychologie, Moral und andere verwandte Gegenstände vortrug. Selten verging wol ein Tag, an welchem Voß nicht moralisch-religiöse Gegenstände wenigstens beiläufig berührt hätte; und wenn er zu einem längeren Erguß über Gotteserkenntnis und Gottesverehrung hingerissen worden war, pflegte er wol mit der Äußerung zu schließen: „Nun habt ihr wieder einmal Religionsstunde gehabt."

So oft er auf diese Gegenstände kam, sprach er immer mit großer Wärme, voll Eifers für die heilige Sache der Menschheit, und wider alle, besonders kirchliche Hindernisse und Misbräuche, die er nicht bloß bei den Katholiken, sondern auch unter den Protestanten, und manchmal sehr in der Nähe, nachzuweisen pflegte. Für künftige Theologen unter seinen Schülern, an die er sich dann auch besonders zu wenden pflegte, konnte nicht leicht etwas lehrreicher und erweckender sein, als was er z. B. über die würdevollere Einrichtung der Liturgie, die Einführung neuer Agenden, die Abfassung besserer Gesangbücher u. dgl. m. zu ihnen redete. Um so weniger kann man sich der

Frage erwehren, woher es doch kommen mochte, daß unter einer so bedeutenden Zahl Voßischer Schüler, von welchen viele auch um Theologie zu studiren die Universität bezogen, meines Wissens nur zwei, oder drei hernach wirklich Prediger geworden sind?

Zu S. 259. „Ohne sich an regelmäßige Stunden zu binden." Daher ward aus der zweiten Stunde oft nur eine halbe, wenn sie nicht gar einging. Und wenn Voß zuweilen in seinem eigenen Hause Schule hielt, wo man die Mittagsglocke nicht hören konnte: vertiefte er sich wol so sehr, daß seine Gattin durch Klopfen und wieder Klopfen an die Stubenthür das Zeichen zum Aufbruch geben mußte.

Zu S. 259. „Wir lasen in der Zeit u. s. w." Im Jahre 1799 wurde in Prima von griechischen und römischen Klassikern gelesen bei Voß: Virgil Georgika, Sofokles, Livius, Homer Odyssee. Bei Bredow: Herodot, Xenofon, Cicero Tusculanen, Tacitus Annalen. — In den Jahren 1800 und 1801 bei Voß: Virgil Eulex, Moretum, Äneis, Theokrit, Pindar, Livius, Homer. Bei Bredow: Herodot, Plutarch, Cicero Rhetorik, auch Reden, Tacitus Annalen.

Es geschah manchmal, daß Bredow grammatische oder kritische Schwierigkeiten, besonders im Tacitus, wenn Voß um zehn Uhr in die Klasse kam, diesem vorlegte, und er sie lösen half.

„Andere Schriftsteller wechselten, je nachdem die

Schüler — bekannt zu werden wünſchten." Mit dem Anfange des Jahres 1802, als Voßens Abreiſe, und zugleich der Abgang mehrerer Schüler auf die Univerſität nah bevorſtand, verlangte er ausdrücklich zu wiſſen, was ſeine Schüler noch bei ihm zu leſen wünſchten, und entſprach ihrem Wunſche durch Erklärung ausgewählter Stücke aus Horaz und Tibull. Dieſe Stunden waren vorzüglich ſchön und lehrreich.

Zu S. 263. „Die Geſchicklichkeit des Lateinſchreibens" —. Hier noch einige Äußerungen Voßens darüber.

„Die neulateiniſche Sprache iſt eine eigene Sprache, und wenn ſie alles nach unſeren Begriffen ausdrücken und damit Schönheit verbinden kann (wie Erneſti im Kritiſchen), ſo iſt ſie eine ſchöne Sprache; aber doch nicht die Sprache der Cicerone, nicht die der Quintiliane."

„Die neueuropäiſch lateiniſche Sprache, wie Manutius ſie ſchrieb, war ſehr zu ſchäzen, und ſie klingt doch latein für den Unwiſſenden. Zu Stefanus Zeit konnte man noch mehr Zeit darauf verwenden; denn die lebenden Sprachen waren noch wenig bekannt."

„Wenn man für Europa ſchreibt, ſo ſchreibe man latein, und ſo gut, daß ein Livius ſagen würde: ein Barbar konnte es nicht beſſer. Wir müſſen es puzen, bis es ſich ſehen laſſen kann."

„Doch muß man erſt für ſein Vaterland ſorgen. Ich glaube, wenn ich mich auf das Lateinſchreiben

legte, ich könnte es noch zu einer ziemlichen Fertigkeit bringen; aber ich würde nichts dabei gewinnen, weil ich auf andere Art nüzlicher sein kann."

Zu S. 268. „In der Schule schämte er sich nicht — jegliche Sache — auseinander — zu sezen u. s. w." Wie zum Beispiel bei Erklärung von Horaz Od. III. 13.

Er versinnlichte uns den Gegenstand und erklärte den Zweck dieser Ode ungefähr so:

„Horaz hatte auf seinem Landgute einen kleinen Bach Bandusia. Der kann also im Strabo nicht stehen. Man muß sich nichts Besonderes darunter vorstellen. — Wie ich den Marschbewohnern erklären mußte, was ein Bach sei; muß ich euch erinnern, was ein Quell ist. Denn es ist schwer, sich von Dingen, die man immer anders sah, eine verschiedene Vorstellung zu machen. — Die Quelle müßt ihr euch nicht sanftfließend, sondern hervorströmend denken aus einem Fels, etwa wie unsern Kunstwasserfall. — Horaz, der so gern den Römern zeigt, wie man vergnügt sein kann bei Wenigem, ausgelassen fröhlich bei einer Flasche Wein — denn die Südländer sind nicht stille beim Wein — Horaz, fröhlich bei einem ländlichen Feste mit einigen Freunden, ergießt seine Gedanken in dieser Ode, die eine überaus heitere Laune hat. — Der Gegenstand ist würdig: in Südländern ist eine Quelle von sehr großem Werthe. Seht eine Gegend ohne Wasser, wie öde erscheint sie! Aber eine Au er-

nährt die ganze Gegend. — Eine Gottheit muß die Quelle bewohnen. Die kindlichen Gemüter der Alten schreiben alles Gute einer Gottheit zu. — Sie treibt das Gras hervor, und die Kräuter, die Nahrung der Heerde, welcher ihr kühlendes Wasser, das immer fließt, zum Trunke dient. — Zur Erkenntlichkeit für so mannigfaltige Geschenke der Quellnymfe erhielt sie einen Theil von ihren Gaben zum Opfer; also von den Früchten, von den Bäumen, von dem Weinstock, den sie wässerte; oder ein Zicklein, wie hier; an höheren Festen ein Rind u. s. w."

Zu S. 268. „Er ermahnte uns, in ein Tagebuch — einzutragen —" Ich that es, anfangs während des Unterrichtes, späterhin größtentheils aus dem Gedächtnisse zu Hause. Indem ich diese Blätter nachschlage, finde ich, daß grade heute vor 27 Jahren, nämlich am 12. Mai 1802, Voß seine lezte Unterrichtsstunde in der Eutiner Schule gegeben hat. Er hatte vermutlich noch die Absicht, wiederzukommen; kam aber nicht mehr dazu. Um Johannis ward Bredow Rector; am 5. September reiste Voß aus Eutin.

Auch in jener lezten Lehrstunde vereinigte er, wie gewöhnlich, mannigfaltige Belehrungen; einige davon habe ich aufgezeichnet. Gelesen ward aus Homer Odyss. V.

V. 29. περ wird im Deutschen nur durch einen Ton auf „andere" ausgedrückt. Dergleichen kleine

Wörter hat der Grieche in Menge. Wir verſtärken entweder ſehr kräftig, oder nur durch Hebung der Stimme.

V. 30. εἰπεῖν, Infinitiv ſtatt Imperativ εἶπε; wie im Deutſchen das Particip geſagt! gethan! den Berg hinauf marſchirt! welches aber im gemeinen Leben heftig und böſe klingt. Es kann daher nur vom Dichter gebraucht werden; wie auch wol der griechiſche Infinitiv.

V. 34. Σχερίη ἐριβώλος, die ſchollige Scheria, wo feſterer Leimboden war, der alſo beim Umpflügen ſehr große feſte Schollen gab, die man, wie im Mecklenburgiſchen, bei günſtiger Witterung eggen und zerſchlagen mußte.

V. 35. Φαιήκων — οἳ ἀγχίθεοι γεγάασιν, den Göttern nahe, d. h. ſelig; doch nicht in moraliſcher Bedeutung der ſpäteren; ſondern, die im Überfluſſe alles Irdiſchen die Hände in den Schooß legen können; gemäß der gemeinen, kindiſchen Vorſtellung vom Paradieſe.

V. 41. ἰδέειν, zu ſehen, für ἰδεῖν, beweiſt, daß die alte Form des Fut. 2 und Aor. 2 von εἶδω, ἰδεω, ἴδεον war; contr. oder verſchluckt ἴδον, und ohne Augment ἰδον.

V. 44. Unter die Füße ſich banden die Sohlen. Um auf ſteinigtem, felſigtem Boden gehn zu können, banden die Römer und Griechen Sohlen unter die Füße, oder auf längeren Wegen; ſonſt gin-

gen ſie mit bloßen Füßen. Immer kömmt uns dies lächerlich vor; aber man verweile etwas dabei, und bedenke, ob nicht der Eingemummte der Belachenswerthere ſei. Man denke ſich, die Kamtſchadalen ſeien gebildet, trügen aber Armſtiefel, durch Mode verziert; und nur die allergemeinſten im Volke entblößten ihre Hände, um damit auch im Waſſer arbeiten zu können: würden die nicht unſere Sitte ſehr lächerlich finden und uns ebenſowenig in ihre honetten Geſellſchaften führen, wie wir darin jemand ohne Fußbekleidung leiden? — Ebenſo iſt's mit vielen anderen Dingen.

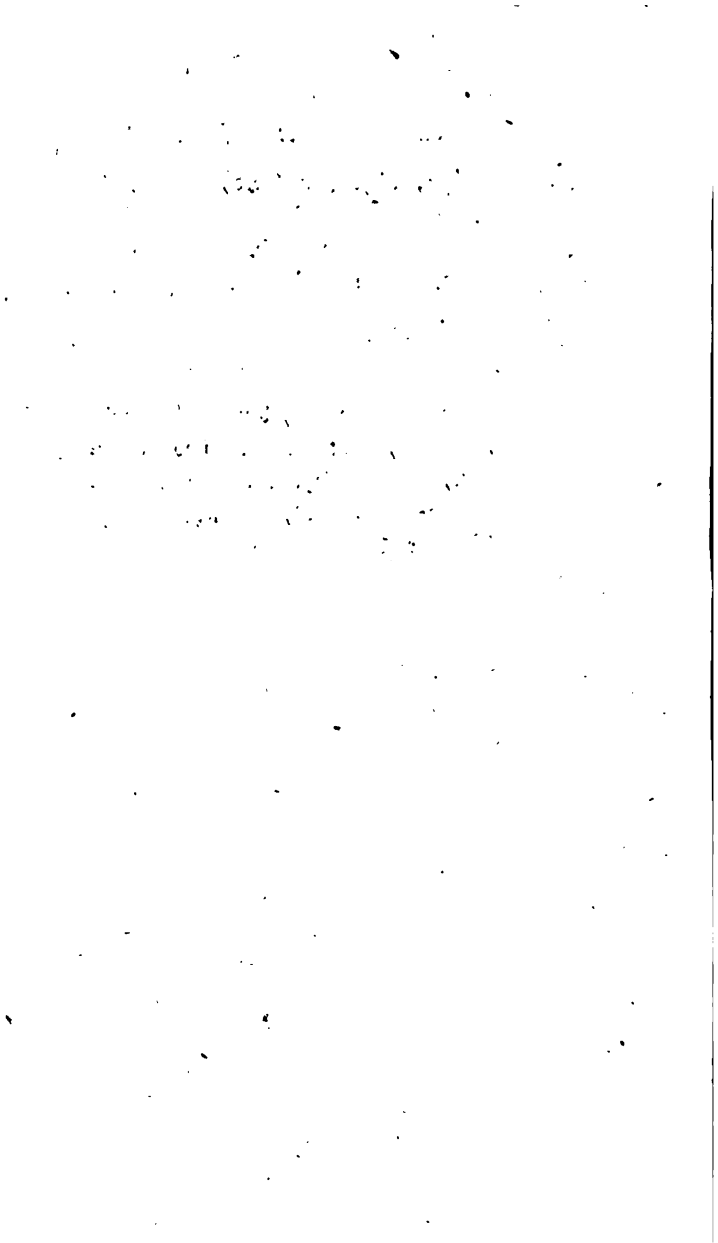
V. 45. Ambroſiſch. Einſalben und parfumiren war ein ſehr nothwendiges Geſchäft der Bewohner der heißen Klimate, theils gegen den Schweiß, theils gegen die Sonne; auch gegen den Geruch der genoſſenen Zwiebeln (alle ſüdliche Völker eſſen ſcharfe Speiſen gegen die Fäulnis). Das Bild iſt angemeſſen; jede Hausmutter bereitete ſich ſelber Salbe u. dgl., die wir verfälſcht aus der Apotheke holen. Golden, nicht grade von Gold. Es hebt, ſtatt zu beſchweren. Auch wir ſagen Demant, für einen feſten Stein.

V. 50. Die Götter gehen über Waſſer, wie über Land die Menſchen. Von einer Bergſpize zur anderen zu ſpringen würde für ſie ſo unbequem ſein, als für uns, durch einen Sumpf zu gehen. „Gode Weg ümme, maakt keene Krümme." Hermes geht lieber über den Hellespont nach Ogygia. Sein Gang gleicht dem Schrittſchuhlaufen, dem Möwenflug.

V. 59. ἐσχάρα, nicht Feuerheerd, sondern ein tragbares Becken.

V. 60. 61. Sehr sanfte Verse. Das δ ward sehr weich gesprochen. ἀοιδίαουσ' scheint zu singen.

Da war also, wenn man will, deutsche und griechische Sprache, Ästhetik, Erdbeschreibung und Naturkunde, Antiquitäten, Mythologie und Religion, unbeschadet der Erklärung des Autors, vielmehr eben zu diesem Zwecke, in Einer Stunde gelehrt.



VII.

Verzeichnis der Schriften

von

J. H. Voß.

Verzeichnis der Schriften

von

J. H. Voß.

1775. Alemberts Versuch über den Umgang der Gelehrten und Großen, über den Ruhm, die Mäcenen und die Belohnungen der Wissenschaften; aus dem Französischen.

1776. Untersuchung über Homers Leben und Schriften; aus dem Engl. des Blackwell.

1776. Platons Vertheidigung des Sokrates, mit kritischen Anmerk.; im deutschen Museum. St. 10.

1776. 77. Vollendung der von Hölty angefangenen Übersezung des ersten Bandes von Shaftesbury's filosofischen Werken. 2ter Band 1777.

1776—1800. Göttingischer Musenalmanach, oder poetische Blumenlese. Die Herausgabe besorgte Voß 1776 allein; von 1777—1787 mit Göckingk, von 1788 bis 1800 wieder allein. Der lezte ist betitelt: Lezter Musenalmanach auf 1800. Neustrelitz.

1777. Pindaros erster pythischer Chor, mit krit. Anm. nebst einem Briefe an Herrn Hofrath Heyne; im deutschen Museum. St. 1.

1777. Odyſſeus Erzählung von den Kyklopen, aus dem 9ten Geſange der Odyſſee (mit Bemerkungen); ebend. St. 5.

1777. Antheil an der (Boie'ſchen) Überſezung von Chandlers Reiſen in Griechenland.

1778. Wiederhergeſtellter Vers im Sofokles; im deutſchen Muſeum. St. 3.

1778. Der engliſche Homer; ebend. März.

1779. Homers Odyſſee 14. Geſang, überſezt; in Wielands deutſchem Merkur.

1779. Wegen der Subſcription auf die Odyſſee mit Kommentar. Deutſches Muſeum. St. 6 und 9.

1779. 80. Verhör über den Recenſenten der Bodnerſchen und Stolbergiſchen Ilias in der allgem. deutſchen Bibliothek; im deutſchen Muſeum 1779. St. 8. 1780. St. 3 und 11.

1780. Über Ortygia aus dem 15. Geſang der Odyſſee; ebend. St. 4.

1780. Über eine Recenſion in den Götting. Anzeigen vom Hrn. Hofrath Heyne; ebend. St. 9.

1780. Aufſaz über den Okean der Alten; im Göttingiſchen Magazin der Wiſſenſch. u. Liter. Jahrg. 1. St. 2.

1781. Neue Ankündigung der deutſchen Odyſſee; im deutſchen Muſeum März.

1781. Verhör über den Recenſenten der Klopſtockiſchen Fragmente über Sprache und Dichtkunſt; ebend. St. 3 und 4.

1781. Über die deutſchen Monatsnamen; ebend. St. 5.

1781. Über einen wizigen Einfall des Herrn Prof. Lichtenberg im Gött. Magazin; ebend. St. 5.

1781. Homers Odyſſee, überſezt. Ausgabe auf Koſten des Verfaſſers.

1781—85. Die tauſend und eine Nacht; arabiſche Erzäh-

lungen, aus dem Französischen des Anton Galland übersezt. 6 Bände.

1782. Vertheidigung gegen Hrn. Prof. Lichtenberg, im deutschen Museum. St. 3.

1782. Lateinische Übersezung, nebst mehreren kritischen Anmerkungen zu Homers Hymnus an die Demeter; in der Ausgabe des Hymnus von Ruhnkenius 1782 (und von Mitscherlich 1787).

1782 gab Voß mit P. und G. Hensler des verstorbenen P. W. Henslers Gedichte heraus.

1783. Virgils Landleben, erster Gesang, im deutschen Museum. St. 1.

1783. Ehrenrettung gegen Hrn. Professor Lichtenberg; ebend. St. 4.

1783. Ausgabe von Hölty's Gedichten, mit Fried. Leop. Graf zu Stolberg; nach Hölty's Handschriften. Hamburg bei Bohn. (Wohl zu unterscheiden von der Hallischen unrichtigen Ausgabe von Geisler b. Hendel.)

1783. Luise. Erster Abdruck im Musenalmanach, und

1784 im Deutschen Merkur. November.

1785. Gedichte. Erster Band.

1786. Vertheidigung einer Stelle im Virgil (Eclog. 3, 109); im deutschen Museum. Jänner.

1786. Beiträge z. Erklärung Virgils; ebend. St. 2, 4, 5, 7, 9.

1789. Des Virgilius Maro Landleben; vier Gesänge, übersezt und erklärt. (Die beschreibende Ankündigung davon gab Voß im Musenalmanach 1789 am Schlusse.)

1789. Bild des altgriechischen Erdkreises, als Einleitung zu Hesiods Gemälde vom Westende der Welt. Theogonie 713 ff. Im Musenalmanach dieses Jahrs S. 56—69. (Vergl. Virgils Landbau, ebenfals von 1789.)

1790. Über die Gestalt der Erde nach den Begriffen der Alten; im neuen deutschen Museum. St. 8.
1791. Über des Virgilischen Landgedichts Ton und Auslegung.
1792. Daphnis, Virgils 5te Idylle; im deutschen Merkur. St. 1.
1792. Über den Gebrauch des ὅδε und beiläufig des γὰρ; im neuen Magazin für Schullehrer. Bd. I, 1.
1792. Über die alte Weltkunde; in dem Intelligenzblatt zur Allg. Lit.-Ztg. Nr. 42.
1793. Homers Werke übersezt. 4 Bände.
1794. Mythologische Briefe. 2 Theile. Zuerst Proben im Deutschen Merkur, März, und in Hennings Genius der Zeit, April und Mai.
1794. Änderung verschiedener Stellen im Livius; in Wiedeburgs philologisch-pädagogischem Magazin. Bd. 2.
1795. Luise, ein ländliches Gedicht in drei Gesängen.
1795. Gedichte. 2. Band.
1796. Sehnsucht nach Frieden, Elegie von Tibull; in den Horen. St. 5.
1796. Einzelne Idyllen von Theokrit; ebend. St. 5 u. 6, so wie im Genius der Zeit. Juni 1796 und in Beckers Erholungen. Bd. 4.
1797. Des Publ. Virgilius Maro ländliche Gedichte, übersezt und erklärt. 1. und 2. Band.
1798. Verwandlungen nach Publ. Ovidius Naso. 2 Thle.
1799. Des Publius Virgilius Maro Werke in 3 Bänden.
1800. Übersezung Horazischer Oden, in Biesters Berliner Monatsschrift.
1800. Des Publius Virgilius Maro ländliche Gedichte, übersezt und erklärt. 3. und 4. Band.
1800. Idyllen.
1801. Knecht Ruprecht und Urian, eine Anmerkung zu den

lyrischen Gedichten in der Berliner Monatsschrift, Februar.

1802. Sämtliche Gedichte in 6 Bänden, und Zeitmessung der deutschen Sprache als Beilage.

1803. Anzeige der Heynischen Ilias; in der Allg. L. Ztg. Nr. 123 — 141.

1804. Beschwerde über unrechtmäßigen Bücherdruck. Intelligenzbl. der Jen. Allg. L. Ztg. Nr. 9 u. 43.

1804. Alte Weltkunde, in der Jen. A. L. Z. Januar.

1804. Über den Ursprung der Grife. October ebend.

1804. Sprachbemerkungen, im Intelligenzbl. der Jen. A. L. Z. Nr. 21.

1804. Recension der Gramm. Gespräche von Klopstock. Eingeschlossen im Urtheil über Adelungs Wörterbuch; in der Jen. Allg. L. Ztg. Nr. 24—26. u. 39—43.

1804. Über den See Accion bei Avienus (in Beziehung auf eine Ansicht von Johannes Müller, Nr. 135). Intelligenzbl. der Jen. A. L. Z. Nr. 139. Vergl. das Weitere 1805. Nr. 9.

1804. Gedichte von Hölty, nebst dessen Leben. Neue vermehrte Ausgabe.

1805. Beurtheilung des neuen Lehrplans für die chur-pfalzbaierschen Mittelschulen; in der Jen. A. L. Z. Nr. 77 bis 79. Auch besonders Landshut, 1806.

1805. Recension von Schneiders und Hermanns Ausgabe der Orfischen Argonautika; in der Jen. A. L. Z. Nr. 138—143.

1806. Des Quintus Horatius Flaccus Werke. 2 Bände.

1806. Über die Hekate. In Eichstädts Nov. Act. Societ. Lat. Jen. Vol. I.

1806. Hesiods Werke und Orpheus der Argonaut.

1807. Über Gleims Briefsammlung und lezten Willen (gegen Körte), angehängt ein Brief an J. G. Jacobi.

1807. Luise, ein ländliches Gedicht in drei Idyllen. Vollendete Ausgabe.
1808. Theokritos, Bion und Moschos.
1808. Recension der Bürgerschen Sonette; in der Jen. A. L. Z. Nr. 128—131.
1808. Für die Romantiker, ein Bußlied. Im Morgenbl. Nr. 12.
1808. Beitrag zum Wunderhorn. Im Morgenbl. Nr. 283. 284. Vergl. die Entgegnung auf einen Ausfall von L. A. v. Arnim. Intelligenzbl. d. Jen. A. L. Z. 1809. Nr. 3 und 4.
1809. Über Götz und Ramler; kritische Briefe. Mannh. Vorher im Morgenblatt. 1808.
1809. Bürgers Briefwechsel mit Boie über die Lenore. Mit Anm. von Voß. Im Morgenbl. Nr. 241—245.
1810. Albius Tibullus und Lygdamus; übersezt und erklärt.
1811. Albius Tibullus und Lygdamus; nach Handschriften berichtigter Text, nebst kritischen Anmerkungen.
1816. Vorrede zum Hymnus an Demeter. Im Morgenblatt. Nr. 144.
1818. Shakspeare's Schauspiele, übersezt von J. H. Voß und dessen Söhnen, Heinrich u. Abraham Voß. Mit Erläuterungen. I.—VII. Bd. 1. Abth. 1826.
1818. Lectiones et Notae, in den Vindiciis Ovidianis Fr. H. Bothii. Goettingae.
1818. Über die Ukertsche Geographie der Alten; im Intelligenzbl. der Jen. Allg. L. Z. Nr. 43.
1818. Über Aratus v. 287—290 Intelligenzbl. d. Jen. L. Z. Nr. 17.
1819. Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? beantwortet im 3. Heft des Sophronizon.
1819. Recension von Chr. Dan. Becks Memoria principis . . . Ascanio Cöthenensis, einen Hauptunter-

schied des älteren und des späteren Todtenreichs betreffend. Jen. A. L. Z. Nr. 214.

1820. Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe, nebst einem Anhang über persönliche Verhältnisse. Vergl. Intelligenzbl. d. Jen. A. L. Z. Nr. 18.

1820. Des Quintus Horatius Flaccus Werke. Zweite verbess. Ausgabe. 2 Bde.

1820. Anfragen an Gelehrte. 1) über Vers 103 des Hymnus an Demeter; 2) über das altgriechische Demonstrativ; 3) über ἐός und ὅς; 4) zur deutschen Sprache. Int. Bl. d. Jen. A. L. Z. Nr. 13. 14. 16.

1821. Antisymbolische Recension; in der Jen. A. L. Z. Maistück.

1821. über die Anordnung pindarischer Chorreihen; im Intelligenzbl. der Jen. A. L. Z. Nr. 41.

1821. Homers Werke. Fünfte stark verbesserte Auflage.

1821. Aristofanes, von J. H. Voß übersezt; mit erläuternden Anmerkungen von Heinrich Voß.

1821. Des Publ. Virgilius Maro Werke. Der übersezung zweite verbesserte Ausgabe. 3 Bände.

1822. über den Byssos der alten Pracht und Religion. Intelligenzbl. der Jen. A. L. Z. Nr. 26.

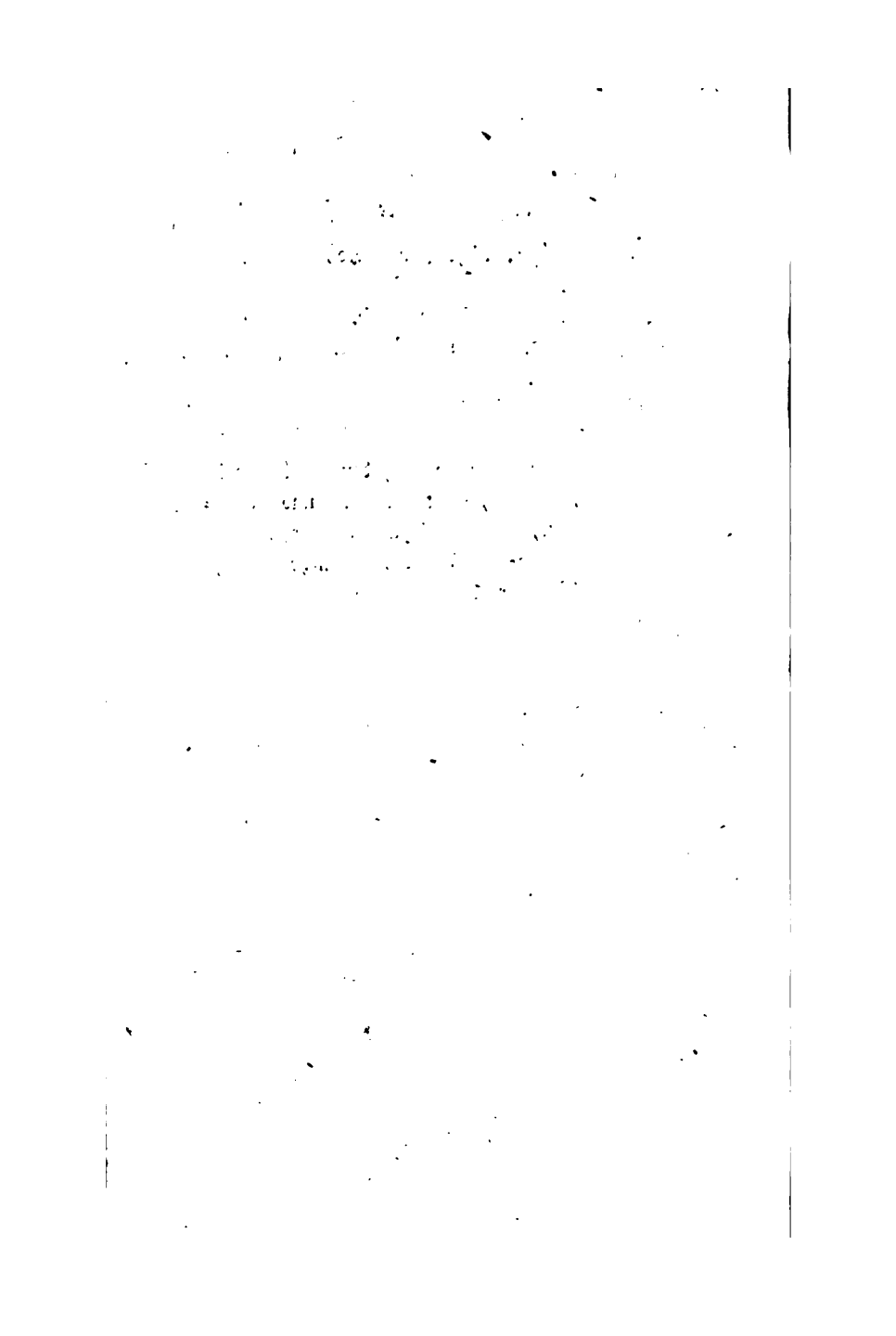
1822. Voß gegen Perthes. Abweisung einer mystischen Injurienklage. Voß gegen Perthes; zweite Abweisung einer mystischen Injurienklage.

1823. Recension der Erläuterungen von Schorn und Creuzer bei dem Tischbeinischen Homer; in d. Jen. A. L. Z. März, Nr. 50—56.

1824. Aratos Sternerscheinungen und Wetterzeichen. Text, nebst übersezung und Erklärung.

1824. Antisymbolik.

1824. über die Antisymbolik, an den Herausgeber der Allg. Ktg. Nr. 64.



VII.

Verzeichnis der Schriften

von

J. H. Voß.

Erſte Beilage zu Seite 22 der erſten Abtheilung.

Bericht über das Eutiniſche Rectorat, eingereicht im Winter 1782.

Von dem Eutiniſchen Rector fodert man: Daß er die Söhne der Eutiner, die entweder ſtudiren oder wenigſtens einer feineren Erziehung genießen ſollen, wenn er ſie ſeines Unterrichts fähig erkennt, wöchentlich 26 Stunden in denjenigen Wiſſenſchaften und Kenntniſſen unterrichte, die zur Entwickelung der Seelenkräfte, zur Bildung tugendhafter Gemüter, und zur Vorbereitung kluger und edler Volkslehrer in Städten und Döfern, Verwalter der Gerechtigkeit, Ärzte und Schulmänner, kurz die zum Begriff des inhaltsvollen Wortes Humanitas, Veredelung der Menſchheit, gehören. Dahin zählt man:

1) Religion und Sittenlehre.
2) Vernunftlehre und Seelenerkenntnis.

3) Geschichte, alte und neue.

4) Erdkunde und Länderkunde.

Diese Wissenschaften lehrt er theils synthetisch und im Zusammenhange, in besonders ausgesezten Stunden, theils analytisch, je nachdem in den Sprachstunden die Erläuterung bald dieses bald jenes Punktes erfodert oder veranlaßt wird.

5) Deutsche Sprache. Damit der junge Deutsche unsre wenigen klassischen Schriftsteller (wie der Grieche und Römer die seinigen) verstehn, und alle abgezweckten Wirkungen empfinden lerne; vorzüglich aber, damit er selbst einen erträglichen Stil in Briefen, Aufsäzen und Reden gewinne, und nicht, wie man so häufig sieht und hört, durch Sprachfehler, Vermischung alter und neuer, ernsthafter und komischer, poetischer und prosaischer oder gar pöbelhafter Worte und Redensarten, durch misklingende Zusammensezungen, seltsame Verstümmelungen, Neuerungen und andern solchen Unrath, bei vernünftigen Leuten Ekel oder Gelächter errege.

6) Lateinische Sprache. Von Terenzens bis wenigstens zu Tacitus Zeitalter erklärt er die Hauptschriftsteller, die nicht zu tief in das Innere einer Kunst außerhalb dem Gebiete der gemeinnüzigen Gelehrsamkeit hineingehn: Dichter und Prosaisten, Redner, Geschichtschreiber und Abhandler. Er zeigt die Veränderungen der Sprache, den Unterschied, den Zweck und die Regeln jeder Schreibart, und das Eigenthümliche

jedes Schriftstellers. Und weil Gewohnheit und Bedürfnis die Sprache der sinkenden Freiheit zur Gelehrtensprache gemacht, so giebt er Anleitung, in dieser so rein und zierlich, wie jezo geschehn kann, sich auszudrücken.

7) Griechische Sprache. Er lehrt wenigstens einen guten Dichter und einen guten Prosaisten verstehn. Bloß Grammatik und das Neue Testament zu treiben, wäre zwecklos. Selbst das N. T. versteht keiner, der nicht die Sprache desselben mit der reingriechischen vergleichen, und dadurch die Grenzen des fremden Einflusses bestimmen kann. Überdies sind die Griechen die besten Lehrer fast aller menschlichen Weisheit und Anmut; und selbst die Schriften ihrer römischen Schüler sind dem Unkundigen der griechischen Sprache in vielen Stücken unverständlich.

Die Schriften dieser beiden, zum Theil auch der deutschen Sprache, erfodern eine nicht geringe Kenntnis der griechischen und römischen Alterthümer, der Fabellehre und ihrer mancherlei Veränderungen, der Erdkunde samt ihren allmähligen Erweiterungen, der alten politischen und Gelehrtengeschichte, Staatenverfassung, Sitten, filosofischen und Volksmeinungen, Gesezе u. s. w., auch der Redekunst und aller ihrer Feinheiten, selbst die Regeln des Wohlklangs nicht ausgenommen, der Poetik, Prosodie und Verskunst, und, weil die Schriften der Alten durch Abschreiber und Erklärer entstellt sind, der Kritik und Hermeneutik.

8) Endlich verlangt man eine Vorübung junger Theologen in der hebräischen Sprache des A. T., verbunden mit der griechischen Dolmetschung der LXX.

9) Aufsicht über die beiden unteren Klassen.

Man ist darüber eins, daß die Wissenschaften, die heutiges Tages ein Schulmann besitzen muß, ein eigenes Studium erfodern. Es mag einigen glücklichen Köpfen gelingen, sie mit der Gelehrsamkeit eines Theologen (denn Rechtsgelehrte und Ärzte suchten es nur ehemals) zu verbinden; aber wer den Umfang von beiderlei Wissenschaften kennt, wird zugestehn, daß solche Ausnahmen selten, und eben nicht sehr zu wünschen seien. Daraus folgt, daß das Schulamt, das so viele Zurüstungen erfodert, und dessen geschickte Verwaltung dem Staate so angelegen ist, ein eigener, fester, auf hinlängliche d. i. seiner Mühe und Nützlichkeit angemessene Belohnung gegründeter Stand, und nicht gleichsam der Durchgang zu einer geistlichen Pfründe sein müsse.

Belohnung des Eutinischen Rectors.

1) Stehend Gehalt, bis der Emeritus stirbt	200	Thlr.
2) An Holz, Torf und Kuhfutterung ungefähr	24	=
3) Zur Wohnung	20	=
4) Schulgeld von 6 bis 10 Schülern aus Eutin	48 bis 80	=
In allem:	292 bis 324	Thlr.

Man erkennt, daß dies bei weitem nicht zureiche, mit einer Familie zu leben, viel weniger etwas auf künftige Bedürfnisse, oder zur Versorgung der Kinder nach seinem Tode, oder auch nur zu Anschaffung nöthiger Bücher zu ersparen, weil eine erträgliche Wohnung allein, wozu man nur 20 Thaler bekömmt, nicht unter 60 Thalern zu haben ist. Dies Fehlende zu ersezen, giebt man dem Rector

5) die Freiheit, so viele fremde Schüler anzunehmen, als bei der Verschiedenheit ihrer Gaben und Kenntnisse ein einzelner Mann zu unterrichten im Stande ist. Dies wären aufs höchste 10 Fremde; und wenn sie sich finden, so hat der Rector noch 80 Thlr.

Also in allem 372 bis 404 Thlr.

Mit 26 Stunden also die Woche, ohne noch die Stunden der Vorbereitung, der Ausbesserung u. s. w. zu rechnen, mit so lang anhaltender und täglich wiederkehrender Anstrengung des Geistes und der Lunge, Kenntnisse von so weitem Umfange, von solcher Wichtigkeit für die künftige Bestimmung, nicht mit einschläfernder mechanischer Einförmigkeit, sondern lebhaft und angenehm vorzutragen, 20 junge Leute von so verschiedenen Begriffen, Vorurtheilen, Anlagen und Empfindungen zu hellern Einsichten und edlern Gesinnungen zu erheben; mit einem so mühsamen, durch häufiges Mislingen der überdachtesten und eifrigsten Versuche an widerspenstigen Gemüthern, und durch eben so häufige Vorwürfe, Misdeutungen und Nachreden

verbitterten Unterricht in Wiſſenſchaften, deren Erlernung ſo viel Zeit, Aufwand, Trieb und Anlage erfoderte: mit dieſem allem erwirbt ein Rector in Eutin noch nicht genug, um nur vor den dringendſten Nahrungsſorgen, geſchweige vor drohenden Ausſichten der Zukunft geſichert zu ſein. — Was thut der Staat dabei? Es könnte einem ungeziemenden Spotte ähnlich ſcheinen, was ich darauf antworten muß; aber es ſteht in der Berechnung von des Rectors Einnahme mit angeführt. Der Staat erlaubt ihm:

6) Wenn er nach einer ſo langen und mühſamen Arbeit noch Kräfte und Munterkeit übrig hat; ſo kann er ſo viele Stunden für ſich arbeiten, und ſich dieſe Privatarbeit ſo gut bezahlen laſſen, als ihm möglich iſt. Der Staat erlaubt dem Rector, weil er als Rector nicht leben kann, dasjenige, was er auch ohne Erlaubnis dürfte, Sprachmeiſter im Franzöſiſchen, Italieniſchen und Engliſchen, und was er ſonſt ſein will und ſein kann, nebenher zu ſein, und rechnet ihm dieſen Nebenerwerb als Einnahme des Rectorats an.

7) Der Rang des Mannes, von dem man ſo viele Wiſſenſchaften und ſo viele Arbeit verlangt, und deſſen Verdienſte um die Wohlfahrt des Ganzen, wenn er ſeine Pflichten erfüllt, zu den wichtigſten gehören, iſt noch völlig ſo, wie ihn die Mönche, die Stifter der Schulen, in jenen rohen Zeiten, da man nur die Bildung künftiger Kloſterbrüder abzuzwecken Urſach

hatte, bestimmt haben. Der Schulmann steht zwischen dem niedrigsten Dorfgeistlichen und zwischen dem Küster, Todtengräber und seiner Gesellschaft. Denn da er täglich Weisheit zu lehren hat, so erwartet man billig von ihm ein vorzügliches Maß filosofischer Gleichgültigkeit gegen Ehre sowohl als Reichthum.

Auch steht dieser Rang noch heutiges Tages mit der übrigen Belohnung in natürlichem Verhältnisse. Denn der niedrigste Dorfgeistliche auf der mühsamsten ärmsten Pfarre (oft selbst der Küster, wenn er zugleich die Orgel spielt!) hat weniger Arbeit als der Schulmann, und Arbeit, die weniger Gelehrsamkeit, mithin weniger Vorarbeit in den Jahren des Studirens, und weniger Geist und Mut erfodert; und dabei verhältnißmäßig ungleich mehr Einkünfte. Denn auf dem Lande sind die Nothwendigkeiten des Lebens wohlfeiler. Was der Schulmann in der Stadt am theuersten bezahlt, das baut jener selbst auf seinem Acker und in seinem Garten, das wird ihm im Walde angewiesen, oder vors Haus gebracht, das wächst auf seiner Weide und in seinen Ställen. Nur darin läßt er dem arbeitseligen Schulmann den Vorzug: dieser hat, wenn seine Schultern es tragen können, bessere Gelegenheit, sich Nebenarbeit aufzubürden: Gelegenheit, sage ich; denn Zeit hat der Landgeistliche mehr. Doch ist auch das nicht selten, daß ein Dorfprediger, wenn er Lust und Geschicklichkeit hat, durch Kostgänger, denen er Unterricht giebt, seine Einnahme vergrößert.

1807. Luise, ein ländliches Gedicht in drei Idyllen. Vollendete Ausgabe.
1808. Theokritos, Bion und Moschos.
1808. Recension der Bürgerschen Sonette; in der Jen. A. L. Z. Nr. 128—131.
1808. Für die Romantiker, ein Bußlied. Im Morgenbl. Nr. 12.
1808. Beitrag zum Wunderhorn. Im Morgenbl. Nr. 283. 284. Vergl. die Entgegnung auf einen Ausfall von L. A. v. Arnim. Intelligenzbl. d. Jen. A. L. Z. 1809. Nr. 3 und 4.
1809. Über Götz und Ramler; kritische Briefe. Mannh. Vorher im Morgenblatt. 1808.
1809. Bürgers Briefwechsel mit Boie über die Lenore. Mit Anm. von Voß. Im Morgenbl. Nr. 241—245.
1810. Albius Tibullus und Lygdamus; übersezt und erklärt.
1811. Albius Tibullus und Lygdamus; nach Handschriften berichtigter Text, nebst kritischen Anmerkungen.
1816. Vorrede zum Hymnus an Demeter. Im Morgenblatt. Nr. 144.
1818. Shakspeare's Schauspiele, übersezt von J. H. Voß und dessen Söhnen, Heinrich u. Abraham Voß. Mit Erläuterungen. I.—VII. Bd. 1. Abth. 1826.
1818. Lectiones et Notae, in den Vindiciis Ovidianis Fr. H. Bothii. Goettingae.
1818. Über die Ukertsche Geographie der Alten; im Intelligenzbl. der Jen. Allg. L. Z. Nr. 43.
1818. Über Aratus v. 287—290 Intelligenzbl. d. Jen. L. Z. Nr. 17.
1819. Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? beantwortet im 3. Heft des Sophronizon.
1819. Recension von Chr. Dan. Becks Memoria principis . . . Ascanio Cöthenensis, einen Hauptunter-

schied des älteren und des späteren Todtenreichs betreffend. Jen. A. L. Z. Nr. 214.

1820. Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe, nebst einem Anhang über persönliche Verhältnisse. Vergl. Intelligenzbl. d. Jen. A. L. Z. Nr. 18.

1820. Des Quintus Horatius Flaccus Werke. Zweite verbess. Ausgabe. 2 Bde.

1820. Anfragen an Gelehrte. 1) über Vers 105 des Hymnus an Demeter; 2) über das altgriechische Demonstrativ; 3) über ἑός und ὅς; 4) zur deutschen Sprache. Int. Bl. d. Jen. A. L. Z. Nr. 13. 14. 16.

1821. Antisymbolische Recension; in der Jen. A. L. Z. Maistück.

1821. Über die Anordnung pindarischer Chorreihen; im Intelligenzbl. der Jen. A. L. Z. Nr. 41.

1821. Homers Werke. Fünfte stark verbesserte Auflage.

1821. Aristofanes, von J. H. Voß übersezt; mit erläuternden Anmerkungen von Heinrich Voß.

1821. Des Publ. Virgilius Maro Werke. Der übersezung zweite verbesserte Ausgabe. 3 Bände.

1822. Über den Byssos der alten Pracht und Religion. Intelligenzbl. der Jen. A. L. Z. Nr. 26.

1822. Voß gegen Perthes. Abweisung einer mystischen Injurienklage. Voß gegen Perthes; zweite Abweisung einer mystischen Injurienklage.

1823. Recension der Erläuterungen von Schorn und Creuzer bei dem Tischbeinischen Homer; in d. Jen. A. L. Z. März, Nr. 50—56.

1824. Aratos Sternerscheinungen und Wetterzeichen. Text, nebst übersezung und Erklärung.

1824. Antisymbolik.

1824. Über die Antisymbolik, an den Herausgeber der Allg. Kztg. Nr. 64.

1825. Gedichte. Ausgabe der lezten Hand. 4 Bdchn.
1825. Nachſpiel zur Harpyenpoſſe. Intell. Bl. der Jen. A. L. Z. Nr. 2 und 3.
1825. über Cekrops; im Seebodeſchen Archiv für Filologie. 2. Jahrg. 1. Heft.

Nach Voßens Tode ſind erſchienen:

1826. Antiſymbolik. Zweiter Theil.
Hymne an Demeter, Text nebſt überſezung und Erläuterung.
1827. Mythologiſche Briefe. 3 Thle. Zweite verm. Ausg.
1828. Kritiſche Blätter nebſt geogr. Abhandlungen. 2 Thle.
1829. Verwandlungen nach Publius Ovidius Naſo. Zweite mit einem Anhang vermehrte Auflage.
Briefe von J. H. Voß nebſt erläuternden Beilagen. Zwei Theile. Der dritte 1832.
1830. Shakſpeare's Schauſpiele VII. Bd. 2. Abth. bis IX. Bd.
Des Publius Virgilius Maro ländliche Gedichte, überſezt und erklärt. Zweite verm. Auflage. 1. u. 2. Bd.
Sextus Aurelius Propertius überſezt.
1831. Zeitmeſſung der Deutſchen Sprache. Zweite mit Zuſäzen und einem Anhange vermehrte Ausgabe.

VIII.

Beilagen.

Erste Beilage zu Seite 22 der ersten Abtheilung.

Bericht über das Eutinische Rectorat, eingereicht im Winter 1782.

Von dem Eutinischen Rector fodert man: Daß er die Söhne der Eutiner, die entweder studiren oder wenigstens einer feineren Erziehung genießen sollen, wenn er sie seines Unterrichts fähig erkennt, wöchentlich 26 Stunden in denjenigen Wissenschaften und Kenntnissen unterrichte, die zur Entwickelung der Seelenkräfte, zur Bildung tugendhafter Gemüter, und zur Vorbereitung kluger und edler Volkslehrer in Städten und Dörfern, Verwalter der Gerechtigkeit, Ärzte und Schulmänner, kurz die zum Begriff des inhaltsvollen Wortes Humanitas, Veredelung der Menschheit, gehören. Dahin zählt man:

1) Religion und Sittenlehre.
2) Vernunftlehre und Seelenerkenntnis.

3) Geschichte, alte und neue.

4) Erdkunde und Länderkunde.

Diese Wissenschaften lehrt er theils synthetisch und im Zusammenhange, in besonders ausgesezten Stunden, theils analytisch, je nachdem in den Sprachstunden die Erläuterung bald dieses bald jenes Punktes erfodert oder veranlaßt wird.

5) Deutsche Sprache. Damit der junge Deutsche unsre wenigen klassischen Schriftsteller (wie der Grieche und Römer die seinigen) verstehn, und alle abgezweckten Wirkungen empfinden lerne; vorzüglich aber, damit er selbst einen erträglichen Stil in Briefen, Aufsäzen und Reden gewinne, und nicht, wie man so häufig sieht und hört, durch Sprachfehler, Vermischung alter und neuer, ernsthafter und komischer, poetischer und prosaischer oder gar pöbelhafter Worte und Redensarten, durch misklingende Zusammensezungen, seltsame Verstümmelungen, Neuerungen und andern solchen Unrath, bei vernünftigen Leuten Ekel oder Gelächter errege.

6) Lateinische Sprache. Von Terenzens bis wenigstens zu Tacitus Zeitalter erklärt er die Hauptschriftsteller, die nicht zu tief in das Innere einer Kunst außerhalb dem Gebiete der gemeinnüzigen Gelehrsamkeit hineingehn: Dichter und Prosaisten, Redner, Geschichtschreiber und Abhandler. Er zeigt die Veränderungen der Sprache, den Unterschied, den Zweck und die Regeln jeder Schreibart, und das Eigenthümliche

jedes Schriftstellers. Und weil Gewohnheit und Bedürfnis die Sprache der sinkenden Freiheit zur Gelehrtensprache gemacht, so giebt er Anleitung, in dieser so rein und zierlich, wie jezo geschehn kann, sich auszudrücken.

7) Griechische Sprache. Er lehrt wenigstens einen guten Dichter und einen guten Prosaisten verstehn. Bloß Grammatik und das Neue Testament zu treiben, wäre zwecklos. Selbst das N. T. versteht keiner, der nicht die Sprache desselben mit der reingriechischen vergleichen, und dadurch die Grenzen des fremden Einflusses bestimmen kann. Überdies sind die Griechen die besten Lehrer fast aller menschlichen Weisheit und Anmut; und selbst die Schriften ihrer römischen Schüler sind dem Unkundigen der griechischen Sprache in vielen Stücken unverständlich.

Die Schriften dieser beiden, zum Theil auch der deutschen Sprache, erfodern eine nicht geringe Kenntnis der griechischen und römischen Alterthümer, der Fabellehre und ihrer mancherlei Veränderungen, der Erdkunde samt ihren allmähligen Erweiterungen, der alten politischen und Gelehrtengeschichte, Staatenverfassung, Sitten, filosofischen und Volksmeinungen, Gesezе u. s. w., auch der Redekunst und aller ihrer Feinheiten, selbst die Regeln des Wohlklangs nicht ausgenommen, der Poetik, Prosodie und Verskunst, und, weil die Schriften der Alten durch Abschreiber und Erklärer entstellt sind, der Kritik und Hermeneutik.

8) Endlich verlangt man eine Vorübung junger Theologen in der hebräischen Sprache des A. T., verbunden mit der griechischen Dolmetschung der LXX.

9) Aufsicht über die beiden unteren Klassen.

Man ist darüber eins, daß die Wissenschaften, die heutiges Tages ein Schulmann besitzen muß, ein eigenes Studium erfodern. Es mag einigen glücklichen Köpfen gelingen, sie mit der Gelehrsamkeit eines Theologen (denn Rechtsgelehrte und Ärzte suchten es nur ehemals) zu verbinden; aber wer den Umfang von beiderlei Wissenschaften kennt, wird zugestehn, daß solche Ausnahmen selten, und eben nicht sehr zu wünschen seien. Daraus folgt, daß das Schulamt, das so viele Zurüstungen erfodert, und dessen geschickte Verwaltung dem Staate so angelegen ist, ein eigener, fester, auf hinlängliche d. i. seiner Mühe und Nützlichkeit angemessene Belohnung gegründeter Stand, und nicht gleichsam der Durchgang zu einer geistlichen Pfründe sein müsse.

Belohnung des Eutinischen Rectors.

1) Stehend Gehalt, bis der Emeritus stirbt, ...	200	Thlr.
2) An Holz, Torf und Kuhfutterung ungefähr	24	=
3) Zur Wohnung	20	=
4) Schulgeld von 6 bis 10 Schülern aus Eutin	48 bis 80	=
In allem:	292 bis 324	Thlr.

Man erkennt, daß dies bei weitem nicht zureiche, mit einer Familie zu leben, viel weniger etwas auf künftige Bedürfnisse, oder zur Versorgung der Kinder nach seinem Tode, oder auch nur zu Anschaffung nöthiger Bücher zu ersparen, weil eine erträgliche Wohnung allein, wozu man nur 20 Thaler bekömmt, nicht unter 60 Thalern zu haben ist. Dies Fehlende zu ersezen, giebt man dem Rector

5) die Freiheit, so viele fremde Schüler anzunehmen, als bei der Verschiedenheit ihrer Gaben und Kenntnisse ein einzelner Mann zu unterrichten im Stande ist. Dies wären aufs höchste 10 Fremde; und wenn sie sich finden, so hat der Rector noch 80 Thlr.

Also in allem 372 bis 404 Thlr.

Mit 26 Stunden also die Woche, ohne noch die Stunden der Vorbereitung, der Ausbesserung u. s. w. zu rechnen, mit so lang anhaltender und täglich wiederkehrender Anstrengung des Geistes und der Lunge, Kenntnisse von so weitem Umfange, von solcher Wichtigkeit für die künftige Bestimmung, nicht mit einschläfernder mechanischer Einförmigkeit, sondern lebhaft und angenehm vorzutragen, 20 junge Leute von so verschiedenen Begriffen, Vorurtheilen, Anarten und Empfindungen zu helleren Einsichten und edleren Gesinnungen zu erheben; mit einem so mühsamen, durch häufiges Mislingen der überdachteſten und eifrigſten Versuche an widerspenſtigen Gemüthern, und durch eben so häufige Vorwürfe, Misdeutungen und Nachreden

verbitterten Unterricht in Wiſſenſchaften, deren Erlernung ſo viel Zeit, Aufwand, Trieb und Anlage erfoderte: mit dieſem allem erwirbt ein Rector in Eutin noch nicht genug, um nur vor den dringendſten Nahrungsſorgen, geſchweige vor drohenden Ausſichten der Zukunft geſichert zu ſein. — Was thut der Staat dabei? Es könnte einem ungeziemenden Spötte ähnlich ſcheinen, was ich darauf antworten muß; aber es ſteht in der Berechnung von des Rectors Einnahme mit angeführt. Der Staat erlaubt ihm:

6) Wenn er nach einer ſo langen und mühſamen Arbeit noch Kräfte und Munterkeit übrig hat; ſo kann er ſo viele Stunden für ſich arbeiten, und ſich dieſe Privatarbeit ſo gut bezahlen laſſen, als ihm möglich iſt. Der Staat erlaubt dem Rector, weil er als Rector nicht leben kann, dasjenige, was er auch ohne Erlaubnis dürfte, Sprachmeiſter im Franzöſiſchen, Italieniſchen und Engliſchen, und was er ſonſt ſein will und ſein kann, nebenher zu ſein, und rechnet ihm dieſen Nebenerwerb als Einnahme des Rectorats an.

7) Der Rang des Mannes, von dem man ſo viele Wiſſenſchaften und ſo viele Arbeit verlangt, und deſſen Verdienſte um die Wohlfahrt des Ganzen, wenn er ſeine Pflichten erfüllt, zu den wichtigſten gehören, iſt noch völlig ſo, wie ihn die Mönche, die Stifter der Schulen, in jenen rohen Zeiten, da man nur die Bildung künftiger Kloſterbrüder abzuzwecken Urſach

hatte, beſtimmt haben. Der Schulmann ſteht zwiſchen dem niedrigſten Dorfgeiſtlichen und zwiſchen dem Küſter, Todtengräber und ſeiner Geſellſchaft. Denn da er täglich Weisheit zu lehren hat, ſo erwartet man billig von ihm ein vorzügliches Maß filoſofiſcher Gleichgültigkeit gegen Ehre ſowohl als Reichthum.

Auch ſteht dieſer Rang noch heutiges Tages mit der übrigen Belohnung in natürlichem Verhältniſſe. Denn der niedrigſte Dorfgeiſtliche auf der mühſamſten ärmſten Pfarre (oft ſelbſt der Küſter, wenn er zugleich die Orgel ſpielt!) hat weniger Arbeit als der Schulmann, und Arbeit, die weniger Gelehrſamkeit, mithin weniger Vorarbeit in den Jahren des Studirens, und weniger Geiſt und Mut erfodert; und dabei verhältnißmäßig ungleich mehr Einkünfte. Denn auf dem Lande ſind die Nothwendigkeiten des Lebens wohlfeiler. Was der Schulmann in der Stadt am theuerſten bezahlt, das baut jener ſelbſt auf ſeinem Acker und in ſeinem Garten, das wird ihm im Walde angewieſen, oder vors Haus gebracht, das wächſt auf ſeiner Weide und in ſeinen Ställen. Nur darin läßt er dem arbeitſeligen Schulmann den Vorzug: dieſer hat, wenn ſeine Schultern es tragen können, beſſere Gelegenheit, ſich Nebenarbeit aufzubürden: Gelegenheit, ſage ich; denn Zeit hat der Landgeiſtliche mehr. Doch iſt auch das nicht ſelten, daß ein Dorfprediger, wenn er Luſt und Geſchicklichkeit hat, durch Koſtgänger, denen er Unterricht giebt, ſeine Einnahme vergrößert.

Ich habe eine Anzahl von 20 Schülern berechnet. Diese aber sind, wenn man sie auch wünscht, noch lange nicht genug. Eine Schule blüht, wenn das Vorgeschriebene gehörig gelehrt wird. Die Menge der Schüler ist alsdenn keine nothwendige Folge; sondern sie hängt eben so sehr davon ab, ob in der Gegend Leute von Vermögen und Einsicht sind, eine gute Schule zu nutzen: sie ist ein Zeichen, nicht der blühenden Schule, sondern des blühenden Wohlstandes oder der blühenden Vernunft umher. Aber gewöhnlich hat der schreiende zusammentrommelnde Quacksalber mehr Kunden, als der stille bescheidene Arzt. Auch weiß man die Ursachen, warum die Zahl der Studirenden abnimmt und noch abnehmen wird.

Man hat oft gesagt, daß diejenigen Stellen, deren Einkünfte in baarem Gelde bestehn, alle 10 Jahre merklich schlechter werden. Die Schulstellen sind seit 200 Jahren nicht doppelt, sondern vier-, fünf-, sechsfach und mehr gesunken. Damals theilte man den Schilling in 12 Pfennige, den Pfennig in Heller und Scherflein; und für die kleinste Münze konnte man etwas kaufen. Jetzt hat der Schilling nur vier Theile; und was kauft man für einen Dreiling? In Hadeln ist eine Verordnung aus dem sechzehnten Jahrhundert: Weil der Rector eine so ungewöhnlich große Einnahme hat, so soll er sich einen Untermeister (Conrector) halten und diesem jährlich 20 Mark abgeben. Welche Summe: 20 Mark! Man hat in neueren Zeiten, wenn

die Wehklage der Schullehrer zu laut ward, ihr Gehalt verschiedentlich erhöht. Aber im Verhältnis mit dem steigenden Preise der Lebensmittel? im Verhältnis mit den steigenden Erfodernissen der Aufklärung? O ihr Fürsten, gebt den Schullehrern für die Arbeit, die das achtzehnte Jahrhundert ihnen auflegt, nur das wieder, was ihnen beim ersten Austritte aus der mönchischen Barbarei bewilligt ward, und was sie durch die Entdeckung neuer Gold- und Silbergruben in der alten und neuen Welt, und durch die überhandnehmende Üppigkeit aller Stände eingebüßt haben.

Ich erwarte die Frage nicht: Warum sich denn noch immer Kandidaten des Schulstandes finden? Denn die meisten sind eigentlich Kandidaten des Predigtamts, die nur einen kleinen Umweg nehmen, oft aus Noth gezwungen, oft durch die Hofnung, eine bessere Pfarre zu erlangen, angelockt und nicht selten getäuscht. Andere, die sich ganz dem Schulstande widmen, haben nur immer die wenigen guten Schulstellen vor Augen, und glauben, eh sie die Welt kennen lernen, man bedürfe, sie zu erlangen, nichts weiter, als sie zu verdienen. Noch Andere, und dazu gehöre ich selbst, sind der Meinung, unsre guten Fürsten werden endlich einmal den schädlichen Misstand in einer der nothwendigsten Einrichtungen des Staats beherzigen, und das altgothische verfallene Gebäude nicht länger durch kleine Flickereien kümmerlich hinhalten, sondern sich durch ein neues, nach den Foderungen des Be-

dürfnisses und der edleren Baukunst aufgeführtes, den Dank und die Bewunderung der Welt und Nachwelt erworben. Die Klage über den Verfall der Schulen ist allgemein. Allgemein hört man auch Vorschläge zu Verbesserungen; aber die meisten halten für die Quelle des Übels, was nur daraus herfließt: die Unfähigkeit und die schlechte Methode der meisten Schullehrer. Der Staat belohne und ehre den Schulstand; so wird man schon wetteifern, Belohnung und Ehre zu verdienen.

Ich habe mich aus wahrer inniger Neigung dem Unterrichte der Jugend gewidmet, weil ich groß von dieser Bestimmung dachte. Ich habe die nöthigen Kenntnisse dazu mit anhaltendem Fleiße zu sammeln gesucht; ich habe die erste angebotene Schulstelle, als einen göttlichen Wink, mir den Weg zu besseren und gemeinnützigeren zu bahnen, angenommen; ich habe die mühsame und dauernde Arbeit, und den mannigfaltigen Verdruß, der bei Verbindungen mit Eltern und Söhnen von so verschiedenen Einsichten und Gemütern unvermeidlich ist, mehrere Jahre standhaft erduldet; ich habe selbst die geringe Besoldung, die mit den geforderten Diensten in gar keinem Verhältnisse steht, und die erniedrigende Stufe der bürgerlichen Ehre, ohne Murren ertragen; durch Privaterwerb den Mangel des öffentlichen ersezt, meine Ehre in dem Bestreben nach wahrer bleibender Ehre gesucht, und die künftigen Umstände meiner durch mich nicht versorgten Familie der

göttlichen Vorsehung überlassen. Aber man erkennt, daß eine solche filosofische oder christliche Ergebung in sein Schicksal im Grunde nicht Zufriedenheit sei, und auf die Länge, wie die Kraft und Munterkeit der Jugend sich verliert, leicht in eine mürrische Stimmung, die man an Schulmännern zu verlachen sich erlaubt, übergehn könne.

Was mir bei diesem fast allgemeinen Schicksal des Schulstandes meine Lage erheiterte, und sie allen scheinbaren Verbesserungen an andern Orten vorziehn machte, war die Achtung und Liebe meiner Hadelschen Mitbürger, und ihre Bereitwilligkeit, alles, was ihre Verfassung nur zuließ, für mich zu thun. Und dies war nicht wenig. Da die vor 30 Jahren erkaufte und bequeme, aber feuchte Rectorwohnung meiner Gesundheit nicht zuträglich schien; so vereinigte sich das Otterndorfer Kirchspiel, mir ein geräumiges Haus in der höchsten Gegend mit einem freigelegenen Garten am Flusse zu kaufen, und es nach meinem Gefallen auszubaun. Die Kosten, die an 2000 Thaler betrugen, wurden durch zwei außerordentliche Auflagen zusammengebracht. Endlich zwangen mich Luft und Wasser, die Gegend zu verlassen. Ich übernahm das Eutinische Rectorat, mit der Erklärung: daß ich die Sorge für mein geziemendes Auskommen der Weisheit und Gerechtigkeit des huldreichsten Regenten anvertraute.

Die menschenfreundliche Versorgung des alten

treuen Schullehrers, und die unveranlaßte Verbesserung der Stelle durch 50 Thlr. Zulage, sind so überzeugende Beweise von der gnädigen Gesinnung des allgeliebten Fürsten, daß es Unehrerbietigkeit seyn würde, auch nur eine leise Besorgniß wegen der Aufnahme einer zum Wohl des Ganzen abzweckenden Vorstellung zu äußern. Die Menge und Verwickelung anderer wichtiger Angelegenheiten kommen leicht den wahren Zustand der gegenwärtigen, bis der Schleier eines verjährten Gewohnheit verhüllt, auch den scharfsinnigsten Blicken entziehn. Ob nach geschehener Prüfung, jene bevorstehende Verbesserung noch werde hinlänglich befunden werden, durch Hofnung mein jeziges, durch Wirklichkeit mein künftiges Bedürfnis zu befriedigen; ob ich fernerhin bei treuer Verwaltung eines mühsamen wichtigen Amtes christliche Ergebung ausüben, oder innere Zufriedenheit in einer anständigen Belohnung finden soll: das gezieme mir in Ehrfurcht zu erwarten. Doch überzeugt darf ich sein, wenn gleich, aller Wahrscheinlichkeit zuwider, auf meine Ergebung gerechnet werden sollte, wenigstens eine erträgliche Wohnung zu erhalten.

Zweite Beilage zu Seite 115 der ersten Abtheilung.

Gleims Hüttchen.

Einzig wohlthuend war das Leben in diesem stillen Hüttchen für Leib und Seele. Der Name Hüttchen entsprach ganz den Bedürfnissen seiner Bewohner, denn es war alles eng zusammengepreßt, und jeder Winkel des Hauses benutzt. Der größte Theil von Gleims Büchern stand in einem Nebenhause. Er war Besitzer mehrerer großer Häuser, deren eins, mit einem schönen Garten, die Dohmsche Familie einige Jahre bewohnte. Er selbst konnte sich nicht entschließen, die langgewohnte Lage zu verändern, so unbequem sie ihm oft selbst erschien.

Gleim war ein sehr thätiger Geschäftsmann. Rechter Hand am Eingange des Hauses hatte er sein Arbeitszimmer, lieber aber arbeitete er links im Wohnzimmer, wo er denn wol alle Tische und Stühle mit Akten belegte, und stets heftig wurde, wenn dem Ab-

räumen die Rede war. „Einmal", erzählte die Nichte, „hatte er es so arg gemacht, daß ich mir nicht zu helfen wußte, denn sogar der Kaffetisch war nicht frei geblieben. Da zog ich eines Morgens ein schwarzes Kleid an, breitete einen weißen Teppich auf der Hausflur vor das Wohnzimmer, stellte mein Kaffegeschirr darauf, und sezte mich, als ich den Onkel die Treppe herunterkommen hörte, mit gestüztem Haupt auf den platten Boden. In Gedanken vertieft trat er heran, stuzte bei dem Anblick, und fing mächtig an zu poltern. Meine wehmütige Antwort, daß ich im Zimmer zu anständiger Bewirtung keinen Plaz mehr fände, und mich dieses nach zur Verzweiflung führen könne, machte ihn lachen." — „Steh nur auf", sagte er, „und zieh dein schwarzes Kleid aus; du sollst heute noch getröstet werden." — Wirklich ward auch noch am nämlichen Tage alles weggeräumt, und nie sammelte sich so viel wieder an." — Gleim war zugegen bei dieser Erzählung, und Voß und er hielten der Weiberlist eine Lobrede.

Im oberen Stock war das Besuchzimmer, dessen Wände, Bild an Bild, die verschiedenartigsten Gestalten seiner Freunde bedeckten, schlecht und gut gemalte unter einander. Möbeln in alter Form, Stühle und Kanapee ohne Polster von Rohrgeflecht hatten erst bei unserm dritten Besuche zierlicheren und anderem, was der neuen Welt angehört, Plaz gemacht, wozu sich, wie die Nichte sagte, der Onkel verführen lassen, als

die jüngere Nichte heirathete. Im Gastzimmer sah man noch die Betten, worin Kleist und Andere der alten Lieben geschlafen, die Bettvorhänge von rothem Taft. Auf dem Gesimse des Kamins stand, neben feinen achteckigen Tassen mit zwei Henkeln, eine kleine Theemaschine, die Kleist einmal der Nichte zum Geschenk gebracht. „Damals", sagte sie, „war das Theetrinken noch eine Seltenheit, und von ihm lernte ich, wie man sich dabei anstelle." Ehrwürdige Reliquien gab es überall, und die Erzählungen des freundlichen Alten und der Nichte machten sie einem noch ehrwürdiger. In Gleims Schlafzimmer durfte Niemand sich hineinwagen, als wer für Reinlichkeit und Ordnung zu sorgen hatte. Die Nichte sagte: „Was da Ordnung heißt, läßt sich nicht beschreiben. Aber der Onkel selbst kann gleich alles finden, was er sucht, und er duldet keinen Staub um sich, außer auf seiner Bettdecke, die von Dintenflecken wie gezeichnet ist." Gleim schlief die Nächte wenig, seine Lebhaftigkeit ließ ihn auch den ruhigen Schlaf nicht abwarten. Dann machte er sich selber Licht, und las und schrieb. Wecken durfte ihn keiner, weil er oft gegen Morgen einschlief. Die Nichte wußte sich in alle seine kleinen Eigenheiten zu finden, und behauptete dabei doch ihre Selbständigkeit, so daß er sich oft in ihren Willen fügte, ohne es selbst zu merken.

Unser trauliches Leben mit Gleim hat eine große Wirkung auf Voßens Stimmung gehabt.

Gleims kräftige Natur und herzliche Theilnahme belebte seinen Mut, der nur zu oft von vielen Berufsgeschäften niedergehalten wurde. Gleim war der angenehmste Gesellschafter, den man sich denken kann, gern mittheilend aus seinen reichen Lebenserfahrungen, und der alten wie der neuen Bücherwelt gleich kundig. Absprechend konnte er sehr sein, aber nur drückend für den, dem er sich überlegen fühlte. Die mit ihm lebten, klagten hierüber, und wunderten sich, wenn er ruhig Widerspruch von Voß aufnahm. Den Grund fand Voß darin, daß sie alle unter seinen Augen sich ausgebildet hatten, und keiner die nöthige Festigkeit besaß. Fischern, den er sehr achtete, fertigte er einmal derbe ab. Voß nahm Fischers Wort in Schuz, und als Gleim sich von seinem Unrecht überzeugte, kostete es ihm keine Überwindung, den lieben Nachbar um Verzeihung zu bitten. Solcher Beispiele haben wir mehrere erlebt. Mit Streithorst, der fast jeden Abend bei ihm war, lebte er stets in Ruhe, so oft sie auch verschiedener Meinung waren. Auch mit Voß war dieses wol der Fall, besonders über seinen König Friedrich, an dem er durchaus keinen Flecken sehn wollte. Doch kamen nie heftige Äußerungen vor, die sich Andere mußten gefallen lassen.

Poesie war Gleims Lieblingsgespräch. Voß mußte ihm oft aus Altem und Neuem vorlesen; auch er selbst las gerne vor, besonders was er die Nacht

gearbeitet; denn selten kam er herunter, ohne ein oder zwei neue Gedichte mitzubringen, und auf dem Nebenpulte lagen kleine gebundene Bücher, wo er jeden Tag das Neueste hineinschrieb. Den größten Werth legte er darauf, daß sie ihn selbst während der Arbeit erfreuten. Stimmten wir in sein Lob ein, so war es ihm recht, aber auch Tadel hörte er gern, und strich Manches durch, was er eben mit Freude gelesen hatte. Einen Morgen las er zwei Gedichte, eins lobend, eins tadelnd. Voß schwieg anfangs; dann sagte er: „Väterchen, ich kehre es um. Was Sie tadeln, nehme ich mit kleinen Änderungen in Schuz; das andere verwerfe ich.“ Gleim stritt lebhaft für seine Meinung; Voß blieb bei der seinigen, und so gingen sie aus einander. Eine halbe Stunde später kam er zu uns, und sagte: „Mein Voß hat doch recht.“ Dann bat er, die kleinen Änderungen selbst zu machen, welches auch geschah.

Hatte Gleim einmal eine Idee gefaßt, und Andere fanden Freude an der Ausführung, so konnte er von dem einen Flecken nicht wieder loslassen. Dies war der Fall beim Hüttchen, einer kleinen Sammlung seiner schönsten Lieder für Freunde, die er 1794 drucken ließ, als Voß ihn zum erstenmal besuchte. Im Jahre 1796 sandte er eine große Sammlung für den zweiten Theil, und bat um ein strenges Urtheil. Voß, der damals den Brunnen bei Boie in Meldorf trank, ließ sein Urtheil durch meine Feder gehn, wel-

ches Gleim sehr freundlich aufnahm. Es lautet so: „Wir haben viel gejubelt bei den herlichen Liedern, und möchten gern von jedem einzelnen noch etwas sagen, aber es fehlt die Ruhe. Sollten alle diese im Hüttchen stehn, so müßten es noch viele schöne, die ungedruckt sind. Voß sagt: „das Hüttchen darf nichts enthalten, was nicht ganz nahe Beziehung auf den Hüttner hat; auch muß der Hüttner nicht zu viel in die Welt hinausblicken, sondern alle Welt zwingen, zu ihm einzukehren.“ *) —

Wie oft hat Voß Gleim ermahnt, noch eine strenge Auswahl aus den vielen einzeln gedruckten Gedichten zu geben; ja er hat sich — und dies war kein kleines Opfer! — selbst einmal auf einer Spazierfahrt dazu erboten, und zwar unter zwei Bedingungen. Die erste war, freie Hand zu haben beim

*) In der Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe S. 139 heißt es: „Vater Gleim, der, wie man sagte, bei dem leisesten Tadel auffuhr, der mit Klopstock bitter gezankt hatte, mit Ramler zerfallen war, Gleim, der dreißig Jahr Ältere, zog mich mehrmals mündlich und schriftlich zu Rath. „Möchten Sie so ändern, lieber Gleim?“ — Brav! schreiben Sie hin! — „Doch nicht; ich kam aus dem Ton; Ihr Ausdruck ist naiver, lebendiger.“ — So lassen Sie. — Zum Hüttchen sandt' er uns einen zweiten Band. Wir wünschten ihn ungedruckt; und er verwarf ohne Empfindlichkeit, weil er warme Theilnahme sah.

Wählen und Verwerfen; die zweite, ohne Ansprüche auf Honorar. Jene ward gern bewilligt; diese nur mit Mühe. Gleim kam unbeschreiblich heiter heim, und erzählte mit großer Freudigkeit, was Voß für ihn thun wolle. Aber die Nichte, welche sehr an ihrem Neffen Körte hing, und ihn gern überall beim Onkel unentbehrlich machen wollte, nahm die Mittheilung sehr ernst auf, und Gleim hat diesen Plan nie wieder berührt.

Jedesmal wenn wir Halberstadt verlassen hatten, klagte Gleim in seinen Briefen, daß er über seine Plane mit Voß sich nicht ausgesprochen, daß er ihn dort nicht festgehalten, und zu einem Preußen gemacht habe. Seine Liebe in allem diesem wußte Voß zu schätzen, obgleich die nicht ruhige Überlegung des warmen Freundes ihn wol zu Wünschen verleitete, die wir nicht theilen, oder zu Schritten, die in Verlegenheit sezen konnten. Anlaß zu solcher Unzufriedenheit gab er uns noch in der lezten Zeit, die wir in Eutin lebten, durch das Schreiben an den König von Preußen vom 14. Juli 1802 *), worin er um ein Gna-

*) Dieses Schreiben, nebst der abschlägigen Antwort des Königs, hat Körte in seinem Leben Gleims (S. 346) abdrucken lassen, gegen Gleims ausdrücklichen Willen, der in seinem Briefe vom 24. Juli 1802 sagt: „Die Abschriften bitte ich nicht aus den Händen zu geben; sie müssen schlechterdings nicht bekannt werden."

dengehalt für Voß ansuchte. Unsre Gefühle dabei enthält mein Brief vom 2. August:

„Unser Väterchen ist ein Freund, wie es wenige giebt. Hätten wir eine Bestätigung dieser Überzeugung gebraucht, so hätte Ihr gestriger Brief sie uns gegeben. Indeß lassen Sie mich ehrlich gestehn, diesen Schritt hätten wir nicht gebilligt, wenn wir ihn vorher gewußt; wir hätten ihn mit aller möglichen Lebhaftigkeit hintertrieben, und Ihnen gründlich dargethan, daß wir uns in einer völlig sorgenfreien Lage befinden. Nach unserm Maßstabe sind wir sehr wohlhabende Leute; ja, weil unsre Wünsche beschränkt sind, können wir uns reich nennen. Die gesandten Papiere sind in unsern Händen so sicher als in den Ihrigen. Keine Seele erfährt etwas davon."

Wie gut es war, daß wir unsre Gefühle gleich ausgesprochen, beweist Gleims Antwort vom 21. August: „Ihr Schreiben kam zur rechten Zeit, Herzensfreundin. Eben wollte ich zum ersten Schritt, der Euch nicht gefallen, den zweiten thun; nun aber ist er unterblieben." Dann fährt er fort: „Ihren Homer und die lyrischen Gedichte hat mir Bieweg gesandt, mein ziemlich guter Vorleser liest sie mir vor. Aber was ist Vorlesen gegen Selbstlesen? Man muß die Gedanken nicht allein hören, sondern auch sehn. In jener Welt, hoff' ich, werden wir auch lesen können. In dieser haben Sie, lieber Voß, mir unendliches Vergnügen gemacht. Wollte Gott, Ihr wärt

gekommen! Die Freude und die Ergießung meines Herzens in die Eurigen hätten mich gesund gemacht."

Gleim war schon blind und äußerst schwach, als im Sommer 1802 unser Schicksal in Eutin *) sich entschied. Im September kamen wir eines Abends in Halberstadt an. Wir stiegen im Gasthofe ab, weil wir uns erst überzeugen wollten, ob wir auch beläſtigen würden. Aber die Wirtin hatte den Auftrag erhalten, unsre Ankunft sogleich zu melden. Wir machten uns also auf den Weg, um den lieben Alten nicht warten zu lassen. Ach! es war ein wehmütiger Anblick für uns, ihn so wiederzusehn, und ich wenigstens durfte mir nicht die Gewalt anthun, meine Thränen zurückzuhalten, da die Tante selbst weinte. Er hatte sehr gealtert, und brach gleich in Klagetöne aus, daß er uns nicht mehr sehn könne. Voß gelang es, diese zu mildern, und ihn schon in der ersten Viertelstunde zur Freude umzustimmen, daß wir wieder beisammen wären. Wir sezten uns bald zu Tische. „Voß zur Rechten, Erneſtine zur Linken," sagte Gleim; „kaum weiß ich, wer mir lieber ist, er oder sie." Er berührte uns unaufhörlich mit seinen Händen, besonders Voßens Stirn und seine glatten Haare, und sagte dann in recht wehmütigem Tone: „Welch ein Jammer ist es für mich, daß ich Eure Augen nicht mehr sehen soll!" Die Nacht schlief er

*) Vergl. Band 2. S. 154 u. 353.

ſo wenig wie wir, aber keiner wollte es am Morgen geſtehen.

Wir kamen ſehr bald in unſre gewohnte Lebensweiſe. Er hörte ſo gern, als er gab, und was war nicht alles von beiden Seiten zu erzählen! Voß mußte ihm viel vorleſen; auch von mir nahm er dieſes an, „denn", ſagte er, „unſern Voß müſſen wir ſchonen." Einzig rührend war es zu hören, wie er immer, wenn er allein war, in Jammertöne ausbrach, die ſich, ſo oft die Nichte aus dem Nebenzimmer ihr kräftiges: Lieber Onkel! rief, in einigen Wohllaut auflöſten. Er fing auch ſein Lieblingsgeſpräch von der Schule wieder an, die nach ſeinem Tode errichtet werden ſollte. Als Voß ihm von einem Vermächtnis für die Dithmarſcher Schulen erzählte, wobei er durch Rath mitgewirkt, ſagte er nach einer Weile ſtillen Nachdenkens: „Für mich iſt es ſchon zu ſpät zu ändern." Beſuche wurden wenige gemacht, wenig angenommen, denn er ſchalt nach ächt Gleimiſcher Weiſe auf Alles, was ihm ſeinen lieben Voß in Anſpruch nehmen wollte. Vom Bleiben in Halberſtadt, was wir befürchtet hatten, ſprach er diesmal gar nicht, da er uns nur als freie Leute betrachten konnte, auf deren Nähe er einen Werth ſezte. Vielmehr äußerte er einmal in einer herzlichen Stunde, daß er keine Anſprüche auf uns mache, da wir nähere Pflichten gegen unſre Kinder hätten, und billigte dabei unſern Plan, wenn es uns einigermaßen gefalle, in

Jena zu bleiben, bis die Söhne ihre akademischen Jahre vollendet hätten. Wie freudig versprachen wir ihm auch, so lange er noch lebe, möglichst oft bei ihm zu sein!

Es war ein sommerlicher Herbsttag, als wir ihn zum letztenmal in seinen Garten begleiteten. Wir mußten ihn nach allen Lieblingsplätzen führen, und manche Erinnerungen wurden aufgefrischt. Wir freuten uns des großen Segens an den herrlichen Obstbäumen. Da erhob er eine lebhafte Klage, die recht ans Herz ging, daß er nichts mehr sehen könne. Voß stand stille an einem schönen Vorstorfer Apfelbaum, bog einen vollen Zweig herunter, und Gleims Hände zu den Äpfeln hinleitend, sagte er: „Väterchen, du hast dich im Leben so mancher schönen Blüte und Frucht erfreut, und Andere zum Genuß ermuntert. Nun sollst du dich beim Betasten deiner Früchte an alle diese Freuden erinnern, und mitgenießen, daß wir sie noch sehen können.“ Dies stimmte ihn wieder zur Heiterkeit und zum lebhaften Gespräch über alles Gute, das ihm im Leben zu Theil geworden. So kamen wir an eine uns immer lieb gewesene Laube. Er sezte sich zwischen uns, und bat die Nichte, uns von einem Stocke, den er ihr bezeichnete, Fruchttrauben zu schneiden. Er gab jedem von uns eine in die Hand, nahm selbst eine, und während wir aßen, erzählte er mit ruhig heiterem Gesicht, daß der Plaz vor uns für sein Grab bestimmt sei. Dieses solle

immer mit Roſen und anderen Blumen friſch und lebendig erhalten, und um den Hügel herum die Urnen ſeiner vorangegangenen Freunde geſtellt werden, die jezt, mit blühendem Geſträuch umgeben, im Garten zerſtreut ſtanden. Daß dieſes der Zweck der Urnen ſei, hatten wir nie geahnet. Es folgte ein Geſpräch über Unſterblichkeit und das Wiederſehn jenſeits. „Ach!“ ſagte er, „wenn ich daran denke, ſo vergeſſe ich meine Blindheit, und danke Gott, daß ich ſchon zweiundachtzig bin.“ Nun ward noch eine Spazierfahrt ins Feld gemacht, weil wir Alle uns nach dieſem wehmütigen Geſpräch im Inneren heiter fühlten.

Nach vierzehn Tagen trennten wir uns von dem unvergeßlichen Greiſe mit dem Gefühle, als Kinder geliebt zu ſein, die man im Frühlinge eben ſo ſehnſuchtsvoll erwartete, als ſie dann hinzureiſen gedachten. Sein lezter Brief vom 4. Februar 1803 möge hier noch eine Stelle finden; als die Antwort ankam, war er ſchon zur Ruhe gegangen.

„Unausſprechliche jammervolle Leiden ließen, liebſte Freundin, nicht zu, Ihr liebevolles Schreiben vom 8. December zu beantworten. Ich verließ mich darauf, daß Sie die Urſach meines Schweigens aus Schmids Briefe nach Weimar erfahren würden. Es freut mich, daß Ihr ein ſo ſchönes Wohnhaus gefunden habt. Sagen Sie doch meinem lieben Voß, daß er ein Bohlendach darauf ſezen möchte. Ich ſterbe ſeit ſieben Wochen, und bin noch nicht geſtorben. Den

Dank für Ihre Freundschaft in diesem Leben nehme ich in jenes mit hinüber, und wünsch' Euch allen, meinen lieben Voßens, ein gesundes in diesem oder keins. Die Tante grüßt. Sterbend und ewig

Euer

Freund

Gleim."

Körte's Ausgabe von Gleims Werken hat Voß sich nicht angeschaft, weil er den Mut nicht fühlte, sieben Bände durchzuarbeiten, in denen man außerdem viele der edelsten Goldkörner vermißt. Nach seiner Ansicht hätten zwei bis drei Bände für die Nachwelt enthalten: den Halladat, den er für Gleims Hauptwerk erklärte; die Kriegslieder nach der Sammlung, die Lessing veranstaltet; vom Hüttchen das Meiste, die Sprüche des Pythagoras und die Fabeln, beide in strenger Auswahl; außerdem einzelne Lieder aus den kleinen rothen Büchern, worin Gleim täglich einschrieb, was er in schlaflosen Nächten gedichtet hatte. —

Auch Gleims Leben von Körte kam Voß schwerlich zu Gesicht; sonst würde er sich gedrungen gefühlt haben, sein Verhältnis zu Gleim in ein helleres Licht zu stellen, und besonders über das Wegbleiben der Zueignung der Luise an Gleim in den Ausgaben nach Gleims Tode, was dem Biografen so anstößig ist, die richtige Erklärung zu geben.

Die Zueignung, welche wir am Schluſſe mittheilen, kam ihm, wie je etwas, warm aus dem Herzen. Er hatte dabei das lebendige Gefühl, daß Gleim durch ſeine innige Freude an dieſem Werke, die ſich in ſo vielen ſeiner Briefe ausſpricht, die erſte Veranlaſſung zum Zuſammenfaſſen der Luiſe gab; eine Freude, die ihn für ſo manche Kälte gegen die Luiſe vollkommen ſchadlos hielt. Dieſe Kälte war es, welche ihm bei der lezten Zeile der Zueignung vorſchwebte. Auffallend war es ihm auch, daß ſie von Vielen nicht verſtanden ward, daß ihm Erläuterungen abgefodert wurden, ſelbſt von Verſtändigen und Theilnehmenden. Drei Jahre nach Gleims Tode, wo Voß in Heidelberg ſich wieder kräftiger an Leib und Seele fühlte, ward eine neue Ausgabe der Luiſe nothwendig: der Sommer 1806, als er noch nicht einmal ein eigenes Haus bewohnte, ward ihm noch heiterer durch die neue Umarbeitung. Als er fertig war, ſagte er mir: „Die Zueignung an Gleim hat ihren Zweck vollkommen erreicht; ſie hat meinen lieben Alten und mich ſelbſt erfreut, ſo lange er noch unter uns lebte. Aber auf die Nachwelt darf durch meine Schuld nichts kommen, was die Mitlebenden ſich durch mich müßten erläutern laſſen.“ Lebhaft fühlte er zugleich, daß ohne die Gnade ſeines Fürſten, der ihn von drückenden Berufsgeſchäften befreit, ſeine Geſundheit ſich nicht wieder gehoben, und ſein Lieblingswerk „an wärmerer Sonne ſeine Zeitigung, und einige Ähnlichkeit mit griechiſcher Reife,

nicht gewonnen haben würde *)." Was war denn wol natürlicher, als daß Voß die Luise dem Herzog von Oldenburg zueignete, der über dieselbe gegen ihn und Andere auf eine so wohlthuende Art sich geäußert hatte?

Vor Gleims Hüttchen.

Wach auf, ehrlicher Greis! Wer klopfet da? Freund' und Bekannte.
Leise klopfet der Freund. Aber du höretest nicht.
Still! Ihr weckt mir die Mädchen! Sie lieben uns. Sollen sie aufstehn
Spät in der Nacht? Aufstehn, und die Geliebten empfahn.
Welche denn? Kennst du den Pfarrer von Grünau? Was! und Luise?
Auch ihr Mann. Und wo bleibt Mütterchen? Mütterchen auch.
Mädchen, heraus! mit dem Schönsten bewirtet sie! Alter, nur Obdach,
Und ein freundlich Gesicht. Trauteste, kommt! denn es friert!

*) Worte aus der Zueignung an den Herzog von Oldenburg.

Doch ihn schüzte die Muse vor grämlichen Falten und Trübsinn.
Leicht gedeiht, was er schaft, und fröhlicher macht es und besser.
Früh weckt thätiger Geist den Schlummernden, daß er durch Arbeit
Eigener Wahl sich stärke, den Jünglingen froher zu nahen.
Mich dann läßt er daheim, und vertraut mir des Hauses Geschäfte,
Die, nur weniger ernst, doch genug mir die Stunden beflügeln.
Nicht zur Trägheit fürwahr erzog mich die liebende Mutter.
Wolle spinn' ich und Flachs, und ziehe dir Blum' und Gemüs' auf;
Auch versteh' ich die Nadel zur Noth, und die Knütte versteh' ich,
Thee und Dinte zu brau'n, und ein Leibgericht zu bereiten.
Kommt dann ein häusliches Fest, nicht Kuchen nur geb' ich, auch Kränze
Ordn' ich geschickt, und glühe mit mächtiger Kolbe den Stahlpunsch.
Traun ehrwürdige Werke, die Nüzliches mischen zum Holden!
Siehe, mir wohnen im Hause auch drei untadliche Söhne;
Einer ging in die Fremde, zu spähn akademische Weisheit.
Diese beschäftigen sehr; denn vereint mit dem treflichen Vater
Wollen sie Tag vor Tag in zierlicher Kleidung einhergehn.
Stattlicher Hemd' erfreuen sich all' und gefaltetor Krausen,
Auch feinmaschiger Strümpf' und des frostabwehrenden Handschuhs.

Sanft auf die Hand. Nicht zürn' ich, wenn auch der gemächliche Schlummer
Ohne dein Wollen dir naht; ich wecke dich, wenn ich geendet.
Nicht erzähl' ich (du weißt es ja ſchon), wie wir deiner des Gaſtes
Herzlich vordem uns gefreut, auch nicht von der größeren Freude,
Als du, den eigenen Heerd zu erbaun, mit Bedacht dich entſchloſſeſt.
Weit führt ſolches vom Zweck, und Lob dir zu ſagen ins Antlitz
Iſt nicht dir anſtändig, noch mir. Heut liegt mir am Herzen,
Mich und den lieben Gemahl vor ſcheinbarem Tadel zu ſchüzen.
Häuslichen Sinn verehrte Terpſichore bei der Geburt ſchon
Meinem Gemahl; gern nahen dem häuslichen Manne die Muſen.
Häuslichen Sinn auch ſchenkte mir einſt mein Vater zum Brautſchaz.
Dieſer erwarb mir frühe das Herz des liebenden Gatten.
Drum bewahren wir Beide den häuslichen Sinn als ein Kleinod.
Doch auch ernſtes Geſchäft hält mir den Gemahl in der Wohnung.
Nicht den Muſen allein, den gefälligen, weiht' ihn das Schickſal;
Knaben auch ſollt' er erziehn, und Jünglinge bilden zu Männern.
Mühſam iſt das Geſchäft, und faltete manchem die Stirne.

Doch ihn ſchüzte die Muſe vor grämlichen Falten und Trübſinn.
Leicht gedeiht, was er ſchaft, und fröhlicher macht es und beſſer.
Früh weckt thätiger Geiſt den Schlummernden, daß er durch Arbeit
Eigener Wahl ſich ſtärke, den Jünglingen froher zu nahen.
Mich dann läßt er daheim, und vertraut mir des Hauſes Geſchäfte,
Die, nur weniger ernſt, doch genug mir die Stunden beflügeln.
Nicht zur Trägheit fürwahr erzog mich die liebende Mutter.
Wolle ſpinn' ich und Flachs, und ziehe dir Blum' und Gemüſ' auf;
Auch verſteh' ich die Nadel zur Noth, und die Knütte verſteh' ich,
Thee und Dinte zu braun, und ein Leibgericht zu bereiten.
Kommt dann ein häusliches Feſt, nicht Kuchen nur geb' ich, auch Kränze
Ordn' ich geſchickt, und glühe mit mächtiger Kolbe den Stahlpunſch.
Traun ehrwürdige Werke, die Nüzliches miſchen zum Holden!
Siehe, mir wohnen im Hauſe auch drei untadliche Söhne;
Einer ging in die Fremde, zu ſpähn akademiſche Weisheit.
Dieſe beſchäftigen ſehr; denn vereint mit dem treflichen Vater
Wollen ſie Tag vor Tag in zierlicher Kleidung einhergehn.
Stattlicher Hemd' erfreuen ſich all' und gefaltetes Krauſen,
Auch feinmaſchiger Strümpf' und des froſtabwehrenden Handſchuhs.

Stets auch fodert ihr Herz, nicht feine, nur mächtige Schüsseln,
Ruft sie der Mittag heim: und es kommt doch alles auf mich an.
Eine blühende Tochter versagt' unfreundliches Schicksal,
Welche mit Dienst' und Gespräch aufheiterte mich und den Vater.
Auch der Dienenden gehn nicht viel' in unserer Wohnung.
Eine Jungfrau schaltet allhier, mir zu pflegen des Heerdes,
Wasser zu tragen und Holz, und Geräth und Zimmer zu säubern.
Diese zürnt mir im Herzen (und nicht verarg' ich ihr solches),
Wenn sie den ganzen Tag in schmuziger Kleidung einhergeht.
Gern nun theil' ich das Werk, daß bald wir Beide geschmückt gehn.
Hallet es zwölf, und kehrt der ermüdete Vater vom Hörsaal,
Froh an der Thür' empfang' ich mit Gruß, und trage die Kleider
In ein entferntes Gemach; als Friedenszeichen umhüllt ihn
Schlafrock, Müz' und Pantoffel; er dehnt sich schweigend im Lehnstuhl,
Bis ihn die dampfende Schüssel zum Kreis der Harrenden aufruft.
Heiterer hebt sich bald das Gespräch; doch schleicht auf die Tafel
Manchmal Zeitung und Buch; dann flüster' ich oft die Ermahnung,
Nicht zu verschmähn in der Flasche des Weins mutstärkendes Labsal.

Vierte verspätete Beilage zu Seite 130 der ersten Abtheilung.

Herzenserleichterung

am Geburtstage meiner lieben Frau.

Wahrlich, weder ein karger, noch untheilnehmender Ehmann
Schien ich mir selber zu sein, und tadeln möchte ich jeden,
Der mir mit Vorwurf nahte, wenn nicht durch glänzende Gaben
Ich am Fest der Geburt das Herz des Weibes erfreute.
Selbstlob hab' ich stets von ganzer Seele verachtet,
Falsche Bescheidenheit aber, die war mir stets noch verhaßter.
Heiter die Meinen zu sehn, das ist mein tägliches Streben;
Um mein Weib zu erfreun, scheint nichts auf Erden zu schwer mir.
Rede du selbst, mein Liebchen, ob leere Worte zu schwazen
Je mein Mund sich erlaubt? Ist's nicht die lautere Wahrheit,
Daß zum Frühling der Winter dir ward durch meine Bezaubrung?
Seit im Garten die Blumen verblüht, die Bäume entlaubt sind,
Seit mit Jubeln die Knaben das Obst in Körbe dir pflückten,

Ließ ich jemals dir Zeit, zu klagen in düsterer Schwermut,
Daß durch des Winters Gewalt auch inneres Leben erstarrt sei?
Bracht' ich nicht täglich Blumen dir dar voll Farbe und Schönheit,
Die im duftenden Kranz noch Kind und Enkel erfreuen?
Ward nicht durch heitres Gespräch selbst dann die Stirne entwölkt dir,
Wenn dein sinkendes Auge mir sagte, du sehntest nach Schlaf dich?
Welche Sorge nahte dir sonst, als die, daß der liebe
Sohn in trauriger Ferne, statt mit den horchenden Brüdern
Lieb und Rede des Vaters in warmer Fülle zu hören,
Schwachen Nachhall nur in todten Briefen vernähme?
Gab ich dir nicht den klarsten Beweis, daß noch nicht erschöpft sei
Meine Kraft zu erfreun, seit ich aus dem Zimmer verbannte
Meine bestäubten Bücher, mitsamt dem Schrank, der sie aufnahm?
Jeglicher Mann, dem Billigkeit wohnt im fühlenden Herzen,
Muß doch wahrlich gestehn, daß reicher kein Weib noch beschenkt ward.
Aber nicht also denk' ich in meiner erhabenen Seele.
Deinen Geist erfreute ich zwar; doch immer und ewig
Deinen Geist zu erfreun, nicht schicklich scheinet mir solches.
Heute will ich dir zeigen, wie scharf auch für's Äußre mein Blick ist.
Lange dacht' ich umher in des Herzens Geist und Empfindung,
Wie ich das Schöne zum Guten in weiser Ordnung verbände.
Dieser Gedanke schien mir Zweifelndem endlich der beste:
Edle Gleichheit vermißte ich längst bei häuslichen Festen.
Glattes Rands war ein Theil der Teller und Schüsseln, und krauses

War der andere Theil; auch trug vom traurigen Alter
Und von der Köchin Gewalt, so mancher Teller die Spur mir.
Heimlich dich zu erfreun, verschaft' ich mir Teller und Schüsseln
In unendlicher Zahl. Empfange mit freundlichem Danke
Diese Gab' und vernimm ein ernstes Wort der Ermahnung:
Daß die Schönheit der Gaben dich nicht zum Schwelgen verleiten.
Leicht bethört wird ein Weib, auch die sich des Guten befleißigt.
Täglichen Schmaus zu halten gelüste dir niemals im Herzen;
Still in häuslicher Ruh sei Schmaus mit den Deinen ein Fest dir.
Auch bewahre die Gaben im wohlverschlossenen Schranke.
Treib' auch die Mägde mit Ernst in wohlbedächtiger Weile,
Wenn du ihnen die Schüsseln vertraut, sie sauber zu puzen.
Wer das erste zerbricht, den strafen herbe Verweise.
Scherben sind stets mir ein Gräuel in Haus und Garten gewesen.
Aber nahen dir Gäste, sein's Fremdlinge oder Bekannte,
Deren Auge dir sagt, daß gern sie zu uns sich gesellen,
Sinnig öfne den Schrank, und wähle nach reifer Erwägung,
Ist die Küche reichlich bestellt, die größte der Schüsseln.
Aber schäme dich nicht, wenn klein sich zeiget dein Vorrath,
Selbst die kleinste zu geben, nur gieb sie mit heiterem Antlitz.

Johann Heinrich Voß,
geschrieben mit meiner linken Hand.

Dieses Gedicht wurde im Winter 1799—1800, wo Voß durch eigene Geistes-Thätigkeit, die selbst Stolberg lebhaft theilte, Leben und Heiterkeit ins Haus brachte, von der Hausfrau zu ihrem eigenen Geburts-

tage gefertigt. Voß selbst hatte die Veranlassung gegeben, daß sie sich dergleichen erlauben durfte, wenn es ihr bei innerem Wohlsein zum Bedürfnis wurde. Jedes mit Liebe begonnene Geschäft pflegte ihn so ganz in Anspruch zu nehmen, daß er oft den Kalender vergaß, und dann selbst mit sich unzufrieden werden konnte, wenn er Tage übersehen, die für ihn und uns Alle Werth hatten. So war ihm denn mein Vorschlag sehr willkommen, daß ich für eine Auszeichnung an meinem Geburtstage die Sorge mit übernehmen wollte, wie ich es für den seinen so gerne that. Die Geschenke in seinem Namen wurden stets nach dem jedesmaligen Bestand der Kasse eingerichtet, und strenge dafür gesorgt, daß Mann und Frau gleichmäßig erfreut wurden. Es war ihm sehr recht, als ich ihm an diesem Tage beim Frühstück erzählte, daß die Stolbergsche Familie den Mittag bei uns essen würde. Er selbst erschien erst, als wir uns schon Alle an der mit den neuen Gaben geschmückten Tafel niedergelassen hatten, und überreichte mir eine sich eben entfaltende Tulpe, in deren Blätter die Ode gefügt war, welche im dritten Bande der Gedichte S. 64 abgedruckt steht. Stolberg grif schnell nach dem Blättchen, las vor, und sagte dann: „Die Ode wollen wir loben, aber doch mit Voß schelten, daß er zu bescheiden ist, uns auch das mitzutheilen, womit er seine Frau heute überrascht hat.“ Voß hatte indessen seinen leeren Plaz am Tische eingenommen, und war voll Verwunderung,

als Stolberg mein Gedicht in kräftigem Tone vortrug, und daß seine rechte Hand nicht wußte, was die linke gethan. Der Dank, den ich erhielt, will sich nicht in Worte fügen; aber er war für uns Beide gleich erfreulich, und benahm mir nicht den Mut, für die Folge Ähnliches zu ersinnen.

Fünfte Beilage zu Seite 15 der zweiten Abtheilung.

Erneſtine Voß an Gleim.

Meldorf, im Juli 1800.

Seit drei Wochen ſind wir in Dithmarſchen, liebes Väterchen, und fühlen uns heiter und geſtärkt, obgleich der böſe kalte Sommer einen wol verſtimmen könnte. Es iſt auch nicht möglich, anders als innig wohl zu ſein, bei der Freude und Herzlichkeit, mit der wir hier allenthalben umgeben ſind. Wir haben viel frohen Mut in uns, und hier ſammeln wir noch ſo viel dazu, als wir brauchen, bis wir wieder zu euch, ihr Seelengeliebten, kommen. Auch für meinen Bruder iſt es wohlthätig, von ſeinen vielen, häufig ſehr verdrießlichen Geſchäften ein wenig auszuruhen. Wir fühlen ſo herzlich, wie glücklich es macht, wenn ein enges Familienband mit den Jahren immer feſter wird. Die Tage fliegen uns ſchnell dahin, wenn wir unſre Kinder um uns haben, und bald im Garten, bald im Zimmer

uns ſammeln. Mein Bruder iſt ſehr geliebt von Allen, mit denen er zu thun hat; dies erleichtert ihm viele Laſten. Es iſt eine wahre Freude zu ſehn, wie traulich er mit den Landleuten umgeht, und ſie wieder mit ihm. Der Marſchbauer iſt, wo er ſtolz behandelt wird, ein übermütiges Geſchöpf, aber wo er das Gegentheil findet, da iſt er herzlich, und man fühlt ſich bald behaglich bei ihm. Es herſcht hier ein großer Reichthum, aber ſelbſt bei ſolchen, die reich ſind, findet man keinen Übermut. Eine Art von Alterthümlichkeit herſcht durchaus, und etwas Kernhaftes in Speiſen, Hausrath, Kleidung und Allem, was dazu gehört. Wir haben mit meinem Bruder mehrere Beſuche bei Landleuten gemacht, und ſind allenthalben mit Feſtlichkeit aufgenommen, die keineswegs die Freude ſtört. Die Häuſer ſind alle auf eine Weiſe gebaut. Erſt kommt man in eine große Dreſchdiele (Tenne), zu deren beiden Seiten das Vieh ſteht; dieſe iſt im Sommer ſo reinlich wie möglich. Dann folgt eine Hausdiele (Flur), die in ein großes Zimmer führt, der Peſel genannt, wo geſpeiſt wird. Dies Zimmer iſt mit ſtattlichen Schränken und blanken Koffern geziert. Bei Manchem iſt ein wenig neue Sitte mit alter verbunden, aber das Alte hat doch immer das Recht, hervorzuſtechen. Bei einem fanden wir kryſtallene Kronleuchter und Mahagoni-Stühle und Kommoden neben Strohſtühlen mit bunten Kiſſen. Wenn man bei unfreundlichem Wetter auf einem ſolchen Hof ankommt,

ſo winkt der Hausherr mit den Seinen von Ferne, auf die große Diele zu fahren, und Alles, was zur Familie und Nachbarſchaft gehört, umringt den Wagen und heißt freundlich willkommen. Dann giebt man ſich in die Runde die Hand, und wird in die Wohnſtube oder in eine zierliche Stube geführt. Die Männer rauchen Taback, und wer nun plattdeutſch ſpricht, der iſt gleich bekannt bei Allen. Wenn die Pfeife ausgeraucht iſt, ſo wird man zu Tiſche geführt an eine lange reichlich beſezte Tafel; unter dreißig Perſonen haben wir an keiner geſeſſen. Die Vornehmſten bekommen Lehnſtühle. Zu einer Suppenſchüſſel gehören etwa acht Perſonen, und eine jede, die das Vorlegeamt übernimmt, bekommt einen freundlichen Dank. Die Speiſen ſind faſt an jedem Orte gleich. Zwiſchen jeder Suppenſchüſſel liegt ein kleiner Hügel Brot. Die Ordnung beim Schmauſe iſt folgende: Erſtlich kommt eine Hühnerſuppe mit Reis und Roſinen, und eine Menge Hühner dabei. Dann folgt ein gekochter Schinken, der einem homeriſchen Maſtſchwein keine Schande machte, und als Trabanten geräucherte Zungen. Wo eine Suppenſchüſſel weggenommen wird, ſezt man einen Mehlbeutel wieder hin, der recht derbe und voll Roſinen ſein muß. Zum drittenmal werden aufgetragen zwei große Rinderbraten und zwei Schüſſeln mit Enten und Küchlein. Hiezu gehören Pflaumen und Erbſen in kleinen Salat-Tellern; dann zwei Mandeltorten und zwei Pflaumentorten; dann dicker Reis in

Milch gekocht mit Wein. Den Beschluß machen Kirschen, allerhand kleine Kuchen und Backwerk. Butterbrot darf man zwischen jeder Schüssel essen. Der freundliche Wirt hat das Amt einzuschenken, und bringt fleißig eine Gesundheit aus, damit die Gäste Lust zum Trinken bekommen. Die Weiber erscheinen nicht mit zu Tische, höchstens eine Matrone, die man mit Aufwarten verschont; die anderen, wenn auch ihrer sechs sind, müssen schön gepuzt auftragen. Das wird mancher wol recht sauer bei der unendlichen Menge von Röcken, die sie tragen. Wenn die Gäste satt sind, so essen die Frauen in einem anderen Zimmer. Dies merkten wir leider zu spät, sonst hätten wir uns das Aufwarten bei ihnen nicht nehmen lassen. Zweimal machten wir uns nach Tisch die Bewegung, Blindekuh mit den Kindern auf der großen Diele zu spielen. Das machte den Landleuten so viel Freude als uns. Wir zogen sie nach und nach mit hinein, und keiner blieb mit der Binde verschont als Voß, der sich, wenn die Gefahr groß ward, hinter den Wagen versteckte, weil er die Erhizung scheute. Zum Kaffetrinken gesellen sich die Weiber, und rauchen recht mit Anstand ihre Pfeifen mit. Nachher geht man auch in den Garten, und besieht den Acker, der zunächst liegt. Seit Voie Landvogt ist, wird hier gewaltig auf Baumzucht gehalten. Man findet wenig Höfe, die nicht mit Pappeln umpflanzt sind, und großen Obstgärten; es ist ordentlich ein Wetteifer, wer die meisten Bäume

zieht. Vorher war fast kein Baum zu sehen, und wer etwas pflanzte, ward ausgelacht. Auf diesem herlichen Boden gedeiht Alles schnell. Das giebt dem ganzen Lande ein freundliches Ansehn. Man findet hier auch viele betriebsame Leute, die neben ihrem Landbau Kalk und Ziegel brennen, Töpfe machen, Leder gerben, und Alles im Großen. Könnten sich nur die Dithmarscher entschließen mehr Gemüse zu bauen, so würden sie weniger Mehlspeisen und fettes Speck essen, und dadurch etwas rascher werden; sie haben eine gar zu große Last an ihrem Körper zu tragen. Die Weiber müssen sich immer recht lange ausruhen, wenn sie ihre Hausarbeit fein bedächtig gethan haben; auch sind sie noch weit davon entfernt, in ihren Feierstunden eine Pfeife Taback mit Handarbeit zu vertauschen. Bei unsrer Vetterschaft in Brunsbüttel haben wir ein recht idyllisches Leben geführt, troz dem Winde, der uns fast immer im Hause hielt. Der Vetter Piehl ist in der lateinischen Schule so weit gekommen, daß er seinen Horaz liest. Er ward ein Bauer, weil sein Vater es wünschte, aber er hat sich ganz vorzüglich ausgebildet. Er hat eine warme Liebe für Alles, was schön und gut ist, und liebt Voß mit Begeisterung. Er sowohl als seine Frau sind ein wahrer Segen für Alle, die mit ihnen leben. Sie haben keine Kinder, aber es giebt eine große Menge, denen sie Vater und Mutter sind. Dieser Vetter hat einen schönen Büchervorrath, und liebt die

Muſik ſehr. — Leſen thut man hier im Lande ſo wenig als ſingen, aber mein Bruder iſt den Muſen noch eben ſo treu, als er ſeinen Freunden iſt. Sein Garten würde Ihnen große Freude machen. Das Meiſte, was in unſerm Garten blüht, kömmt von meinem Bruder. Voß arbeitet hier mit meinem Bruder vereint an der neuen Ausgabe ſeiner Gedichte, woran noch Manches zu puzen iſt. Vorig Jahr um dieſe Zeit waren wir bei Ihnen; wie lebhaft habe ich alle dieſe Tage wieder durchlebt! Voß grüßt mit der herzlichſten Liebe. Er fühlt ſich jezt ſehr wohl, ſo daß wir feſt hoffen, daß die Reiſe ihm wahren Nuzen bringen ſoll.

Verzeichnis der Druckfehler.

Im ersten Bande:

Seite	47	Zeile	14		statt gleicher lies gleichen
—	116	—	10	v. u. —	denn l. dann
—	137	—	7	" " —	daktyliſchen l. daktyliſchen
—	204	—	7	" " —	verkaufen l. kaufen
—	252	—	2	" " —	jünge l. jüngere
—	285	—	14	—	konnte l. könnte
—	316	—	9	—	Nun l. Nur.

Im zweiten Bande:

Seite	48	Zeile	15		statt Schmerlke l. Schmeelke
—	55	—	11	—	eine l. ſeine
—	63	—	11	—	wallfahrte l. wallfahrtete
—	82	—	2	—	Lieblings l. Liebling
—	113	—	7		nach buckt l. unter
—	137	—	6	v. u.	ſtatt Morgen l. Sommer
—	164	—	4	—	Roudeaux l. Rondeaux.
—	222	—	9	—	videntem l. ridentem
—	229	—	12		das *) gehört hinter Opfer Z. 13.
—	232	—	14		ſtatt ſehen l. ſezen

Seite	233	Zeile	8		statt –, ∪∪–∪ l. –, ∪∪–⏑
—	—	—	9	—	können l. kennen
—	235	—	15	—	Rhunkenius l. Ruhnkenius
—	272	—	8	v. u.	gehört das *) hinter Rantchen
—	301	—	12		statt der l. des
—	331	—	9	v. u.	— Roßtreppe l. Roßtrappe
—	335	—	9		— Fäastier l. Fäatier
—	346	—	6		— Menschrn l. Menschen
—	347	—	7		— Schwertau l. Schwartau
—	349	—	1	v. u.	— Ib l. Ich
—	390	—	9		— Schdarwacht l. Scharwache
—	—	—	19		nach Buch l. genommen.